UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Deutsche in der Landschaft

Borchardt, Rudolf

München, 1927

urn:nbn:de:hbz:466:1-74741

Visual Library

DER DEUTSCHE IN DER LANDSCHAFT

BESORGT VON
RUDOLF BORCHARDT

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Standort: P 11
Signatur: CJV 2433
Akz.-Nr.:
Id.-Nr.: W2627794

GESAMTHOCHSCHULBIBLIOTHEK PADERBORN

78/16627

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

DER DEUTSCHE IN DER LANDSCHAFT

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

JOHANN GEORG SULZER

Nizza.

DAS UFER DES MEERBUSENS VON Antibes ziehet sich von dieser Stadt an gegen Nordost in einem Zirkelbogen herum, dessen Sehne von Südwest nach Nordost läuft. An dem nordöstlichen Ende derselben liegt Nizza, in gerader Linie etwa drei deutsche Meilen von Antibes. Beide Städte liegen unmittelbar am Meer, und so, dass man von der einen die andere gerade im Gesichte hat. Von dieser Lage hat vermutlich Antibes seinen griechischen Namen Antipolis (die gegenüber liegende Stadt) von den ehemaligen griechischen Einwohnern von Nicäa, dem heutigen Nizza, bekommen.

Die Ufer des gedachten Meerbusens sind ganz flach; aber in einer geringen Entfernung von der See erheben sich kleine Hügel, die sich gegen das Land herein an die höhern Berge der Provence anschliessen. Von Nizza aus aber, gegen Genua hin, sind die Küsten meistenteils sehr hoch, steil und felsig. Diese hohe Küste fängt gleich neben Nizza an.

Nizza hat die Form eines Dreiecks, dessen kleinere gegen Süden gekehrte Seite an das Meer stösst, die beiden andern aber am nördlichen Ende der Stadt zusammenstossen. Dicht an der Abendseite fliesst der bei trockenem Wetter sehr seichte, zu andern Zeiten sehr stark anlaufende, und alsdenn sehr breite Fluss Paglion, der sich hier ins Meer ergiesst. An der Morgenseite der Stadt aber liegt ein hoher, vom Meer an einige hundert Schritte ins Land hinein laufender und ganz einzeln stehender Felsenberg. Auf der beträchtlichen, etliche hundert Fuss betragenden Höhe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dieses Felsens lag das ehedem für unüberwindlich gehaltene, aber 1704 von dem Marschall de Catinat eingenommene und jetzt gänzlich zerstörte Schloss Nizza.
Die Mittagsseite der Stadt ist durch einen hohen und festen gemauerten Wall für das Anprellen der Wellen geschützt. In diesem Wall sind Gewölber ausgemauert, welche zu Magazinen der Kaufmannsgüter dienen; oben auf demselben aber ist eine Plateforme zum Spazierengehen. Die Abendseite der Stadt ist gegen den Paglion mit einem hohen, ausserhalb mit einer starken Mauer bekleideten Erdwall versehen, der meistens mit Steinen ausgepflastert ist, weil er sowohl zum Reiten und Fahren, als zum Gehen dienet. Aus der Stadt führen Treppen und Rampen auf diesen Wall, und von da gehen auch solche an die steinerne Brücke, die über den Paglion nach einer Vorstadt herüber geht, herunter. Man kann also von der West- und Nordseite der Stadt auf diesen Wall und von da in die Stadt kommen, so dass sie ein völlig offener Ort ist, obgleich sowohl in dem Wall, als an der Süd- und Nordseite der Stadt Tore sind. Wer nicht Lust hat durch die Tore zu gehen, geht über den Wall frei aus und ein.
Nichts ist schöner als der Spaziergang um die Stadt herum. Man kann von einer breiten, längst des vorher erwähnten hohen am Meer gemauerten Walles laufenden Strasse, vermittelst einer schönen steinernen ganz neu angelegten Treppe, auf die Plateforme dieses Walls kommen. Von da geht man längst dem Meer auf dem Wall gegen Abend, und hat den ganzen Meerbusen, die völlige Küste mit ihren Hügeln, und die Stadt Antibes gerade vor sich. Von diesem gemauerten Wall kommt man auf den an ihn anschliessenden ebenfalls hohen Erdwall, auf dem man nordwärts

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hingehet. Von diesem hat man eine bezaubernde Aussicht, erst auf die kleine flache, mit viel hundert Gärten und Gartenhäusern besetzte Gegend um die Stadt, und dann auf die umliegenden kleinern, ebenfalls mit unzähligen Bastides oder Landhäusern besetzten, und mit Wäldern von Oliven bedeckten Berge, hinter denen mehrere Reihen immer höherer Berge die Häupter empor heben.

Von den nächsten Bergen erstrecken sich einige Hügel vom Gebürge ab in die Ebene hinaus, davon einer, den die Einwohner Cimie nennen, längst dem rechten Ufer des Paglion bis nahe an die Stadt heraus tritt. Zwischen diesen hervortretenden Hügeln liegen einige schmale höchst angenehme Täler, die in die Ebene auslaufen. An ein paar Orten aber gehen aus diesen Tälern noch andere engere in den Schoss der Berge hinein, und bilden da einsame reizende Wohnplätze. Jenseit dieser nächsten Berge liegen zwischen diesen und den grössern darhinter liegenden auch viele teils wilde, teils fruchtbare, ganz romantische Täler, an denen man sich von den Höhen herunter nie satt sehen kann.

In jedem Garten steht ein mehr oder weniger grosses und gutes Wohnhaus, sowohl für die Familie des Gärtners, als für den in der Stadt wohnenden Eigentümer. Denn nur wenige Gärtner sind selbst Besitzer der Gärten, die sie bearbeiten. Einige sitzen auf Pacht darin; andere, und diese sind die meisten, bearbeiten und benutzen sie für die Hälfte des jährlichen Ertrages. Einige wenige dieser Gartenhäuser sind räumlich, wohlgebaut und gut unterhalten. Diese sind im Winter meist von Engländern bewohnt, die ihrer Gesundheit halber, oder aus Laune hieher kommen. Bisweilen kommen auch andre Fremde. Hier und da sind auch gute Wiesen zwischen den Gärten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das übrige, etwas von der Stadt entferntere ebene Land, das in den Tälern und an den Bergen, ist in unzählige kleine Güter eingeteilt, die ich weder Ackergüter, noch Gärten nennen kann; sie sind von beiden etwas. Ihre Grösse ist gering, von vier und sechs, bis zehen, funfzehen und zwanzig Morgen Landes, das zum Gartenbau, zum Wein- und Kornbau eingerichtet ist. Jedes dieser Gütchen hat sein massives Haus; einige sehr wenige ganz schöne Landhäuser. Auf diese Weise ist die ganze Gegend und die Anhöhen der sie umgebenden Berge, sogar die oberste Höhe derselben mit unzähligen zerstreuten Gebäuden bedeckt, die von der Stadt aus, wo man alles übersehen kann, eine erstaunliche Ansicht geben. An den Bergen siehet man ganze Wälder von Olivenbäumen, und auch in der Ebene sind sie in grosser Menge gepflanzt. Andre Bäume, als Maulbeer- Feigen- und Obstbäume, sind etwas sparsam angebracht. Von Waldung aber ist gar nichts zu sehen, als hier und da an den wildesten und höchsten Stellen der Berge dünne stehende Pinaster und Gesträuch, so dass das Holz in dieser Gegend rar ist.

Die grösste Mannigfaltigkeit geben dem Auge die vielen tausend Terrassen, in welche die ziemlich steilen Anhöhen der Berge eingeteilt sind, damit dies steile Land konnte bebaut werden. Alle werden durch trockne, das ist, ohne Kalk aufgeführte Mauren unterstützt. Wohin man auch das Auge gegen diese Berge wendet, sieht man eine erstaunliche Menge übereinander stehender Terrassen, und bewundert dabei die geduldige Arbeitsamkeit der ehemaligen Einwohner, die diese dürren Anhöhen dadurch zum Anbau tüchtig gemacht haben. Ohne Zweifel hat Überfluss an arbeitenden Händen und Mangel an Nahrungsmitteln

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie zu dieser erstaunlichen Arbeit gezwungen. – Wenn man in Gedanken alle diese Terrassen wegreisst, und diese Berge sich in ihrer ursprünglichen Gestalt, mit meist rauhem und ziemlich unfruchtbarem Boden vorstellt, so denkt man, es hätte niemand vorhersehen können, dass so viel Menschen an diesen Bergen wohnen und ihre Nahrung finden könnten. Eine vor der Bewohnung des Landes dahin geschickte Kolonie würde vermutlich berechnet haben, dass dieses kleine Stückchen Landes, wo jetzt über tausend Familien wohnen, nicht hinreichend sei, viel über hundert Familien zu nähren. Nichts, als einige ganz steile Felsen, ist hier ungenutzt gelassen.

KARL PHILIPP MORITZ

Villa Borghese.

Könnt' ich Ihnen doch von diesem reizenden Garten eine würdige Beschreibung machen, den sein grossmütiger Besitzer ganz dem Vergnügen des Volks einräumt, und dieses schönen Aufenthalts selber am vollkommensten geniesst, indem er von Tausenden genossen wird.

Man geht aus der Porta del Popolo rechts an der alten Stadtmauer hin, von der ein Stück schon seit Jahrhunderten den Einsturz droht, und immer noch unerschüttert steht, ob es gleich den Anschein hat, als ob es in jedem Augenblick zusammenstürzen wollte.

Nur einige Schritte von hier ist der Eingang zu der Villa Borghese, und man steigt zu dem Hügel, worauf sie liegt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine steinerne Treppe in einem kleinen Vorhause hinauf, aus welchem man auf einen Wald von immergrünenden Eichen tritt, der zu diesem schönen Schauplatze gleichsam die Vorhalle bildet.

Zur rechten Seite durch die Bäume erblickt man einen grossen Teich, in dessen Mitte auf einer Insel dem Gott der Gesundheit ein Tempel erbauet ist, zu welchem man in Kähnen schiffet, von denen Musik ertönet, während dass am Ufer um den See Gesang und Freude herrscht, und von sitzenden und wandelnden Menschen sich schöne Gruppen bilden.

In dem Tempel steht eine antike Bildsäule des Äskulap, mit dem schlangenumwundenen Stabe, und der Überschrift: Der sanften Gottheit, welche die Schmerzen lindert.

Den See umschatten balsamisch-duftende Bäume und Stauden, und Bänke und Rasensitze laden den Ermüdeten zum ruhigen Genuss der schönen Gegend, und Freunde zu vertraulichen Gesprächen ein.

Man blickt von dieser Anhöhe nach dem Vatikan, der Peterskirche und dem Janikulus hinüber, und übersieht eine weite Strecke der schönsten Gegend um Rom. Die reine erquickende Luft, welche man hier einatmet, macht einem in jedem Moment die schöne Idee des Besitzers wert, der gerade auf diesem Fleck dem Gott der Gesundheit einen Tempel weihte.

In einem dunkeln Gebüsch, nicht weit vom See, steht ein antiker Marmorsarg, auf welchem der Sturz des Phaeton abgebildet ist, mit der Unterschrift: Gross wie sein Mut war auch sein Fall. – Ein schönes und bedeutendes Symbol auf dem Sarge eines Jünglings, der im Anfange einer glänzenden Laufbahn vom Tode hinweggerafft wird.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn man nun von dem ersten Hügel ins Tal hinabsteigt, so wandelt man in einem schattichten Lorbeerhaine, bis man den zweiten Hügel hinaufsteigt, der nur von einsamen Pinien beschattet wird.

Ein breiter Fahrweg, der hier durch das Tal den Berg hinaufgeht, gibt diesem Teile der Villa das Ansehen einer freien unumgrenzten Gegend, in der man, wie auf einer Reise, wandert, und nicht bloss spazieren geht.

Überhaupt hat der zweite mit einzelnen Pinien bepflanzte Hügel das Ansehen einer Wildnis. – Hier sieht man Herden von Rehen weiden, die dem Auge das angenehmste Schauspiel darbieten, und auf der einen Seite steht ein einsames Jägerhaus, wodurch das romantische Ansehen dieser Gegend noch vermehrt wird.

Nun steigt man wieder in ein Tal hinunter, wo ein Wasserbassin von majestätischen Eichbäumen umschattet wird, die in der glänzenden Flut, welche das Bild des Himmels zurückwirft, ihre Wipfel spiegeln.

Dies einsame melancholische Tal scheint ordentlich dazu gebildet, um zu ernsten Betrachtungen einzuladen, und so oft ich es besucht habe, ist meine Seele dadurch in eine Art von feierlicher Stimmung versetzt worden.

Indem man nun wieder hinaufsteigt, kommt man endlich an die Grenzen der Villa, welche aber durch eine Art von Zaun nur schwach bezeichnet sind; denn die Wiese, welche nun kommt, gehört auch noch dazu, und das Ganze verliert sich unmerklich in der umliegenden Gegend.

Nun führt aber zur rechten Hand eine besondere Pforte erst in den eigentlichen künstlichen Garten der Villa, und zu dem schönen Landhause, in welchem sich eine unschätzbare Sammlung von Antiken befindet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lorbeerwälder, Cypressenhaine und schattichte Alleen wechseln in diesem majestätischen Garten miteinander ab; und rauschende Fontänen laden in den einsamen Schatten zu süssem Schlummer ein.

Der Reichtum von Denkmälern des Altertums erstreckt sich bis in die einsamsten Winkel; und allenthalben wird man durch eine Bildsäule, durch eine Vase, oder durch ein Stück von erhabener Arbeit überrascht, wodurch man in die vergangnen Zeiten blicket; und auch in dem was die Zeit verstümmelt hat, noch die Überreste von dem beseelten Werke des hohen Genius sieht, der jene Zeiten belebte.

Man braucht Tage und Wochen um sich in dem Sammelplatze so vieler Schönheiten nicht mehr wie in einem Labyrinthe zu verlieren, sondern nur erst einigermassen die Szenen, die man vor Augen hat, auch in seiner Einbildungskraft zu ordnen.

Auf einem Platze, wo man von einem halben Zirkel von Bäumen eingeschlossen wird, ist die Mauer des Gartens durchbrochen; und man blickt auf einmal mitten aus dem Überfluss von Kunst und mannigfaltiger Pracht in die öde einsame Gegend, von welcher der Garten umgeben ist; dies macht einen äusserst romantischen Kontrast, und auf diesem Fleck hat Goethe seine Iphigenie vollendet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

C. C. L. HIRSCHFELD

Der Heeschenberg.

Zwo Meilen von Kiel nach der westlichen Seite hin, erhebt sich in dem adeligen Gute Schirensee der ansehnliche Heeschenberg, dem die Natur eine reizende Lage mitten in einer fruchtbaren und bebauten Landschaft, eine reiche Bekleidung mit Waldung, mannigfaltige Ungleichheiten und Abhänge zur Vervielfältigung der innern und äussern Prospekte gab.

Die Landschaft umher vereinigt alle Annehmlichkeiten der ländlichen Natur in bescheidener Einfalt. Keine prächtige, der Bewunderung oder des Erstaunens würdige Gegenstände, keine Gebürge, keine Felsen, keine von ihnen herabhangende Wälder, keine Aussichten auf die Unermesslichkeit des Meeres. Aber dagegen alles, was den Charakter der angenehmsten Landschaft bilden, was sanfte Ruhe und reine Naturfreuden einflössen kann. Überall umher beständige Abwechselung und Unterbrechung von Anhöhen und Vertiefungen, einzelnen Bäumen und Gruppen, Waldungen und Gebüschen, eingezäunten Wegen und Feldern, Wiesen, Viehtriften, reifenden Saaten, deren Glanz auf den Hügeln zwischen dunklern Einfassungen hervorspielt – alles in einer malerischen Lage und verschwenderischen Verschiedenheit der Verbindung. Mit einem noch höhern Reiz hat die Natur die südliche und westliche Gegend ausgezeichnet. Hier wird das Auge durch sanfte Erhebungen des Bodens, durch einige hinter einander aufsteigende Berge, auf deren Abhängen Viehweiden grünen und Kornfluren schimmern, und auf dem Hintergrunde dieser Anhöhen durch einen Kranz von schönen Wäldern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ergötzt, die aus verschiedenen einzelnen Massen bestehen, aber dennoch in der Aussicht zusammenhängen, und einen herrlichen Umzug bilden. In dem ganzen Bezirk ist alles Ländlichkeit, Einsamkeit, Ruhe; alles sanft und milde, in stiller Anmut dahin gegossen, erquickt und erquickend für jedes Herz, das sich diesen Szenen nähert. Ihren Eindruck verstärkt noch die Stille, die hier herrscht, die von nichts unterbrochen wird, als zuweilen von dem anmutigen Gebrüll umhergrasender Herden und von den Gesängen der Vögel, die in diesen waldichten Revieren frohlocken.

Dieser Ort schien nach seinem Charakter und nach seinen Wirkungen vorzüglich von der Natur zum Ruheplatz eines Geistes bestimmt, der von den grossen Geschäften der Welt zurückkehrt zu der Einsamkeit des geliebten Landes, der seinen Abend im eigenen ruhigen Schatten feiern will, unter dem Nachgenuss seiner öffentlichen Verdienste, und unter der stillen Wonne eines wohltätigen Privatlebens. Kein Sturm der Höfe, kein Zwist der Könige mehr; die ganze Welt scheint von hier aus besänftigt und befriedigt. Alle Szenen umher winken ihm Ruhe und sanfte Erquikkung zu. Indem er hier unter den Empfindungen, womit ihn Natur und Zurückerinnerung lohnen, umherwandelt, so steigt der Mond hinter den Wäldern herauf, und bescheint die selige Szene mit stillem Beifall; unterdessen noch die westliche Spitze der umliegenden Waldung sich erheitert gegen den Schimmer der Abendröte malt, die am Horizont länger zu verweilen scheint.

Der Charakter der Ruhe und der ländlichen Erfrischung, den die Natur der Landschaft eingeprägt hat, ist auch durch alle Anlagen und Einrichtungen fortgesetzt, die Geschmack und Kunst hinzugefügt haben. Denn sich bloss

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit Bewohnung und Genuss begnügen, konnte nicht der tätige Geist des Besitzers; gewohnt zu schaffen, breitete er auch hier seine Wirksamkeit in mannigfaltigen Verschönerungen aus.

Auf der Höhe des waldichten Heeschenbergs zeigt sich zuvörderst der grosse Pavillon, ohne Pomp, aber in einem reinen und edlen Geschmack der Architektur, mit der Vorderseite gegen Abend gerichtet.

Auf dem Vorplatz des Pavillon ist ein kleiner Lindengang mit Sitzen angelegt. Er dient sowohl in kühlen Stunden zum Teetrinken, zum Spiel und zur Abendtafel, als auch zum Prospekt, indem man zwischendurch aus dem Saale in gerader Linie eine angenehme Aussicht auf einen Strich von Wiesen und Feld, sodann auf die zu dem adeligen Gute gehörigen Hofgebäude in der Tiefe, hinter ihnen auf einen Berg, und endlich auf einen schönen Wald hat, der die Szene schliesst. Die kurze Lindenallee hat in der Mitte einen breiten Gang, und auf den beiden Aussenseiten zwei schmalere, die von einer Hecke von Hagebuchen zur Einfassung des Waldes begrenzt werden. Diese Hecke hat nichts gekünsteltes; sie ist frei gezogen, und die Waldbäume ragen unmittelbar über sie empor.

An dem Ende des Lindengangs sieht man vor sich eine in gerader Richtung mit neuen ansehnlichen Absätzen tief sich herabsenkende Terrasse, auf beiden Seiten hinunter mit Hecken und Wald eingefasst, und unten am Fusse ein kleines Wasser, worin sich die Häupter umhergepflanzter Bäume spiegeln. Die Terrasse, die nicht bestimmt ist bestiegen zu werden, hat kein Treppenwerk. Über diese Absätze hin laufen von beiden Seiten des Waldes Gänge, auf welchen man in verschiedenen Erhöhungen auch verschiedene

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aussichten nach dem grossen Pavillon oben hinauf, und nach der unten liegenden Landgegend hat. Die Absätze haben Ruhebänke zum Genuss dieser Aussichten, die sich bald erweitern, bald zusammenziehen; sie sind überdies mit Blumen, und hie und da mit einigen schönen Lorbeerbäumen in malerischen Stellungen verziert.

Zur Linken auf dem Platz vor dem Pavillon hat man unter schattichten Kastanienbäumen an einem niedrigen Gitterwerk, das den Rand dieser Anhöhe einfasst, und mit wohlriechenden Blumen bepflanzt ist, einen herrlichen Sitz. Man sieht über einen grossen dickbuschichten, auf den Seiten mit hohen Bäumen verschönerten Vorgrund, der sich an diesem mittägigen Abhange des Berges hinunterzieht und eine schöne waldichte Szene bildet, in eine ansehnliche Vertiefung hinab, worin man einen Fischteich, ein angelegtes Wasser, erblickt. Seine Ufer sind ringsumher mit Rosengebüschen bekränzt; auf jener Seite ist noch eine junge Pflanzung von Kastanien, die in der Folge zur Verschönerung des Wassers beitragen wird. An dem diesseitigen Ufer glänzt ein Blumenbeet mit lebhaften und abwechselnden Farben, die man, indem man unten wandelt, durch den Widerschein im Wasser ein neues Schauspiel bilden sieht. Man erblickt von oben herab am Teiche einen Sitz zum Vergnügen des Fischfangs, verschiedene Bänke, und zur Rechten ein steinernes mit Stroh gedecktes Gebäude, das sich in diesem Prospekt gut auszeichnet. Über das Wasser hin sieht man noch in der Tiefe den grössten Teil von einem Lustgebüsch, woraus hie und da hohe Bäume hervorsteigen, das mit schlängelnden Gängen durchschnitten ist, und mit einem kleinen Wasserfall belebt wird. Hinter dieser Szene fängt die Landgegend an sich zu erheben. Zwischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den hohen Bäumen im Gebüsch hindurch sieht man eine Reihe von Hügeln und Bergen aufsteigen, worauf Viehweiden und Kornfelder durchschimmern. Weiter nach der Westseite hin schwellen die Berge höher empor; sie zeigen sich alle in ihrer nicht gar beträchtlichen Entfernung dem Auge deutlich; ihren Gipfel krönt von der ganzen Mittagsseite an bis über die Abendseite hinaus eine Reihe von Wäldern, in deren verschiedene Öffnungen sich hin und wieder Saatfelder mit hellern Farben hineinziehen, und das Gemälde mit einem höhern Kontrast des Lichts und des Schattens beleben. In diesen Zwischenräumen wird das Auge zuweilen von einer zufälligen Erscheinung zur Verwunderung überrascht. Indem die Höhen der hintern Saatfelder über die sich diesseits herabziehende Waldung hervorragen: so scheint oft der Pflug in den Gipfeln der Bäume zu irren, oder der Mäher mit seiner Sense die Krone des Waldes zu bedrohen. – Die Wälder beschliessen den Gesichtskreis, und verhüllen die Landschaft in ihre Einsamkeit.

Geht man zur Linken des grossen Pavillon seitwärts in die Vertiefung hinunter, so stösst man bald auf ein kleineres Gebäude mit einem roten Dach und bläulichen Anwurf, das ein Wohnzimmer und ein Schlafkabinett enthält. Man sieht hier in einen Teil des buschichten Abhanges hin; doch ist die Aussicht gesperrt. Von dem Gebäude läuft ein Weg nach der Morgenseite des Berges ab, wo der Blick von umzäunten Wiesen zu einer Anhöhe sich erhebt, und auf einem Stück Waldung ruht; ein andrer Gang, gerade von dem Eingange weg, schlängelt sich zur Vertiefung hinunter. Ist man hinabgestiegen, so zeigt sich die Spitze des Pavillon auf der Höhe zwischen den Bäumen sehr malerisch. Eine zum Fischfang bequeme Brücke, die über einen Kanal

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

führt, aus welchem das Wasser zum Teiche sich sammelt, ist zugleich mit einem Sitz versehen; man überschaut hier in der Nähe das Wasser, die Blumen und ihren Widerschein, das mit Stroh gedeckte Haus, das mit der Inschrift: Bon-Bon bezeichnet ist, und ringsumher einen waldichten Umzug.

Beim Herumirren in dem Lustgebüsche sieht man darin kleine Kanäle, die dem Teich das Wasser zuführen, sich schlängeln, und hohe, glatte, schlanke Ellern in die Luft steigen. Das Gebüsch, das aus einem Gemisch von Ellern, Hagebuchen, Quitschern u. a. besteht, ist niedrig, dünne, luftig; es zieht sich mit seinen schlängelnden Pfaden eine ganze Strecke nach der Morgenseite am Fuss des Berges hin, und hat Bänke, die zum Ausruhen einladen. In diesen Gängen hat man fast immer den Turm des grossen Pavillon auf der Anhöhe im Gesicht.

Nach der westlichen Seite hin kommt man, bei dem Ausgang aus dem Gebüsch, zu dem Gebäude Bon-Bon, und von da zu einer grossen Grotte. Man lässt auf dem Wege zur Linken eine kleine Insel liegen, die mit einer weissen Urne und mit Blumen geziert ist; das Wasser hat einen Abfall, und hilft weiter unten Wassergüsse bilden. Die Grotte ist ein starkes Werk von Steinen. Sie hat sowohl vorne, als auf beiden Seiten, grosse Öffnungen ohne Türen. Sie ist geräumig, hoch, kühl, und inwendig an den Wänden mit Steinchen natürlich ausgelegt. Sie ruhet im Schatten hoher Bäume. Gerade vor der mittlern Öffnung liegt ein Felsenwerk, worüber sich ein Wasserfall mit drei ziemlich grossen Absätzen stürzt, in dessen Getöse sich das Rauschen überhängender, schwankender Bäume mischt.

Von dieser Grotte schlängelt sich ein sehr anmutiger Weg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Berg hinauf; ein andrer führt unten an seinem Rande weg, bei einer Reihe von Wassergüssen, Brücken, einem Teiche und kleinen Rasenstücken. Auf diesem Wege hat man an der Abendseite allmähliche Erhöhungen von Bergen, vorliegende und zurückweichende Wälder, den Hof mit seinen Gebäuden und dem neuen im reinen Architekturgeschmack erbaueten herrschaftlichen Wohnhause, und weiter nach Norden hin eine reich ausstaffierte Landschaft in einer freien Aussicht.

Auf den Gängen, die auf dem westlichen Abhange des Berges laufen, erblickt man jene Gegenstände wieder, aber in einem veränderten Prospekt, indem sie sich mehr in die Tiefe zurückziehen, und nur hie und da gebrochen durch die Zwischenräume der Bäume schimmern. In dieser Aussicht wird das unten liegende Wasser wichtiger, weil es, ohne eine deutliche Bezeichnung seiner Umgrenzung, zwischen den kleinen Öffnungen des Laubwerks grösser scheint.

Auf einem dieser Wege, die sich nach der nördlichen Seite des Berges ziehen, kommt man bei einem Gebäude vorbei, das der Einsamkeit gewidmet ist, wie nicht allein seine Inschrift, sondern auch seine Lage bezeugt. Es entfernt sich zur Linken etwas von dem Wege, und zieht sich in die Dämmerung umschattender Bäume hinein. Die Lage ist, wie sie sein muss, verborgen, ruhig, umschattet; alle Aussicht umher ist gehemmt; doch hat das Gebäude, das aus einem Wohnzimmer mit einer Schlafstelle besteht, einen kleinen artigen Vorplatz.

Verfolgt man den Weg weiter, so kommt man bald auf einen runden Platz, an welchen ein anderes kleines aus Einem Zimmer bestehendes Gebäude stösst, das wegen der ausgebreiteten und herrlichen Aussicht, womit das Auge

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hier gegen Norden überrascht wird, sich mit der Überschrift: Bellevue, unterscheidet. Man wird von diesem auf viele Meilen sich verbreitenden, reichen und überaus erfrischenden Prospekt um so mehr ergötzt, da man eben aus einer verschlossenen Szene getreten ist. Unmittelbar vor sich hat man eine lange, auf beiden Seiten von Waldung eingefasste, besteigbare Terrasse, mit vielen Absätzen und bequemen Stufen von Rasen, auf welchen man an den Fuss des Berges hinabgehen kann. Im Vorgrunde erscheinen Wiesen, Viehtriften, Felder und einige Häuser. Weiter hin wird das Auge durch einen schönen See erfrischt, mit dessen Klarheit ein dunkler zur Rechten angrenzender Wald einen reizenden Kontrast macht. Über ihn hinaus Kornfelder, Dörfer, Waldungen, bei hellem Wetter zwei adelige Höfe, wovon Kleinnordsee auch ohne Fernglas sichtbar ist, und andere Abwechselungen und wunderbare Mischungen in einer bis in den blauen Dunst am Horizont hin sich verlierenden Landschaft. Diese Aussicht ist die weiteste, freieste und heiterste, die man von dem Berge geniesst, da sie auf den meisten übrigen Seiten von umliegenden Wäldern begrenzt wird. Sie bringt eine liebliche Erfrischung in das Gemälde, ohne den Charakter des Ganzen, Ruhe und ländliche Einsamkeit, zu verändern, indem kein Getöse in der Nähe, keine starke Bewegung umher vorhanden ist, sondern vielmehr über diesen in die Ferne hin sich verbreitenden Szenen die Stille der friedeatmenden Natur schwebt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

GESSNER

Die Gegend im Grase.

Du hoher schwarzer Tannen-Hain! der du die pfeilgeraden rötlichten Stämme dicht und hoch durch deinen dunkeln Schatten empor hebst! hohe schlanke Eichen! und du Fluss! der du mit blendendem Silber-Glanz hinter jenen grauen Bergen hervorrauschest, nicht euch will ich izt sehen; izt sei das Gras um mich her meine Gegend. Diese bewundernswürdige Welt im Kleinen, von unendlich mannigfaltiger Schönheit; unendliche Arten Gewächse; Millionen verschiedene Bewohner teils fliegen von Blumen zu Blumen, teils kriechen und laufen umher, in Labyrinthen des Grases; unendlich mannigfaltig an Bildung und Schönheit, findt jeder hier seine Nahrung, jeder seine Freuden; Mitbürger dieser Erde, jeder in seiner Art vollkommen und gut. Wie sanft rieselst du vorüber, kleine Quelle! durch die Wasser-Kressen und durch die Bachbungen, die ihre blauen Blumen emportragen; du schwingest kleine funkelnde Ringe um ihre Stämme her, und machest sie wanken; von beiden Ufern steht das fette Gras mit Blumen vermischt; sie biegen sich herüber, und dein klares Wasser fliesst durch ihr buntes Gewölb und glänzet im vielfärbichten Widerschein. Ich will jetzt durch den kleinen Hain des wankenden Grases hinsehn; wie glänzet das mannigfaltige Grün, von der Sonne beschienen! sie streuen schwebende Schatten eins auf das andere hin; schlanke Kräuter durchirren das Gras mit zarten Ästen und mannigfaltigem Laub, oder sie steigen darüber empor, und tragen wankende Blumen. Aber du blaue Viole, du Bild des Weisen, du stehst bescheiden niedrig im Gras,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und streust Gerüche umher, indes dass geruchlose Blumen hoch über das Gras empor stehn, und prahlerisch winken. Fliegende Würmchen verfolgen sich unten im Gras; bald verliert sie mein Aug im grünen Schatten, dann schwärmen sie wieder im Sonnen-Schein, oder sie fliegen zu Scharen empor, und tanzen höher in der glänzenden Luft. Welch eine bunte Blume wieget sich dort an der Quelle? so schön und glänzend von Farbe - - - doch nein, angenehmer Betrug! ein Schmetterling flieget empor, und lässt das wankende Gräschen zurück. Izt rauschet ein Würmchen, schwarz beharnischt auf glänzend roten Flügeln vorbei, und setzt sich (zu seinem Gatten vielleicht) auf die nahe Glockenblume. Rausche sanft, du rieselnde Quelle! Erschüttert nicht die Blumen und das Gras, ihr Zephir! Trüg' ich mich, oder hör' ich den zärtesten Gesang? Ja sie singen, aber unser Ohr ist zu stumpf, das feine Konzert zu vernehmen, so wie unser Auge, die zarten Züge der Bildung zu sehn. Was für ein liebliches Sumsen schwärmt um mich her? Warum wanken die Blumen so? Ein Schwarm kleiner Bienen ist's; sie flogen fröhlich aus, von ihrer fernen Wohnstatt, und zerstreuten sich auf den Fluren und in den fernen Gärten; aufmerksam wählend sammelten sie die gelbe Beute, und kehren zurück, ihren Staat zu mehren, jede mit dem gleichen Bestreben; da ist kein müssiger Bürger; sie schwärmen umher, von Blume zu Blume, und verbergen nachsuchend die kleinen haarichten Häupter in den Kelchen der Blumen; oder sie graben sich mühsam hinein in die noch nicht offenen Blumen; die Blume schliesset sich wieder, und verbirgt den kleinen Räuber, der die Schätze ihr raubt, die sie vielleicht erst morgen der kommenden Sonne und dem glänzenden Tau entfaltet hätte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dort auf die hohe Klee-Blume setzt sich ein kleiner Schmetterling; er schwingt seine bunten Flügel; auf ihrem glänzenden Silber stehn kleine purpurne Flecken, und ein goldner Saum verliert sich am Ende der Flügel ins Grüne; da sitzt er prächtig, und putzt den kleinen Busch der silbernen Federn auf seinem kleinen Haupt. Schöner Schmetterling! biege die Blume zum Bach hin, und sieh da deine schöne Gestalt; dann gleichest du der schönen Belinde, die beim Spiegel vergisst, dass sie mehr als Schmetterling sein sollte; ihr Kleid ist nicht so schön wie deine Flügel, aber Gedanken-los ist sie wie du.

Was für ein wildes Spiel hebt ihr izt an, kleine Zephir? Sich haschend wälzen sie sich durch das Gras hin; wie ein sanfter Wind auf einem Teich Wellen vor sich her jagt, so durchwühlen sie das rauschende Gras, die kleinen bunten Bewohner fliegen empor und sehen in die Verwüstung hinunter; izt ruhen sie wieder, die Zephirs, und das Gras und die Blumen winken sie freundlich zurück.

O wie schön bist du, Natur! In deiner kleinsten Verzierung, wie schön! Die reinesten Freuden misset der, der nachlässig deine Schönheiten vorüber geht, dessen Gemüt, durch tobende Leidenschaften und falsche Freuden verderbt, der reinesten Freuden unfähig ist. Selig ist der, dessen Seele, durch keine trübe Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck deiner Schönheiten empfindt; wo andere mit ekler Unempfindlichkeit vorübergehn, da lächeln mannigfaltige Freuden um ihn her; ihm schmückt sich die ganze schöne Natur; alle seine Sinnen finden immer unendliche Quellen von Freude, auf jedem Fuss-Steig, wo er wandelt, in dem Schatten, in dem er ruhet; sanfte Entzückungen sprudeln aus jeder Quelle, düften aus

jeder Blume ihm zu, ertönen und lispeln ihm aus jedem Gebüsche. Kein Ekel verderbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endloser Mannigfaltigkeit ihm anbieten. Auch in der kleinsten Verzierung unendlich mannigfaltig und schön, jedes zum besten End-Zweck in allen seinen Verhältnissen schön und gut. Selig! o selig! wer aus diesen unerschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügen schöpft; heiter ist sein Gemüte, der schönste Frühlings-Tag, sanft und rein jede seiner Empfindungen, wie die Zephir, die mit Blumen-Gerüchen ihn umschweben.

GOETHE

Aus Werther.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süssen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen geniesse. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, dass meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein grösserer Maler gewesen als in diesen Augenblikken. Wenn das liebe Tal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, dass es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! – Mein Freund – Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

*

Ich weiss nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern. – Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes; das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, dass ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt, und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und

das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohltätige Geister schweben. O der muss nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

*

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluss bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fusse bis auf zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluss zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eröffnete: wie fasste ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfliessenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern und sich annisten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Tor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. – Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuss betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. – Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

C. C. L. HIRSCHFELD

Blumen in der Landschaft.

Blumen nehmen nicht bloss leeren Plätzen das Öde, sie bezaubern auch rings um sich her durch die Schönheit, Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Farben, die der eifersüchtigen Kunst unerreichbar sind; sie begeistern durch die Anmutigkeit des Geruchs, der vielen Geschlechtern eigen ist, und sind an sich so angenehme Gegenstände auf einem Gartenplatze, dass man lange glaubte, schon ihre blosse Gegenwart mache einen Garten, und bei ihrer Abwesenheit verschwinde auch aller Begriff vom Garten.

Weil Blumen ein so herrliches Schauspiel für das Auge geben, und zugleich durch ihre Wohlgerüche so erquickend sind: so würde es unrecht sein, sie aus der Nachbarschaft und von dem Anblick des Menschen zu entfernen, oder, wie es die alte Mode oft mit sich brachte, hinter Hecken und Gesträuchern zu verstecken. Die Wirkung der meisten Blumengeschlechter ist überhaupt in der Ferne sehr schwach; sie verlangen also, dem Auge des Beobachters nahe zu sein. Obgleich Blumen hie und da in einem Garten an schicklichen Stellen zerstreut werden können, so ist doch die Gewohnheit zu billigen, nach welcher sie in der Nähe des Wohnhauses, um welches ohnedies etwas mehr Kultur und erhöhete Annehmlichkeit herrschen soll, um Lauben und andere Örter, wo man öfter verweilt, angepflanzt werden.

Dass der Platz, wo auserlesene Blumen gezogen werden, Einfassung habe, und überhaupt eine mehr sorgfältige Ordnung und Kultur zeige, ist gewöhnlich und nicht unrecht. Aber die altväterische Weise, Blumenbeete zu zirkeln,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie in hundert kleine Teile zu zerschneiden und in künstliche Figuren von nachgeahmtem Laubwerk, in tierische und andere seltsame Gestalten zu formen, ist ein zu kindisches Spielwerk, als dass sie Nachsicht finden sollte. Addison nannte die Verfertiger der französischen Blumenbeete Sonettmacher in der Kunst; ein sehr gerechter Vorwurf. Die Wirkung, die eine schöne Blumenflur hat, gewinnt durch die gezierte Ausbildung der Beete nicht allein nichts, sie wird sogar oft durch die widrigen Künsteleien, die sich dem Auge zugleich entgegendrängen, geschwächt. Und warum zu so vielen mächtigen Schönheiten der blühenden Natur ein Behältnis von so seltsamem Zierat? Tragt die liebliche Weintraube auf ihren eigenen reinlichen Blättern auf, reichet sie in einer zierlichen Pastetenform, und merkt, wo sie am meisten anlockt.

Eine andre schon sonst bemerkte üble Wirkung der gewöhnlichen Blumenbeete ist diese, dass die symmetrische Stellung der Blumen ihre natürliche Verschiedenheit verschwinden lässt. Und ausserdem zerstreut die gehäufte Menge das Auge und schwächt den Eindruck, den sie sonst machen würden. In dem ersten Punkt weicht man am meisten von dem Wege der Natur ab. In welchem Tale, in welchem Gehölz, gibt sie ihren Blumen, auch wenn sie ein zahlreiches Geschlecht auf einem Platz hervorblühen lässt, eine symmetrische Stellung? Hat sie nicht vielmehr ihre mannigfaltige Blumen über den ganzen Teppich der Erdfläche ausgestreut, dass sie mehr durch einen Zufall, als nach einer bestimmten Absicht, zu wachsen scheinen?

Lasst uns den Schritten der Natur folgen. Wenn ausgesuchte Blumen, anstatt auf abgezirkelten Beeten gepflanzt zu sein, hin und wieder nachlässig in einem Boden von

kurzem Grase angebracht, und mit artigen Feldblümchen vermischt werden: so muss ein solches Stickwerk auf einem grünen Teppich durch Mannigfaltigkeit und Kontrast von einer sehr angenehmen Wirkung sein. Man freuet sich, sie da zu finden, wo man sie nicht erwartete, und wo sie doch so wohl stehen, weil sie von der Hand der Natur dahin gesäet zu sein scheinen.

Ein gesunder Geschmack, der sich von den alltäglichen Blumenbeeten entfernt, wird in den Blumen selbst ein vortreffliches Mittel der Verschönerung erkennen, wovon sich ein mannigfaltiger Gebrauch machen lässt. Sie sind zuvörderst ein Zubehör der angenehmen, muntern und heitern Gegend; sie helfen vornehmlich die letzte bilden, und diese ihre natürliche Bestimmung dürfen wir nicht übersehen. Sowohl die Schönheit der Farbe, als auch die Anmut des Geruchs empfiehlt sie den Plätzen, wo das Auge entzückt werden soll, wo der Mensch sich den fröhlichsten Empfindungen überlassen will. Eben daher gefallen sie auch in Szenen des Frühlings und des Sommers. Für geschmückte Gegenden sind die edlern Geschlechter, für einfältig ländliche die gemeinen. Sie sind aber immer so sehr ein Eigentum der angenehmen Gegend, dass sie eine jede, worin sie sich befinden, dazu erheben und selbst die Wildnis aufheitern. Der Vorplatz einer Grotte, eine melancholische Gegend würde wenigstens nur einige minder sich auszeichnende Blumenarten vertragen; Reichtum und Lebhaftigkeit der Farben würde bald eine veränderte Szene hervorbringen.

Jedes Lusthaus hingegen auf einer heitern Anhöhe, jedes Kabinett von einer freien Lage, jede schattenreiche Laube liebt am Eingange und in der Nachbarschaft eine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anpflanzung von Blumen. Hier, wo man gerne verweilt, wo das Auge mit Musse betrachtet, mögen die Geschlechter blühen, an welchen die Natur am meisten die Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben verschwendet hat. Hier werden die Tulpen, Hyazinthen, Nelken, Anemonen, Aurikeln, Ranunkeln, Primeln, Iris, Balsamine, Mohn, Malven, Rittersporn, peruvianische Wunderviole, im Herbst die Asters u. a. sich freuen, den stolzen Pomp und den wunderbaren Reichtum ihrer Farben zu verbreiten, und in tausend Abwechselungen zu spielen.
Andere steigende und rankende Blumen mögen hier an Wände und Fenster hinaufklettern, mit stiller Freundlichkeit hineinschauen oder vom Hauch des Zephirs belebt ein liebliches Spiel des Licht und Schattens beginnen.
Da, wo der Mensch ruhet, wo er sich dem Genuss seiner Gedanken und Phantasien übergibt, wo er lieber fühlt als betrachtet, da sollen die wohlriechenden Blumengeschlechter den Kelch ihrer süssen, gewürzhaften, erquickenden Düfte eröffnen, und seine Empfindung von der Wollust der Schöpfung durch die Befriedigung eines neuen Sinns erhöhen. Um Ruheplätze und Schlafgemächer, um Studierkabinette, um Speisesäle, um Bäder, verbreite sich der Wohlgeruch der Märzviole, der Maiblume, der Matronalviole, der Nachtviole, der gelben Viole oder Goldenlack, der Levkoyen, der Monarden, der weissen Narzisse, der weissen Lilie, der Hyazinthe, der Nelke, der Mignonette oder ägyptischen Resede, der Tuberose, der Tazette, der Jonquille u. s. w. Der Genuss dieser Wohlgerüche breitet auf eine unbeschreibliche Art eine gewisse Erquickung und Milde über das ganze Inwendige des Menschen aus, Ruhe der Seele und sanfterwärmende Behagung.

Ausserdem sind Blumen ein treffliches Mittel, die Seiten der Lusthaine, der Gebüsche, der Wiesen, der Spazierwege einzufassen und zu verschönern. Andere, als die Fritillaria oder Schachblume, die Orchis oder Stendelwurzel, die Marienblümchen, die wilde Narzisse, ergötzen, indem sie im Grase und auf den Rasen zerstreut werden.

Das schönste Schauspiel geben die Blumen, besonders die sich durch die Helle und Lebhaftigkeit ihrer Farben und durch eine gewisse Höhe des Wuchses auszeichnen, wenn sie mitten unter dem Grase und wilden Kräutern die Ufer der Bäche und anderer Gewässer bekränzen. Der Widerschein im Wasser und die spielende Bewegung, die hier verdoppelt wird, gibt dieser Szene, die schon an sich ganz Natur ist, eine neue Schönheit. Welcher Reiz für das Auge, wenn wir an den Ufern eines Baches hinschleichen, und Feuerlilien, Kaiserkronen, Irisse, Schwertlilien, orientalischen Wasserpfeffer, Krullien, Narzisslilien, Fingerhut, Wasserhyazinthe, Weiderich, indianisches Blumenrohr u. a. ihre mannigfaltige Farben durch einander in der hellen Flut spiegeln sehen! Wenn man doch einigen Aufwand auf Blumen machen kann, so verdient ihn gewiss eine solche Szene; sie belohnt mit einem weit grössern Vergnügen, als die Aufbewahrung seltener und kränkelnder Pflanzen in einem kostbaren Gewächshause.

Noch ein anderer guter Gebrauch der Blumen ist die Bekleidung kleiner Hügel und Anhöhen, die oft keine andere Verzierung vertragen. Dies kann Veranlassung zu besondern Blumenszenen geben, zumal wenn man die Lage nach der Morgenseite wählen kann. Nichts erhebt mehr den Glanz und die Pracht der Blumenfarben, als das Morgenlicht. Der milde Strahl, der das Auge des Beobachters nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beschwert, das sanfterwärmende aufschliessende Feuer, die Spiele des schrägfallenden Lichts, die Tropfen des Taues, die sich im Glanze spiegeln und abträufeln, die mutwilligen Umhergaukelungen der erwachten Schmetterlinge und andere liebliche Zufälligkeiten vereinigen sich, diese Szene zu verschönern. Und hier lässt sich eine Malerei mit den Farben und Schattierungen der Blumen hervorbringen, die nur ein Werk des verständigen Gartenkünstlers ist. Lange ist man beschäftigt gewesen, die verschiedenen Geschlechter der Blumen in eine gewisse Symmetrie zu zwingen; aber nur selten hat man noch wohl daran gedacht, dass sich durch Mischung nach Höhe, Grösse und Farben sowohl der Gewächse, als auch der Blumen selbst, ein schönes Gemälde gewinnen lässt, das aber ein feines Auge, genaue Kenntnis des Kolorits und Beurteilung erfordert, ehe es mit einiger Vollkommenheit erscheinen wird. Hier ist ein neues Feld der Beobachtung und des Studiums des Gartenkünstlers. Er kann durch das Lebhafte und Frische den Blumenmaler weit übertreffen, da ihm die Natur selbst ihre Hand bietet. Allein die beständigen Veränderungen, die täglich auf dem Schauplatze der Blumen vorgehen, verlangen auch von ihm eine sehr sorgfältige Achtsamkeit und eine fortdauernde Überlegung. Er merke vornehmlich auf die Gewächse, die gleichzeitig hervorkommen; und wenn er frühere oder spätere mit ihnen verbindet, so überlege er vorher, welche Wirkung der Unterschied der Staudenstämme, der erst emporkeimenden oder ausschlagenden Blätter und Knospen und Blüten mit denen, die alsdann im vollen Flor stehen, hervorbringen würde. Was rankig wächst, unbedeutende Farben hat, rauh und dürftig an Blättern ist, schickt sich nicht wohl zur Malerei der

Blumenflur. Die feinsten und lieblichsten Farben müssen dem Auge am nächsten sein; die stärkern und leuchtenden mehr in der Ferne. Man steige von dem Weissen zum Strohgelben, vom Fleischfarbigen zum Rosenroten, vom Violetten zum dunkeln Blau, vom Goldgelben zum Purpurroten, so wie man von ganz niedrigen Stauden von Stufe zu Stufe allmählich zu den höchsten steigt. Das Graue oder Braune oder Grüne der Stämme, die Verschiedenheit des Grüns der Blätter, die Formen und Lagen sowohl von diesen, als auch von den Blumen selbst, alles dieses muss in Betrachtung gezogen werden. Die Übergänge gefallen, wenn sie nicht plötzlich, sondern sanft und fortschreitend sind; die lichtern Farben müssen sich mit den dunkeln freundschaftlich zusammengesellen. – Eine Menge von andern kleinen Regeln wird die Prüfung eines geübten Auges und anhaltende Beobachtung von selbst an die Hand geben. Und diese Art der Aufmerksamkeit auf die liebenswürdigen Geschlechter der Blumen, und auf die Verschönerung ihrer Wirkungen, wird den Umgang mit ihnen, der selbst an Veranlassung zu sittlichen Betrachtungen so reich ist, auch unterhaltender und anziehender machen.
Da endlich die Natur von den ersten Tagen des Frühlings an bis spät in den Herbst eine so reiche Mannigfaltigkeit von Blumen hervorbringt, dass immer jeder Monat verschiedene neue Geschlechter aufblühen sieht: so gibt diese fortdauernde Folge einen Wink, die Szene, die diesen Schönheiten gewidmet ist, niemals leer werden zu lassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

HERDER

Das Meer.

Man wirft sich hier gern in Ideen zurück, an die man gewöhnt war: und so ward ich Philosoph auf dem Schiffe – Philosoph aber, der es noch schlecht gelernt hatte, ohne Bücher und Instrumente aus der Natur zu philosophieren. Hätte ich dies gekonnt, welcher Standpunkt, unter einem Maste auf dem weiten Ozean sitzend, über Himmel, Sonne, Sterne, Mond, Luft, Wind, Meer, Regen, Strom, Fisch, Seegrund philosophieren, und die Physik alles dessen aus sich heraus finden zu können! Philosoph der Natur, das sollte dein Standpunkt sein, mit dem Jünglinge, den du unterrichtest! Stelle dich mit ihm aufs weite Meer, und zeige ihm Fakta und Realitäten, und erkläre sie ihm nicht mit Worten, sondern lass ihn sich alles selbst erklären. Und ich, wenn ich Nollet, und Kästner und Newton lesen werde, auch ich will mich unter den Mast stellen, wo ich sass, und den Funken der Elektrizität vom Stoss der Welle bis ins Gewitter führen, und den Druck des Wassers bis zum Druck der Luft und der Winde erheben, und die Bewegung des Schiffes, um welche sich das Wasser umschliesst, bis zur Gestalt und Bewegung der Gestirne verfolgen, und nicht eher aufhören, bis ich mir selbst Alles weiss, da ich bis jetzt mir selbst Nichts weiss.

Wasser ist eine schwerere Luft: Wellen und Ströme sind seine Winde: die Fische seine Bewohner: der Wassergrund ist eine neue Erde! Wer kennet diese? Welcher Columb und Galiläi kann sie entdecken? Welche neue Seekarten sind über den Ozean hinaus zu entdecken und zu verfertigen, die jetzt nur Schiff- und Klippenkarten sind! Welche neue

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kräuter für einen neuen Tournefort, wovon die Korallen nur eine Probe sind! Welche neue Welt von Tieren, die unten im Seegrunde, wie wir auf der Erde leben, und nichts von ihnen, Gestalt, Nahrung, Aufenthalt, Arten, Wesen, nichts kennen! Die Fische, die oben hinauffahren, sind nur Vögel: ihre Flossfedern nur Flügel: ihr Schwimmen Fliegen oder Flattern. Wer wird nach ihnen alles bestimmen wollen, was in der See ist? Wie? wenn sich ein Sperling in den Mond erhübe, wäre er für unsre Erde Naturregister? – Der kalte Norden scheint hier der Geburtsort so gut der Seeungeheuer zu sein, als er's der Barbaren, der Menschenriesen und Weltverwüster gewesen. Walfische und grosse Schlangen und was weiss ich mehr? – Welche grosse Aussicht auf die Natur der Menschen und Seegeschöpfen und Klimaten, um sie, und eins aus dem andern, und die Geschichte der Weltszenen zu erklären. Ist Norden oder Süden, Morgen oder Abend die Vagina hominum gewesen? Welches der Ursprung des Menschengeschlechts, der Erfindungen und Künste und Religionen? Ist's, dass sich jenes von Morgen nach Norden gestürzt, sich da in den Gebürgen der Kälte, wie die Fischungeheuer unter Eisschollen, erhalten, in seiner Riesenstärke fortgepflanzt, die Religion der Grausamkeit, seinem Klima nach, erfunden, und sich mit seinem Schwert und seinem Recht und seinen Sitten über Europa fortgestürzt hat? Ist dies, so sehe ich zwei Ströme, von denen der eine aus Orient, über Griechenland und Italien sich ins südliche Europa sanft senkt, und auch eine sanfte südliche Religion, eine Poesie der Einbildungskraft, eine Musik, Kunst, Sittsamkeit, Wissenschaft des östlichen Südens erfunden hat. Der zweite Strom geht über Norden von Asien nach Europa; von da überströmt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er jenen. Deutschland gehörte zu ihm, und sollte recht in seinem Vaterlande sein, diese Geschichte Nordens zu studieren: denn es ist Gottlob! nur in Wissenschaft ein Trupp südlicher Kolonien geworden. Ist dies, wird der dritte Strom nicht aus Amerika hinüberrauschen, und der letzte vielleicht vom Vorgebürge der Hoffnung her, und von der Welt, die hinter ihm liegt! Welche grosse Geschichte, um die Literatur zu studieren, in ihren Ursprüngen, in ihrer Fortpflanzung, in ihrer Revolution, bis jetzt! Alsdenn aus den Sitten Amerikas, Afrikas und einer neuen südlichen Welt, besser als ihre, den Zustand der künftigen Literatur und Weltgeschichte zu weissagen! Welch ein Newton gehört zu diesem Werke! Wo ist der erste Punkt? Eden oder Arabien? China oder Ägypten? Abessinien oder Phönizien? Wie viel Zeitalter der Literatur mögen also verlebt sein, ehe wir wissen und denken können: das phönizische? oder das ägyptische? das chinesische? das arabische? das äthiopische? oder nichts von allem! so dass wir mit unserm Moses auf der rechten Stelle stehen! Wie viel ist hier noch zu suchen und auszumachen! – – Und das wäre erst Ursprung! Nun die Züge! die origines Griechenlands, aus Ägypten oder Phönizien? Hetruriens, aus Ägypten oder Phönizien, oder Griechenland? – – Nun die origines Nordens, aus Asien oder Indien, oder aborigines? Und der neuen Araber? aus der Tatarei oder China! und jedes Beschaffenheit und Gestalt, und dann die künftigen Gestalten der amerikanisch-afrikanischen Literatur, Religion, Sitten, Denkart und Rechte – – – Welch ein Werk über das menschliche Geschlecht! den menschlichen Geist! die Kultur der Erde! aller Räume! Zeiten! Völker! Kräfte! Mischungen! Gestalten! Asiatische Religion! und Chronologie und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Polizei und Philosophie! Ägyptische Kunst und Philosophie und Polizei! Phönizische Arithmetik und Sprache und Luxus! Griechisches Alles! Römisches Alles! Nordische Religion, Recht, Sitten, Krieg, Ehre! Papistische Zeit, Mönche, Gelehrsamkeit! Nordisch-asiatische Kreuzzieher, Wallfahrter, Ritter! Christliche, heidnische Aufweckung der Gelehrsamkeit! Jahrhundert Frankreichs! Englische, Holländische, Deutsche Gestalt! - Chinesische, Japonische Politik! Naturlehre einer neuen Welt! Amerikanische Sitten u. s. w. - - Grosses Thema! das Menschengeschlecht wird nicht vergehen, bis dass es alles geschehe! bis der Genius der Erleuchtung die Erde durchzogen! Universalgeschichte der Bildung der Welt!

Ich komme wieder aufs Meer zurück, und in seinen Grund. Ist da nicht solch eine Kette von Geschöpfen wie auf der Erde? Und wo die Seemenschen? Tritonen und Sirenen sind Erdichtungen, aber dass es nicht wenigstens Meeraffen gebe, glaube ich sehr wohl. Maupertuis' Leiter wird nicht voll, bis das Meer entdeckt ist. Natürlich können sie so wenig schwimmen, wie wir fliegen. Der Fisch fühlt wenig: sein Kopf, seine Schuppen sind, was dem Vogel Federn und sein Kopf, jedes in sein Element. Da singt der Luftvogel und dazu sein Kopf: der Fisch, was tut er? was hat er für neue Wassersinne, die wir Luft-Erdengeschöpfe nicht fühlen? Sind sie nicht analogisch zu entdecken? Wenn ein Mensch je die magnetische Kraft inne würde, so wäre es ein Blinder, der nur hören und fühlen, oder gar ein Blinder, Tauber, Geruch- und Geschmackloser, der nur fühlen könnte. Was hat ein Fisch für Sinne? in der Dämmerung des Wassers siehet er: in der schweren Luft höret er: in ihrer dicken Schale fühlt die Auster - welch ein Gefühl, dass

466

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

solche starke Haut nötig war, sie zu decken; dass Schuppen nötig waren, sie zu überkleiden? Aber ein Gefühl welcher Dinge! vermutlich ganz andrer, als irdischer.
Wie sich Welle in Welle bricht: so fliessen die Luftundulationen und Schälle in einander. Die Sinnlichkeit der Wasserwelt verhält sich also wie das Wasser zur Luft in Hören und Sehen! Ei wie Geruch, Geschmack und Gefühl? – Wie die Welle das Schiff umschliesst: so die Luft den sich bewegenden Erdball. Dieser hat zum eignen Schwunge seine Form, wie das unvollkommne Schiff zum Winde! Jener wälzt sich durch, durch eigne Kraft: dieses durchschneidet das Wasser durch Kraft des Windes! Der elektrische Funke, der das Schiff umfliesst, was ist er bei einer ganzen Welt? Nordlicht? Magnetische Kraft? –

GOETHE

Schweiz.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgkette hat die Birsch, ein mässiger Fluss, sich einen Weg von Uralters gesucht. Das Bedürfnis mag nachher durch ihre Schluchten ängstlich nachgeklettert sein. Die Römer erweiterten schon den Weg, und nun ist er sehr bequem durchgeführt. Das über Felsstücke rauschende Wasser und der Weg gehen neben einander hin und machen an den meisten Orten die ganze Breite des Passes, der auf beiden Seiten von Felsen beschlossen ist, die ein gemächlich aufgehobenes Auge fassen kann. Hinterwärts heben Gebirge sanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel

bedeckt waren. Bald steigen an einander hängende Wände senkrecht auf, bald streichen gewaltige Lagen schief nach dem Fluss und dem Weg ein, breite Massen sind auf einander gelegt, und gleich daneben stehen scharfe Klippen abgesetzt. Grosse Klüfte spalten sich aufwärts, und Platten von Mauerstärke haben sich von dem übrigen Gesteine losgetrennt. Einzelne Felsstücke sind herunter gestürzt, andere hängen noch über und lassen nach ihrer Lage fürchten, dass sie dereinst gleichfalls herein kommen werden.

Bald rund, bald spitz, bald bewachsen, bald nackt, sind die Firsten der Felsen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf kahl und kühn herüber sieht, und an den Wänden und in der Tiefe schmiegen sich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch diese Enge eine grosse ruhige Empfindung. Das Erhabene gibt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so gross als sie sein kann. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch widerstiess, so wirkten sie was sie sollten. Vergleicht man solch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, alles aufbieten, diesem so viel als möglich zu borgen und aufzuflicken, und unserm Geist durch seine eigne Creatur Freude und Futter zu bereiten; so sieht man erst, wie ein armseliger Behelf es ist.

Ein junger Mann, den wir von Basel mitnahmen, sagte: es sei ihm lange nicht wie das erstemal, und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen: wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Überfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Tränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich grösser, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerm Wachstum. Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer grossen Gegend heissen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Grossheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Tal Geduld und Stille.

Am Ende der Schlucht stieg ich ab und kehrte einen Teil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerksamen Geist vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen sein wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen, nach der Schwere und Ähnlichkeit ihrer Teile, gross und einfach zusammen gesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese doch nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung gibt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch, gebunden an die ewigen Gesetze, bald mehr bald weniger auf sie gewirkt.

Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu sein; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in Graublau, dass nur hier und da in Streifen und in frischen Spalten die erste Farbe sichtbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und so gibt's gar zierlich

ausgeschweifte Höhlen und Löcher, die, wann sie mit scharfen Kanten und Spitzen zusammen treffen, sich seltsam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorsprung, Fläche und Spalt fassen Fichten Wurzel, Moos und Kräuter säumen die Felsen. Man fühlt tief, hier ist nichts Willkürliches, hier wirkt ein alles langsam bewegendes ewiges Gesetz, und nur von Menschenhand ist der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.

*

Die grosse Bergkette, die von Basel bis Genf Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die grössten Höhen davon ziehen sich über Lausanne bis ungefähr über Rolle und Nyon. Auf diesem höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Tal von der Natur eingegraben – ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewässer sichtbar sind – das la Vallée de Joux genannt wird, welcher Name, da Joux in der Landsprache einen Berg bedeutet, deutsch das Bergtal hiesse. Eh ich zur Beschreibung unsrer Reise fortgehe, will ich mit wenigem die Lage desselben geographisch angeben. Seine Länge streicht, wie das Gebirg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht, und wird an jener Seite von den Septmoncels, an dieser von der Dent de Vaulion, welche nach der Dole der höchste Gipfel des Jura ist, begrenzt und hat, nach der Sage des Landes, neun kleine, nach unsrer ungefähren Reiserechnung aber sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite begrenzt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heisst Le noir Mont. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmählich gegen die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Franche-Comté. Frankreich und Bern teilen sich ziemlich gleich in dieses Tal, so dass jenes die obere schlechte Hälfte und dieses die untere bessere besitzt, welche letztere eigentlich La Vallée du Lac de Joux genannt wird. Ganz oben in dem Tal, gegen den Fuss der Septmoncels, liegt der Lac des Rousses, der keinen sichtlichen einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen sammelt. Aus demselben fliesst die Orbe, durchstreicht das ganze französische und einen grossen Teil des Berner Gebiets, bis sie wieder unten gegen die Dent de Vaulion sich zum Lac de Joux bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Wasser endlich sich unter der Erde verlieret. Die Breite des Tals ist verschieden, oben beim Lac des Rousses etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert sich's und läuft wieder unten aus einander, wo etwa die grösste Breite anderthalb Stunden wird.

*

Den sechsundzwanzigsten ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten dass die Dole, der höchste Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Tals liege, da das Wetter sich auf das herrlichste anliess und wir hoffen konnten, was uns gestern noch gefehlt, heute vom Glück alles zu erlangen; so wurde dahin zu gehen beschlossen. Wir packten einem Boten Käse, Butter, Brot und Wein auf, und ritten gegen achte ab. Unser Weg ging nun durch den obern Teil des Tals in dem Schatten des noir Mont hin. Es war sehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bernischen zu reiten, wo sich die Chaussee, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins französische Gebiet ein. Hier

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verändert sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinicht, überall liegen sehr grosse Haufen zusammen gelesen; wieder ist er eines Teils sehr morastig und quellig; die Waldungen umher sind sehr ruinieret; den Häusern und Einwohnern sieht man ich will nicht sagen Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfnis an. Sie gehören fast als Leibeigne an die Canonici von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen. Doch ist auch dieser Teil des Tals sehr angebaut. Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land. Der erste Sprengel heisst le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchspiel les Rousses kamen, wo wir den kleinen Lac des Rousses und les Septmoncels, sieben kleine, verschieden gestaltete und verbundene Hügel, die mittägige Grenze des Tals, vor uns sahen. Wir kamen bald auf die neue Strasse, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unserm Tale geschieden; der kahle Gipfel der Dole lag vor uns, wir stiegen ab, unsre Pferde zogen auf der Strasse voraus nach St. Sergues, und wir stiegen die Dole hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiss, aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umsahen, hatten wir les Septmoncels hinter uns, wir sahen noch einen Teil des Lac des Rousses und um ihn die zerstreuten Häuser des Kirchspiels, der noir Mont deckte uns das übrige ganze Tal, höher sahen wir wieder ungefähr die gestrige Aussicht in die Franche-Comté und näher bei uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Täler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich herauf stiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit grösstem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren so hoch, dass die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiss und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner-See hatte sich der Nebel schon zurück gezogen, wir sahen den nächsten Teil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der grosse verenget und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn einschliesst. Vor allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, liessen uns von der Sonne bescheinen, das Essen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich nach und nach verzog, jeder entdeckte etwas, oder glaubte etwas zu entdecken. Wir sahen nach und nach Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevey und das Schloss von Chillon ganz deutlich, das Gebirg das uns den Eingang vom Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer Küste, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwischen inne; Genf kam endlich rechts aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crédo und Mont-vauche,

wo das Fort l'Ecluse inne liegt, zog er sich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, so lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die nähern Berge und Höhen, auch alles, was weisse Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloss Chanvan blinken, das vom Neuburgersee links liegt, woraus wir seine Lage mutmassen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es sind keine Worte für die Grösse und Schöne dieses Anblicks, man ist sich im Augenblick selbst kaum bewusst, dass man sieht, man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekannten Städte und Orte zurück, und freut sich in einer taumelnden Erkenntnis, dass das eben die weissen Punkte sind, die man vor sich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre grössern Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Türme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen! wilde ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannigfaltig da liegen; man gibt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbares bewohntes Land; der Boden worauf wir stunden, ein hohes kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Tiere, von denen der Mensch Nutzen zieht. Das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gegenden, vor unsern Augen, für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechselsweise, Städte, Berge und Gegenden, bald mit blossem Auge, bald mit dem Teleskop, zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne, im Weichen, den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten liess. Wir kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Sergues. Auch näher am Tal, waren unsre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, schienen in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohl bestimmten roten Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiss, grün, graulich. Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von aussen gegen das Herz zu abstirbt, so erblassten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer rot herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen rötlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Sergues, und dass nichts fehle, stieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indes unterweges unsere gespannten Sinnen sich wieder lieblich falten konnten, wieder freundlich wurden, um mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirtshauses den breitschwimmenden Widerglanz des Mondes im ganz reinen See geniessen zu können.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FRIEDRICH LEOPOLD VON STOLBERG

Abstieg nach Italien.

Je weiter wir in Savoyen fortrückten, desto enger wurden die Täler, desto grösser die Natur. Wir reisten am zwanzigsten vormittags längst der Isère, die in savoyischen Bergen entspringt, und in Frankreich sich in den Rhône ergeusst. Nicht weit von Aiguebelle verbindet sich der Arc mit ihr, welcher uns, bis wir an den Fuss des Cenis kamen, entgegen rauschte. Den Nachmittag fuhren wir zwischen hohen Felsenwänden und steilen Bergen. Zwischen Felsen und hoch auf den Bergen grünte junge Wintersaat, schlangen sich Reben, schatteten fruchttragende Bäume bei wildem Gebüsch.

Den einundzwanzigsten kamen wir in Gegenden, welche mich an die in meiner Kindheit von mir angestaunten, nachher für übertrieben gehaltnen Gemälde von den wildesten Berggegenden erinnerten. Aus einem Felsental kamen wir durch schmale Öffnungen in das andere. Einige dieser Täler bestanden nur aus dem breiten Kieselbette des Arc, der im Sommer wasserarm, kleine Felseninseln bildet, welche die fleissigen Landleute mit Gemüse bepflanzen. Zwischen den steilen Felsenwänden, in welche der Weg, bald an der einen Seite des Stroms, bald an der andern, mit unsäglicher Arbeit hinein gehauen ist, öffnen sich dann und wann schmale Täler, wo an schwarzen Schiefer sich die Rebe lehnet, oder wo kleine, dem Pfluge unzugängliche Äcker grünen, die mit dem Spaten bearbeitet werden. Der fleissige Savoyer trägt manchesmal Erde in Körben auf Felsen, und herunterströmende Gewässer spülen sie zuweilen hinab in den Strom. Kühne, hoch gewölbte Brücken

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

führen über den rauschenden Strom. Wo das Tal sich verenget, wird es ganz von dem Arc angefüllet. Wie kam Hannibal, ehe Wege gemacht waren, durch diese Täler? Das Andenken des grossen Mannes war lebendig unter uns: wir sahen die Felsen, unter welchen er mit dem Heer und mit Elefanten diese pfadlosen Gegenden durchzog; unter den vielen Steinen, welche herabgestürzet von den Felsen an dem Strome liegen, sahen wir vielleicht auch diejenigen, welche die wilden Alpenbewohner, zum erstenmal im Heiligtum einer fast unzugänglichen Natur beunruhigt, auf die Karthager herabwälzten. Welch ein Mann, der die grosse Unternehmung, Rom zu stürzen, mit dieser Unternehmung begann! Dessen grosser Geist, selber nicht geschreckt durch Schwierigkeiten solcher Grösse, auch seinen Karthagern, den streifenden Numidern, den Spaniern und Balearen, so grenzenloses Vertrauen in ihn eingab!

Die hohen Berge verengten den Horizont; wo sie sich öffneten, da strahlten hinter ihnen Schneegebürge hervor, und erhöhten das dunkle Blau der kleinen Himmelswölbung. Von beiden Seiten stürzen Wasserfälle hinab in den Strom.

Wo die Felsenwände nicht zu steil, und durch stürzende Regengüsse nicht ganz entblösst sind, da gedeihen in einer sehr ansehnlichen Höhe Walnüsse und Kastanien. Jedes Fleckchen Erde ist benutzt; aber einige Täler haben kein Fleckchen Erde, die wilden Wogen des Arc rauschen über Steine, und nehmen donnernde Wasserfälle auf, die von senkrechten Felsen herabschäumen. Den Abend kamen wir an in Modane, einem Dörfchen, welches noch fünf Stunden weit vom Fusse des Cenis entfernt ist. Wir standen den folgenden Morgen um drei Uhr auf, um eine Stunde nachher

unsern Weg fortzusetzen; aber fürchterliche Regengüsse, welche in diesen bergigen Gegenden oft ungeheure Steine und Tannen über den Weg hinab in die Tiefe stürzen, zwangen uns, das Ende dieses Ungewitters abzuwarten. Ein heitrer Morgen folgte der ungestümen Nacht. Um sechs Uhr fuhren wir aus, und sahen bald die Gipfel der Schneegebürge im Rosenglanz der aufgehenden Sonne schimmern. Auch die Felsengebürge waren mit Schnee bedeckt. Zwischen dem goldnen Herbstlaube der Birken, und den schon falben Nadeln der Lärchenbäume, schattete am hohen Felsenwege die dunkle Tanne mit ewigem Grün. Aber nach und nach nahm die Vegetation ab, je höher wir uns erhoben. Nur die junge Wintersaat grünte unter den Felsen bis hin an die Ufer des Stroms. Erst eine halbe Stunde von dem Cenis sieht man ihn aus diesen Tälern, welche sich krümmend durch schmale Öffnungen an einander hangen. Zu seinen Füssen liegt, in wilder Gegend, das aus rohem Felsenstein gebaute, mit Schiefertafeln (welche, dass der Wind sie nicht hole, mit Steinen belastet sind) gedeckte Städtchen Laneburg. – Wir ritten auf Maultieren. Der Weg ist steil und sehr uneben, voll grosser Steine. Wir waren keine Viertelstunde gestiegen, als wir schon Schnee auf den Tannen und auf noch grünem Laubholz sahen. Nach einer Weile sahen wir nur kleines entblättertes Gesträuch, und statt des Regens, welcher uns im Anfang nass machte, fielen grosse Schneeflocken. Nach etwas über anderthalb Stunden hatten wir die Höhe, über welche der Weg gehet, erstiegen. Dann reitet man ohngefähr drei Viertelstunden in einem breiten Tale, zwischen den hohen Gipfeln des Berges, dessen Höhe man bei weitem nicht ersteigt. Auf diesem hohen Tale ist ein See, dessen Forellen mit Recht berühmt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sind. Wir liessen uns im Wirtshause auf dem Cenis einige auftischen, und trockneten uns vor einem Kaminfeuer, welches sehr willkommen war: dann setzten wir die Reise weiter fort. Bisher hatte der Cenis meiner grossen Erwartung nicht Genüge getan, aber er übertraf sie bald, und in hohem Grade, als wir herunter ritten. An einer hohen phantastischen Felsenwand ritten wir steil hinab, dann ging der Weg in beständigem Zickzack, und dennoch sehr jäh hinunter. So steil auch der Berg von der savoyischen Seite, ist er doch viel jäher auf der piemontesischen, und viel höher. Der Semar, ein Bach der aus dem See auf dem Cenis entspringt, stürzt tief vom Felsen hinab und bildet einen ausserordentlich schönen Wasserfall. Dann rauschet er durch ein hohes Tal, und scheidet Savoyen von Piemont; bei Susa stürzt er in die Dora, die sich bei Turin mit dem Po vereiniget. So nahm, bei phantastischen Felsen, im Donner des Wasserfalls, das liebe Savoyen einen feierlichen Abschied von uns, und wir ritten wohlgemut hinab in Piemont. Einige Stunden ritten wir in beständigem Zickzack jähe steinige Wege, auf der einen Seite an hohen Felsen, und an tiefen Abgründen auf der andern, herunter.
Wir waren noch eine Stunde vom Fuss des Berges entfernt, als die Nacht einbrach. Es war schon so dunkel, dass ich das Glas meiner Uhr aufmachen musste, um die Zeit zu sehen. Gleichwohl gingen die Mäuler immer gleich sicher, mit dem Maul an dem Boden, immer unmittelbar am Rande des Abgrunds sich kurz wendend, dann und wann vor dem Abgrunde stehen bleibend, und hinab sehend. Ich stieg zuletzt ab, wiewohl der Gang im Dunkeln äusserst beschwerlich, und kaum der Abgrund vom Wege zu unterscheiden war. Neben uns donnerten Felsenströme herab,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deren Schaum in der Nacht fürchterlich schön war. Endlich kamen wir in Novalese, einem Städtchen am Fusse des Berges, an. Das Wirtshaus ist, nach hiesiger Art, sehr gut, und würde sogar in Deutschland leidlich sauber scheinen.

Gestern fuhren wir durch fruchtbare Täler, zwischen Gebürgen, welche mit Wald bedeckt sind, und zwischen Felsen. Die meisten dieser Täler sind ziemlich breit, und mit grossem Fleiss angebauet. Man fühlt es an der gelinderen Luft, man sieht es an den Gewächsen, dass man die Alpen gegen Norden im Rücken habe. Die Reben sind nicht nach deutscher Art, sondern in weit aus einander stehenden Reihen gepflanzet, von Baum zu Baum gezogen, oder von Pfahl zu Pfahl, und hangen über kleinere Seitenlatten, Lauben bildend. Zwischen den breiten Reihen sahen wir bald Stoppeln von türkischem Weizen (Mais), bald jungen Winterweizen. Das Land wird durch breite Furchen in hohe schmale Beeten, wie Gartenbeeten, ohngefähr einer Elle breit, abgeteilt. Doch laufen noch ausserdem tiefe Wasserfurchen durch die Äcker. Ich vermute, dass diese Täler, oft von den herunter strömenden Gewässern der Berge angefüllt, die vielen Furchen und Erhöhung der fruchttragenden Erde notwendig machen. Ähnliche Art zu verfahren, erinnere ich mich in Böhmen gesehen zu haben; doch sind dort die Furchen nicht so breit wie in Piemont, und die Äcker dazwischen in Bogen gewölbet. Viele Maulbeerbäume stehen in Reihen, zwischen den Äckern; zerstreute Pappeln, Walnussbäume, Kastanien. Wir sahen in Gärten Cypressen und Feigenbäume, von einer Höhe, welche sie jenseits der Alpen nicht erreichen.

Es ist ein grosser Anblick, wenn man diese Alpen hinter sich sieht. Sie trennen nicht nur Italien von Savoyen, sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

trennen unsere neuere Welt von jener ehrwürdigen älteren, von welcher wir alles, was gesittete Menschen von Barbaren unterscheidet, Künste, das Licht der Wissenschaften, ja das heilige Feuer der Religion erhalten haben. Italien war genau mit Griechenland verbunden, dessen Pflanzstädte dem untern Teile dieses Landes den Namen Gross-Griechenland gaben; andre griechische Völker wohnten in Klein-Asien; ihre Pflanzstädte waren auf der Küste von Afrika und von Asien zerstreut, in Ägypten sassen griechische Könige auf dem alten Thron der Pharaone, ehe es eine römische Provinz ward. Die Herrschaft Roms vereinigte alle Völker, die das mittelländische Meer umwohnen. Bald hoffe ich am Gestade dieses Meers zu stehen, dessen Wogen Italien und Sizilien, die Trümmer von Karthago, Griechenlands Festen in Europa und Asien, wo jeder Strom und jedes Vorgebürge durch Fabel und Geschichte berühmt ward, seine besungenen Inseln, das mystische Ägypten, und Israels geweihetes Erbe anspülen, wo die durch lange Morgenröte ihrer Geschichte, und durch das Hahnengeschrei der Propheten angekündigte Sonne der Wahrheit und der Liebe aufging, welche bald über Alpen und Meere, vom Ganges bis zum Eisgestade strahlend, die Völker leuchtend erwärmte; zwar durch aufsteigende Erddünste oft verdunkelt wird, aber an ihrem Himmel auch am Ende der Tage nicht untergehen soll! Mit solchen Gedanken sah ich hinter mir die blendende Alpenreihe, in welcher hoch über die andern der Rochemelon sein ragendes Haupt erhebt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

HEINSE

Der Rigi.

Für himmlischer Freude bin ich fast vergangen; so etwas schönes von Natur hab ich noch nie gesehen. Der spiegelreine leicht und zart gekräuselte grünlichte See, die Rebengeländer an den Ufern hinein mit Pfählen im Wasser aufgestützt, die vielen hohen Nuss- und Fruchtbäume auf den grünrasichten reinen Anhöhen, die lieblichen Formen den Berg hinan mit Buchen und Fichten und Tannen besetzt, schroff und schräg hinein hier und da, und hier und da wandweise, hier buschicht wie Bergsamt, dort hochwaldicht mit mannigfaltigen Schattierungen süssen Lichts, und in der Tiefe hinten der hohe Riegenberg graulicht und dunkel vor der Sonne liegend. Alle Massen rein und gross und ungekünstelt hingeworfen. Und weiter hin rechter Hand die hohen Schneegebürge, die über den Streifwolken ihre Häupter gen Himmel empor strecken. Und wie sich das alles tief in den See unten hinein spiegelt sanfter und milder. Man ist so recht seelenvoll in stiller lebendiger Natur, so recht im Heiligtum empfindungsvoller Herzen. Ich kann's nicht aussprechen; Gottes Schönheit dringt in all mein Wesen, ruhig und warm und rein; ich bin von allen Banden gelöst, und walle Himmel über mir und Himmel unter mir im Element der Geister wie ein Fisch im Quelle, Seligkeit einatmend und ausatmend. Alles ist still und schwebt im Genuss; nichts regt sich als die plätschernden Flossfedern von meinem Nachen, der unmerkliche Taktschlag zu dem wollüstigen geistigen Konzerte. Immer stärker läuft mir das Entzücken wie ein Felsenquell durch alle Gewebe meines Rückgrats.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nah am Riegenberge stehen die schlanken hochstämmigen Buchen immer erfreulicher die schroffen Ufer herunter zwischen Felsenmassen; und in der Tiefe hinten liegt das kleine Arth wie ein Lustörtchen, ein Ruheplätzchen der Liebe, ein sichrer Port vom Gebürg beschirmt vor Stürmen. Die ganze linke Seite stehen im Grünen einzelne Schweizerhäuserchen, mit ihren drei bis vier Wetterdächern meistens in Weinlaub steckend; und oben weidet das schöne Vieh.

*

Hier sitz ich oben in den glänzenden Strahlen der neuen Sonne, die über die Glarner Gebürge jugendlich hervorspringt, und Jubel und Wonne mir in die Seele leuchtet: erschrecklich tief unter mir, die schroffen und senkelrechten Felsen herab, liegt die braune Nacht auf den stillen Seen, wo keine Welle ans Ufer schlägt. Weit und breit über die Erde her ziehen Heere von Nebelwolken weissgraulicht chaotisch und unförmlich, wie die tausendköpfige Mutter Nacht in Person, schwanger von unendlichem unreifen Leben. Darüber blitzen hervor die Schneegipfel von Schwyz und Unterwalden wie ungeheure Brillantenblöcke. Und fernerhin schimmern und leuchten und funkeln rosenrote Streifwölkchen im himmelreinen Äther. Jetzt vermischt sich gegen Westen Himmel und Erde, und die Welt ist lauter Nebel. Gegen Osten bekämpfen ihn die Strahlen der Sonne; und er sinkt und fällt. Die Hügel stehn in Tau, und in den Alpen herum weiden die Kühe. Die Erde zeigt ihr holdselig Antlitz, und eine Menge freundlicher Seen lächeln um mich herum, und Flüsse gehen stolz und strahlend ihren Schlangengang, die Wesen zu erquicken. –
Der Riegen ist der erste hohe Berg, den ich bestiegen habe. Um zwei Uhr nachmittags den 25. ging ich von Arth allein

ohne Wegweiser aus, und stieg die waldichte Anhöhe hinan. Verfehlte aber gleich den Pfad, und kam so ins Steile, dass ich weder zurück noch vor mir konnte; und wurde gewahr, dass ich mit keinem Grafenberg zu tun hatte. Ich liess meinen Büchsenranzen zuerst hinab ins Gesträuch rollen, und spähte dann am Felsen hangend meinen Rückzug aus. Und das Glück war mir so günstig, dass ich noch mit einigen gefährlichen Sprüngen wieder auf den alten und rechten Weg kam. Nun stieg ich um den Berg herum zwei Stunden lang, mit einem Bettler, der hinauf zu den Kapuzinern wollte, und welchen ich auf dem Weg eingeholt hatte (es ist oben ein Kapuziner-Klösterli nur mit vier Mönchen besetzt und einem Bruder, und darum herum drei Wirtshäuser für die Fremden, die im Sommer aus der ganzen Schweiz hieher kommen); und befand mich endlich auf der ersten Anhöhe.

Was ich den ganzen Weg und insonderheit hier sah und hörte, hab ich noch nie erfahren, und es lässt sich keinem davon eine Vorstellung machen. Rund um und überall rauscht der ganze Berg, der in einer Menge von Riesengipfeln gen Himmel emporragt, von herabschiessenden Bächen; und Quellen rieseln aus dunkeln Schatten unter Felsen hervor, und Katarakten hallen und brausen dazwischen. Das freundliche Leben, denn anders kann ich oft lechzender Wandrer mir das Wasser nicht denken, scheint zu zürnen, dass es nur tote Felsen findet, die es zu keinem neuen Wachstum beseelen kann. Auf dieser ersten Höhe steht schon ein Wirtshaus, und hier stärkt ich mich und meinen Bettler, mit einer Flasche roten welschen Wein und einem guten Stück Schweizerkäse. Die zweite Höhe kömmt man an einem Einschnitt linker Hand zwischen zwei hohen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebürgen durch, und hat über den Abgrund, wodurch ein Bach stürzt, gegen über eine halbe Stunde lang eine gähe oft senkelrecht herabsteigende Felsenwand, voller kleiner hoch herab in die Tiefe stürzenden Katarakten, mit Fichten überall bewachsen, wo nur ein Strauch hat Wurzel fassen können; weswegen sie auch vom Wind hier und dort wie Halmen niedergeschlagen oder entwurzelt liegen, und hangen und verfaulen, weil niemand hinzukann. Voran steigt ein Felsenjoch in die Höhe in einer ungeheuren Reihe gotischer Kolonnaden. Der Bach, der in unzähligen Fällen hinabrauscht, ist hier und da unten und oben mit Erlen eingefasst und Buchen und Fichten. Der Berg überhaupt ist sehr fruchtbar, hat unten und oben sehr fette Alpen, unten starke Buchen und oben viel Fichtenholz. Das herrlichste Vieh weidet überall herum. Die Wege oder der Pfad hinan ist äusserst beschwerlich, oft so enge und klein an Abgründen, dass man kaum darüber weg kann. Die Kapuziner und die Melker haben ihn mit unsäglicher Mühe noch so herausgebracht, sonst wär er gar nicht zu besteigen. An vielen Orten liegen dabei grosse Felsenstücke mit Moos überzogen und mancherlei Kräutern, woraus meistens ziemlich hohe Buchen in der Tiefe und oben Fichten und Gesträuch wachsen. – So hab ich überhaupt noch wenig Täler zwischen den hohen Bergen angetroffen, wo nicht solche grosse Felsenstücke liegen, die fast alle mit Bäumen bewachsen sind, welches der Gegend erst so recht das Schweizerische gibt.

Noch denselben Abend stieg ich hinauf auf den höchsten Gipfel, und sah die Sonne gar schön untergehen, indes die Seen unten schon ganz dunkel waren und die Nacht, nicht nur Dämmerung, wirklich drauf lag; welches einen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

entzückenden Kontrast macht. Ich orientierte mich hier in der ganzen Gegend. Man sieht zuerst unten den ganzen Zuger See, dann den grössten Teil von dem vielwinkelichten vier Waldstädter See, den Lowerzer See, den Sursee, und weit in der Ferne den Zürchersee, und noch einige andre, und eine grosse Strecke den Lauf der Reuss, und eine Menge Ortschaften, als Luzern, Küssnacht, Zug, Arth, Schwyz pp. Auf den untern Alpen sehen die meistens schwarzen Kühe aus wie grosse Maulwürfe, die sich aus der Erde hervorgemacht haben. Darum her liegt der herrliche Kranz von Schneegebürgen, die der Natur und unserm Herrn Gott über den Kopf gewachsen zu sein scheinen.

HEINSE

Tivoli.

Nach fünf Stunden Plaine wird Rom gegen Nordosten von einem Strich Gebürgen eingefasst, die fernerhin immer weiter fortsteigen, stolz sich gen Himmel wölben, und Söhne vom Vater Apennin sind. Südwärts in minderer Entfernung umgrenzen es ein halb Dutzend hoher ausgebrannter Vulkanen. So liegt sie da die Königin der Welt auf ihren sieben Hügeln an den Ufern des Tiberstroms, vier Stunden vom Meer ab.

An der östlichen Seite der Gebürge tritt mitten auf der ersten Anhöhe hervor Tivoli. Alles Wasser, was sich weit und breit in den Gipfeln des Apennins dahinter sammelt, wird zum Fluss Teverone, strömt wild durch ein enges Tal daher, und stürzt sich jetzt gleich an der Stadt in die Tiefe von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein paar hundert Palmen; die andern Bäche, die vor dem Hauptsturz noch durch dieselbe zum Gebrauch einiger Mühlen abgeleitet werden, machen hernach verschiedne andre kleinere Fälle. In den Zeiten, vielleicht vor vielen Jahrtausenden, war der Sturz in die Ebene beim ersten Anfang der Höhe, wie man deutlich aus den Felsen von Tartan sieht (welchen der Fluss reichlich mit sich führt), die davon zurückgeblieben sind. Nach und nach aber hat dieser sich ein schmales Tal durchschlagen, das jetzt eine halbe Stunde lang in einem Schlangenkreis sich ins Gebürg um Tivoli herumwindet. Der reine Himmel, die Kälte des Bergwassers, das bei seinen Fällen mit einem Staubregen immer die Luft erfrischt, die gesunden Quelladern in der Nähe, die mancherlei ergötzenden Aussichten in die Gebürge und weiten Ebnen von Rom bis ans Meer hin lockten die ehemaligen Beherrscher der Welt so stark an, dass noch jetzt alles in der Runde voll von den Ruinen ihrer Landhäuser ist.

Niemand hat das Tibur mehr besungen als Horaz; und seine Gedichte zeugen, wie sehr er das Erquickende und den Reiz davon gefühlt hat. Auch sind die Gegenden darum her noch der lebendigste Kommentar davon; und man liest ihn hier, wie man die Sprache von einem Freunde versteht, mit dem man sein Vergnügen teilt. Die Stelle zu seinem kleinen Gut daselbst scheint so recht ausgesucht zu einem Observatorium aller Szenen, die da in der Natur vorgehen. Ein Felsen mit fruchtbarem Erdreich von hinten und an den Seiten tritt in das lange Tal hinein; gegenüber auf einen Büchsenschuss war gerad der alte Sturz des Anio (jetzt Teverone), die Stadt mit dem prächtigen Tempel des Herkules, und ringsum das kleine äussere Amphitheater von Gebürgen; linker Hand in deren Schoss der Hain des

Tiburnus, und rechter Hand breitete sich zwischen den frohen Hügeln voll schöner Landhäuser das Tal aus immer weiter zur Plaine mit seinen Obst- und Olivenbäumen von den Fluten und ihrem kühlen Duft ringsum getränkt und erquickt, und fern lag das stolze Rom und glänzten die lichten Tiefen der See.

Durch die grossen Untergewölbe des Palastes Mäcens ging die via Valeria; und die zwei ungeheuren Wände von dreifachen Arkaden doppelt über einander, die noch davon stehen, machen einen Anblick von ehemaliger Pracht und Würde und Majestät und Ruhe so fremd und sonderbarlich, dass sich selten ein Franzos darein findet.

Im Hofe liegt das Gebäude bis an die Hälfte der obern Bogen jetzt mit der Erde von einem Weinberge verschüttet, dessen Reben den ganzen Raum einnehmen und auf die Ruinen selbst oben hingezogen sind, und das braune schwärzlichte Altertum mit einem jungen freudigen Dach ausschmücken. Die Gewölbe sind überall mit tausend Gesträuch und Kräutern und Moos bewachsen; und unten schiesst und braust das Wasser durch einen Kanal wie ein Pfeil auf eine Mühle, und stürzt die grüne Felsenwand herunter in die Tiefe. Den Frühling und Herbst sitzen darin die Maler und zeichnen sich von innen Gefängnisse und Grotten, und daraus Feenschlösser und Zaubergärten.

Wenn man aber auf der Seite hinunter springt und klettert: so geniesst man das wunderbarste Schauspiel. Der Teverone kömmt aus einer ungeheuern vielfach gewölbten alabasterartigen Grotte neben und auf den Seiten in einem nassen Staubdampf hervor und tobt und wütet, wie ein wahrer junger ergrimmter Seegott, der sich wie ein Rinald von Armiden durch alle Fesseln und Zauberbande der Erde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nach seinen Brüdern fortreisst, und wieder in den Stürmen des Ozeans die Schiffe mit ihren kleinen Menschen an die Gestirne schleudern will. Rundum sind alle Wände mit grossen Wasserpflanzen und Gesträuch bewachsen; und so bald er hervor ist: stürzt sich oben aus einer Höhe von hundert Fuss eine Flut durch einen andern Gang wie eine Nymphe aus einem Fenster ihm nach, und es ist eine solche Heftigkeit und ein so frisches klares Leben um einen, dass man vor Jubel ausser sich selbst kömmt.

Doch übertrifft diesen Hauptsturz des Teverone am Malerischen bei weitem eine Viertelstunde davon die sogenannte grosse Cascatella, welche von einem starken Bach entsteht, der oben durch die Stadt aus dem Fluss vor dem Fall nach verschiedenen Mühlen geleitet wird. Sie ist das reizendste dieser Art, was ich je gesehen habe, und das süsseste von dem ganzen romantischen Tale, das von dem Hauptsturz an um Tivoli herum zwischen die Gebürge wollüstig sich einsenkt. Ein grünes Doppeltheater über einander von bemoosten Felsen in dessen Mitte hervortretend, mit Teppichen von breitblätterigen saftigen Pflanzen belegt, von schlanken Eschen und Pappeln eingefasst, und Efeuwänden und tausend niederm Gesträuch umlagert, wie von einer allmächtigen Fee hingezaubert, worauf das Wasser in mancherlei Fällen aus den Höhen herunterschäumt und in zarten Perlenkräuselungen in die Tiefen schwebt und stürzt, aufbraust und in einem frischen Wirbelwind von Staub herum fliegt, in glänzender Beleuchtung, die alles in verliebter Pracht zusammenhält: macht ein Bild von frischer jugendlicher Schönheit in die Seele, wie eine Phryne im bacchischen Tanze. Und wie das erquickt, wenn man am heissen Mittag unter eine dichtbelaubte Pappel an das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ufer des die felsichten Anhöhen zwischen Klippen und engen Krümmungen in tobenden Wogen daherbrausenden Teverone, wohinein der Fall zwischen den bemoosten Felsen geht, sich ihr gegenüber stellt, und einen die ganze Natur da wie eine Braut voll Leidenschaft umarmt, ein Liebesbad von Küssen das Gesicht benetzt, und alles Leben mit Wollust erfüllt, ist unaussprechlich; kühle Freudenschauer heben das Herz empor und Wonne löst die Sinnen.

HEINSE

Rom.

Ich bin mit dem Kardinal hieher gereist, um Kunstsachen zu kaufen, und in Ordnung zu bringen; und streiche nun herum wie eine Flamme, so ist alles bei mir in Bewegung.

Wer Rom in seinen Ruinen und seiner Versunkenheit ganz fühlen wollte, müsst ein neuer und doppelt und dreifach grosser Marius auf den zerstörten und zerfallnen Kaiserpalästen des Monte Palatino sitzen. Kein Mensch auf dem heutigen Erdboden vermag dies; alles ist dagegen zu klein, was herkömmt und was da ist. Meine Tränen rinnen auf die heilige Asche der Helden, und ich schaudre zusammen in der Unwürdigkeit, wozu mich das Schicksal verdammt hat. Welch ein Glück, bei seiner Geburt in ein Rom zu den Zeiten der Scipionen auf die Welt geworfen zu werden! aber dies kann niemand mehr begegnen.

Wer sich eine Idee von der römischen Gegend machen will, muss sie an einem heitern Morgen oder Abend auf dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Turme vom Kapitol sehen. Weit, voll grosser reinen Gegenstände, ein entzückend Stück Welt, zu handeln und wieder auszuruhn, ist sie; schöne Hügel, fruchtbare Flächen, ferne Ketten kühl Gebirg, und das unermessliche Meer in der Nähe zum leichten Ausflug in alle Nationen. Und wie stolz und königlich nun Rom in der Mitte liegt auf seinen freundlichen mannigfaltigen Höhen, an der Schlangenwindung des Tiberstroms, als stark anziehender Vereinigungspunkt! Zeigt mir eine andre Stadt in der Welt, im herrlichen Europa, von wo aus man dasselbe, und Afrika und Asien so bequem beherrschen könne, gerad im mildesten menschlichsten Klima zwischen Hitze und Kälte.

Es bleibt dabei: Luft und Land macht den Hauptunterschied von Menschen; alsdenn kömmt Zufall und die Kette der Begebenheiten, Neuheit und Ablebung; alles geht im Kreis und Taumel, und die Bewegung läuft immer fort. Es kann nicht fehlen, jede Gegend stimmt mit der Zeit die Seelen der Einwohner nach sich. Rom ist weit, glänzend, und gross in prächtigen Fernen, schön in der Nähe; still auf seinen bekränzten Hügeln, und einsam zum Genuss und Nachdenken: und so die Römer von jeher, was die Form betrifft, und sie werden's bleiben. Jetzt geben ihnen ihre eignen Ruinen etwas Zerstörendes, das noch entferntere Gegenden als ehemals empfinden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

JOHANNA SCHOPENHAUER

Das englische Landhaus.

Ein englischer Park ist von dem, was man sich in Deutschland unter diesem Namen denkt, merklich verschieden. Er umfasst die das Wohnhaus oder Schloss zunächst umgebenden Ländereien und ist gewöhnlich von ziemlichem Umfange. Äcker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefasst, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren, liegen in seinem Bezirk, so wie auch einzelne Wirtschaftsgebäude von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Überall hat man nach malerischem Effekte gestrebt, und die sanften Anhöhen und Vertiefungen dieses Landes erleichtern dieses Streben; aber immer ist das Nützliche mit dem Schönen vereint.

Der höchste Schmuck dieser Parks ist die üppige Vegetation der wohlbestellten Äcker, die unvergleichlich schönen grünen Wiesen und die prächtigen Bäume, grösstenteils Eichen und Buchen, welche überall in Gruppen verteilt stehen. In England haben die Bäume das eigne, dass sie mehr als in andern Ländern gleich von der Wurzel an ausschlagen und kleinere Zweige treiben. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch Gehölze sind, wie überall in England, selten. Man könnte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in diesem Lande, wo bei sehr milder Luft dennoch die Sonne selten recht heiss und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Die Kiosks, Tempel, Einsiedeleien unserer Parks fehlen dort ebenfalls; alle diese zur Zierde dienenden Gebäude sind in die vom Park ganz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verschiedenen, das Haus näher umgebenden Anlagen, in die sogenannten Pleasure-Grounds verwiesen. Nur in sehr grossen Parks, wie die von Blenheim oder Stowe, steht hier und da ein Obelisk, eine Pyramide oder ein Turm, um vom Schloss aus eine Ansicht zu gewähren.

An Wasser darf es nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht und noch weniger Springbrunnen. Fliesst aber ein kleiner Fluss, oder nur ein beträchtlicher Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muss er, wenn auch mit grossen Kosten herbeigeführt, sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man gibt ihm eine leichte, natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhängendem Gebüsche, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge, oder man verwandelt die Ufer eines Teichs in die unregelmässigen Umgebungen eines kleinen Sees. Überall strebt man nach dem Schönen und flieht das Gesuchte, Steife, Pretiöse.

Die Staffage vollendet diese lebendige Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden beinahe ganz furchtlos auf den grünsten Wiesen der Welt; mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen, besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen rings umher wie ein Teppich auf das herrlichste ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Tiere, ihre leichten freien Bewegungen, ihr Wohlsein geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.

Immer liegt das Wohnhaus auf einer sanften Anhöhe, alle Bäume sind aus seiner nächsten Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hindernis finden. Dennoch ist

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es nicht heiss in den Zimmern, teils weil es überhaupt in England nicht heiss ist, teils wegen der wenigen Fenster, die aber so verständig angebracht sind, dass jeder Teil des Gebäudes sein hinlängliches Licht hat.

Die äussere Ansicht der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupferstichen bekannt genug. Selten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin, oft sind sie mit Verzierungen überladen. Die Hauptfassade ist gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind gleich die Verhältnisse derselben nicht immer die richtigsten, scheinen sie oft müssig dazustehen, so gewähren sie doch immer ein angenehmes schattiges Plätzchen vor dem Hause, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht. Unter und vor diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blumen in Vasen, teils auf schönen Gestellen über einander getürmt, teils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Der Luxus, den man mit diesen Pflanzen treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die verblühten hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Höchst reizend ist der Anblick dieser Shrubberies. Florens Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über diese schönsten Kinder der Natur herrscht in England der eiserne Zepter der Mode. In der Zeit, aus welcher diese Beschreibung stammt, hatte sie gerade die Eriken oder Heidekräuter ihrer besonderen Huld gewürdigt. Man gab wohl fünfzig und mehr Guineen für so ein geruch- oft farbenloses Kraut hin, wenn es nur aus einem recht entfernten Winkel der Erde herstammte. Grosse Orangerien sind in England, ausser in den königlichen Gärten, selten anzutreffen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Obst- und Gemüsegärten, die Treibhäuser liegen mit allen zur innern Ökonomie gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch mancherlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich Gärten (Gardens) nennt. Der zur Fusspromenade bestimmte Teil der Besitzung heisst Pleasure-Ground und liegt auch ganz nahe am Hause. Hier trifft man Ähnlichkeit mit den deutschen Parks: Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln, Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichtum der neuern Gartenkunst. Alle Gebäude sind von Stein, alle Geländer und Türen von schönem eisernen Gitterwerk. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen.

Viele Pflanzen, die wir in Deutschland sorgfältig vor der Kälte schützen müssen, halten den durch Seeluft gemilderten englischen Winter aus, zum Beispiel der Laurus Tinus, das Heliotropium und der Jasmin (Jasminum officinale). Die beiden letzteren haben wir oft in einer Höhe von sechs bis acht Fuss sich an den Mauern hinziehen gesehen.

Obstbäume aller Art werden aus diesen Anlagen verbannt. Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume mit Hinsicht auf Höhe, Wuchs und die dunklere oder hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, gibt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn gleich erklären zu können. Alles ist zur schönsten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird sogar in Hinsicht der Entfernung eines Gegenstandes oft getäuscht. Die englischen Gärtner sind

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wahre Landschaftsmaler im Grossen, ja wir möchten sie fast für die einzigen eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vorteil, den Optik und die Regeln der Perspektive ihnen darbieten, wissen sie gar gut zu benutzen, ohne doch ins Kleinliche zu fallen. Mit den Nadelhölzern aller Art, den verschiedenen, uns zum Teil in Deutschland unbekannten, immergrünen Stauden und Sträuchen, deren einige sogar bisweilen im Dezember blühen, werden sehr schöne Effekte hervorgebracht. Gewöhnlich sieht man davon in der Nähe des Hauses eine Art Wintergarten an einem sonnigen Platz angelegt, in welchem man sich bei winterlichem Sonnenschein ergehen und, von allen Seiten durch das Grün getäuscht, in den Frühling hinein träumen kann. Solche Anstalten sind auf jener Insel notwendiger, als bei uns: denn derselbe wunderliche Geist, der die Einwohner dieses Landes die Nacht zum Tag umzuschaffen bewog, verwirrte auch den Lauf der Jahreszeiten. Der Winter herrscht in Hinsicht auf Kleidung und Vergnügen bis über die Mitte des Junius hinaus. Dann fängt der Frühling erst an, und so muss der Sommer und mit ihm der Aufenthalt auf dem Lande, welcher in der Regel erst im August und noch später beginnt, bis nach Weihnachten verlängert werden, damit doch jedem neben dem Unrecht auch sein Recht geschehe.

Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Tor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Türhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlassbegehrende vermittelst einer Glocke meldet. Dieses Tor mit seinen Gebäuden, the Lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald im gotischen Geschmacke, bald im ägyptischen; sie stellen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Türme, griechische Tempel oder auch nur artige, moderne Gartenhäuschen vor, je nachdem der Geschmack des Erbauers war. Immer hat der Türhüter eine freundliche, artige Wohnung darin, mit Küche und Keller, und allem was er bedarf wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden sein einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen.

GEORG FORSTER

Amsterdam.

In einer Nacht hat sich unser Schauplatz so sehr verändert, dass nichts gegenwärtig Vorhandenes eine Spur des gestrigen in unserm Gedächtnis weckt. Wir leben in einer andern Welt, mit Menschen einer andern Art. Wir haben zwei Schauspiele gesehen, die ich Dir zu schildern wünschte, um Deiner Einbildungskraft den Stoff zu einigen Vorstellungen von Amsterdam zu liefern. So spät es ist, will ich es noch diesen Abend versuchen; die Gespenster des Gesehenen sind noch wach in meinem Kopf, und gönnen mir keine Ruhe.

Wir standen auf dem Werft der Admiralität; uns zur Seite stand das prächtige Arsenal, ein Quadrat von mehr als zweihundert Fuss, auf achtzehntausend Pfählen ruhend, und ganz mit Wasser umflossen. Schon waren wir durch seine drei Stockwerke gestiegen und hatten die aufgespeicherten Vorräte für ganze Flotten gesehen. In bewundernswürdiger Ordnung lagen hier, mit den Zeichen jedes besondern Kriegesschiffs, in vielen Kammern die Anker-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

taue und kleineren Seile, die Schiffblöcke und Segel, das grobe Geschütz mit seinen Munitionen, die Flinten, Pistolen und kurzen Waffen, die Laternen, Kompasse, Flaggen, mit einem Worte alles, bis auf die geringsten Bedürfnisse der Ausrüstung. Vor uns breitete sich die unermessliche Wasserfläche des Hafens aus, und in dämmernder Ferne blinkte der Sand des flachen, jenseitigen Ufers. Weit hinabwärts zur Linken hob sich der Wald von vielen tausend Mastbäumen der Kauffahrer; die Sonnenstrahlen spielten auf ihrem glänzenden Firnis. Am Ufer und nah und fern auf der Reede lagen teils abgetakelt und ohne Masten, teils im stolzesten Aufputz mit der Flagge, die im Winde flatterte, und dem langen, schmalen Wimpel am obersten Gipfel der Stengen, die grösseren und kleineren Schiffe der Holländischen Seemacht. Wir ehrten das Bewusstsein, womit uns der Hafenmeister die schwimmenden Schlösser zeigte und mit Namen nannte, deren Donner noch zuletzt so rühmlich für Holland auf Doggersbank erscholl. –
Ich stelle mich in Gedanken in die Mitte des Hafens, und betrachte links und rechts die Gruppen von vielen hundert Schiffen aus allen Gegenden von Europa; ich folge mit einem flüchtigen Blick den Küsten, die sich nach Alkmaar und Enkhuisen erstrecken und auf der andern Seite hin den Busen des Texels bilden. Die Stadt mit ihren Werften, Docken, Lagerhäusern und Fabrikgebäuden; das Gewühl des fleissigen Bienenschwarmes längs dem unabsehlichen Ufer, auf den Strassen und den Kanälen; die zauberähnliche Bewegung so vieler segelnden Schiffe und Boote auf dem Südersee, und der rastlose Umschwung der Tausende von Windmühlen um mich her – welch ein unbeschreibliches Leben, welche Grenzenlosigkeit in diesem Anblick!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Handel und Schiffahrt umfassen und benutzen zu ihren Zwecken so manche Wissenschaft; aber dankbar bieten sie ihr auch wieder Hülfe zu ihrer Vervollkommnung. Der Eifer der Gewinnsucht schuf die Anfangsgründe der Mathematik, Mechanik, Physik, Astronomie und Geographie; die Vernunft bezahlte mit Wucher die Mühe, die man sich um ihre Ausbildung gab; sie knüpfte ferne Weltteile an einander, führte Nationen zusammen, häufte die Produkte aller verschiedenen Zonen – und immerfort vermehrte sich dabei ihr Reichtum von Begriffen; immer schneller ward ihr Umlauf, immer schärfer ihre Läuterung. Was von neuen Ideen allenfalls nicht hier zur Stelle verarbeitet ward, kam doch als roher Stoff in die benachbarten Länder; dort verwebte man es in die Masse der bereits vorhandenen und angewandten Kenntnisse, und früher oder später kommt das neue Fabrikat der Vernunft an die Ufer der Amstel zurück. – Dies ist mir der Totaleindruck aller dieser unendlich mannigfaltigen, zu Einem Ganzen vereinigten Gegenstände, die vereinzelt und zergliedert so klein und unbedeutend erscheinen. Das Ganze freilich bildet und wirkt sich ins Dasein aus, ohne dass die Weisesten und Geschäftigsten es sich träumen liessen; sie sind nur kleine Triebfedern in der Maschine und nur Stückwerk ist ihre Arbeit. Das Ganze ist nur da für die Phantasie, die es aus einer gewissen Entfernung unbefangen beobachtet und die grösseren Resultate mit künstlerischer Einheit begabt; die allzu grosse Nähe des besonderen Gegenstandes, worauf die Seele jedes Einzelnen, als auf ihren Zweck, sich konzentriert, verbirgt ihr auch des Ganzen Zusammenhang und Gestalt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

GEORG FORSTER

Der Kölner Dom.

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, geh ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmässiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewusstsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, dass er in so mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art die äusseren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen, Jahrhunderte später, dem Künstler nach, und ahnden die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbaren in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Lässt sich auch schon das Unermessliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Übereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gotischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden, und nur in grosser Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes – hier schwelgt der Sinn im Übermut des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschliessen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugnis zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolierten Gedanken bis auf das äusserste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem exzentrischen Wege zu erreichen weiss. Es ist sehr zu bedauren, dass ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muss. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle nichts von den berüchtigten Heiligen Drei Königen und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von den Hautelissetapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor; nichts von der unsäglich reichen Kiste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderschönen ziselierten Arbeit, die man heutiges Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum erstenmal

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Grossen in der gotischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuss hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. Oh, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Grösse des Tempels noch einmal, gleichsam im Widerschein, zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unseren Tritten widerhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in seiner Seele. In allem Ernste, mit seiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderschöpfungen rastlos tätigen Geiste möchte ich die Nacht dort nicht einsam durchwachen.

GEORG FORSTER

Das Rheintal.

Wir sassen stundenlang auf dem Verdeck, und blickten in die grüne, jetzt bei dem niedrigen Wasser wirklich erquickend grüne Welle des Rheins; wir weideten uns an dem reichen, mit aneinander hangenden Städten besäeten Rebengestade, an dem aus der Ferne her einladenden Gebäude der Probstei Johannisberg, an dem Anblick des romantischen Mäuseturms und der am Felsen ihm gegenüber hangenden Warte. Die Berge des Niederwalds warfen einen tiefen Schatten auf das ebene, spiegelhelle Becken des Flusses, und in diesem Schatten ragte, durch einen zufälligen Sonnenblick erleuchtet, Hattos Turm weiss hervor, und die Klippen, an denen der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Strom hinunterrauscht, brachen ihn malerisch schön. Die Nah, mit ihrer kühnen Brücke und der Burg an ihrem Ufer, glitt sanft an den Mauern von Bingen hinab, und die mächtigeren Fluten des Rheins stürzten ihrer Umarmung entgegen.

Wunderbar hat sich der Rhein zwischen den engen Tälern einen Weg gebahnt. Kaum begreift man auf den ersten Blick, warum er hier (bei Bingen) lieber zwischen die Felswände von Schiefer sich drängte, als sich in die flachere Gegend nach Kreuznach hin ergoss. Allein bald wird man bei genauerer Untersuchung inne, dass in dieser Richtung die ganze Fläche allmählich steigt, und wahrer Abhang eines Berges ist. Wenn es demnach überhaupt dem Naturforscher ziemt, aus dem vorhandenen Wirklichen auf das vergangene Mögliche zu schliessen; so scheint es denkbar, dass einst die Gewässer des Rheins vor Bingen, durch die Gebirgswände gestaucht und aufgehalten, erst hoch anschwellen, die ganze flache Gegend überschwemmen, bis über das Niveau der Felsen des Bingerlochs anwachsen und dann unaufhaltsam in der Richtung, die der Fluss noch jetzt nimmt, sich nordwärts darüber hinstürzen mussten. Allmählich wühlte sich das Wasser tiefer in das Felsenbett, und die flachere Gegend trat wieder aus demselben hervor. Dies vorausgesetzt, war vielleicht das Rheingau ein Teil der Pfalz, und der Bezirk um Mainz bis nach Oppenheim und Darmstadt einst ein Landsee, bis jener Damm des Binger Felsentals überwältigt ward und der Strom einen Abfluss hatte.

Für die Nacktheit des verengten Rheinufers unterhalb Bingen erhält der Landschaftkenner keine Entschädigung. Die Hügel zu beiden Seiten haben nicht jene stolze, imposante

Höhe, die den Beobachter mit einem mächtigen Eindruck verstummen heisst; ihre Einförmigkeit ermüdet endlich, und wenn gleich die Spuren von künstlichem Anbau an ihrem jähen Gehänge zuweilen einen verwegenen Fleiss verraten, so erwecken sie doch immer auch die Vorstellung von kindischer Kleinfügigkeit. Das Gemäuer verfallener Ritterfesten ist eine prachtvolle Verzierung dieser Szene; allein es liegt im Geschmack ihrer Bauart eine gewisse Ähnlichkeit mit den verwitterten Felsspitzen, wobei man den so unentbehrlichen Kontrast der Formen sehr vermisst. Nicht auf dem breiten Rücken eines mit heiligen Eichen oder Buchen umschatteten Berges, am jähen Sturz, der über eine Tiefe voll wallender Saaten und friedlicher Dörfer den Blick bis in die blaue Ferne des hüglichten Horizonts hinweggleiten lässt, – nein, im engen Felstal, von höheren Bergrücken umschlossen, und, wie ein Schwalbennest, zwischen ein paar schroffen Spitzen klebend, ängstlich, hängt hier so mancher zertrümmerte, verlassene Wohnsitz der adeligen Räuber, die einst das Schrecken des Schiffenden waren. Einige Stellen sind wild genug, um eine finstre Phantasie mit Orkusbildern zu nähren, und selbst die Lage der Städtchen, die eingeengt sind zwischen den senkrechten Wänden des Schiefergebirges und dem Bette des furchtbaren Flusses, – furchtbar wird er, wenn er von geschmolzenem Alpenschnee oder von anhaltenden Regengüssen anschwillt – ist melancholisch und schauderhaft.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

WILHELM VON HUMBOLDT

Die französische Nutzlandschaft.

Auf den weiten Strecken, die ich von neuem von Frankreich sah, fand ich wieder bestätigt, was ich schon sonst bemerkte. In keinem andern Lande nämlich herrscht, auch nur nach der bloss oberflächlichen Ansicht der Gegend zu urteilen, ein solches Gleichgewicht zwischen der Natur und der Kultur, die sie bearbeitet hat. Die Natur drängt sich weder durch Grösse und Kühnheit, wie in dem Norden, noch durch die reiche Üppigkeit des Südens hervor. Seit Jahrhunderten ist dies Land verfeinerter als andre gewesen; seit gleich langer Zeit hat es keinen Feind in seinem Innern gesehen, und selbst durch bürgerliche Unruhen sind nur einzelne Provinzen verheert worden. Vorzüglich aber hat von Ludwig XIV. an bis zur Revolution die Regierung immer nur dafür gestrebt, dem ganzen Lande die einförmige, aber schicklichste Gestalt zu geben, um es zu einem wohlhabenden und mächtigen, aber leicht beherrschbaren Staat zu machen, und in den gleichen Geist sind die Privatbewohner eingegangen. Vor dieser einordnenden Einförmigkeit ist die Natur gleichsam verschwunden. Auch fehlt es an sich an grossen Naturmassen. Gebirge sind nur in einzelnen kleinen Teilen und durchschneiden nicht, wie in Spanien, das ganze Land in schwer zu verbindende Stücke, grosse Seen fehlen gleichfalls, und die Massen der Wälder sind an den meisten Orten dem ackerbauenden Fleiss gewichen. Da indes doch eine schöne Mannigfaltigkeit in der Abwechselung der Höhen und Täler herrscht, die Vegetation und Kultur den Bergen die schroffen Ecken benommen und ihnen liebliche Formen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegeben hat, und der Himmel freundlich und das Klima nicht beschwerlich ist, so begreife ich vollkommen, wie dem Franzosen sein Vaterland als die einzige menschliche Erde erscheinen muss, und ich habe mich oft einiger Verse aus der Deshoulières erinnert, von denen der erste so anfängt: «non l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire» u.s.w., die mir wirklich aus wahrem Gefühl entsprungen scheinen. Es ist dem Nationalcharakter eigen, die Natur überall zu scheuen, wo sie sich nur irgend als Macht ankündigt, ewig nur durch Wechsel gereizt, aber nie ernsthaft ins Interesse gezogen, am wenigsten erschüttert werden zu wollen, nie den wirklichen Gegenstand, am wenigsten einen wahrhaft grossen mit dem eigentlichen Gefühl in Berührung zu bringen, sondern immer nur mit dem leichten Gaukelspiel einer leicht-ernsten, nicht schaffenden, sondern nur bildenden Phantasie zu scherzen. Wer aber an andere Gegenden gewöhnt ist, dem wird Frankreich in Rücksicht auf Naturschönheit immer nur wenig gefallen. Der Nordländer findet darin nicht Stoff genug für seine Einbildungskraft, der Südländer vermisst den üppigen Reiz zum Genuss, den ihm schon sein blosses Klima einflösst.

Was aber in Frankreich vorzüglich unangenehm ist, ist der Anblick des Landvolks. In keiner Gegend, die ich sah, findet man unter demselben das kräftige, wackere, wirklich hohe Achtung einflössende Ansehen, das in der Schweiz so häufig ist, am wenigsten aber das eigentümliche, wodurch sich der Landmann vom Städter unterscheiden soll. Vorzüglich haben die Frauen fast durchaus etwas Gedrücktes und Unbedeutendes in der Physiognomie. Auch gibt es keine wahre Fröhlichkeit unter ihnen, und Rousseaus Ausspruch scheint mir darin vollkommen wahr.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

WILHELM VON HUMBOLDT

Übergang in die Pyrenäen.

S. Sebastian, 30. April 1801.

Wir haben zwei unaussprechlich schöne Tage verlebt, ach! warum warst Du nicht mit uns, Du würdest einen grossen, unglaublichen Genuss an den lieblichen Küsten, den göttlichen Meeresaussichten gehabt haben. Nachdem wir uns mit grosser Mühe gestern früh aus Bayonne losgemacht hatten, ritten wir nach St. Jean de Luz und brachten den ganzen Tag dort zu. Ich habe die Stelle wieder besucht, wo wir zusammen sassen und der kleine Theodor sich so vor dem Meere fürchtete. Aber es waren schon wieder mehr Steine weggerissen, und man konnte nicht mehr so gut an der äussersten Spitze sitzen. Das Meer war ruhiger als jenesmal und vielleicht darum minder schön, aber die Aussicht bleibt immer einzig. Die kleine Bai ist so malerisch beschränkt, die Hügel um die Stadt sind so freundlich bewachsen, der Anblick der Gebirge ist so gross, und selbst ruhig drängt sich das Meer doch immer mit Toben in die enge Mündung.

Wir kehrten noch im Mondschein dahin zurück, der Himmel war göttlich gestirnt, und das Mondlicht zitterte auf den schwarzen Wellen. Du erinnerst Dich noch, dass an der rechten Ecke der Bai das Fort de St. Verbo steht. Auch dahin ging ich diesmal, und die Aussicht ist unendlich gross. Das Meer ist auf der rechten Seite durch nichts beschränkt, denn die Ufer weichen mehr zurück; dicht an dem Fort ist eine Mauer ins Meer einige hundert Schritte hineingebaut, und die Wellen schlagen nun mit entsetzlichem Tosen an die Ecke des Felsens und diese Mauer, dass der Schaum sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von einem Ende zum andern bedeckt. Nirgend sieht man so lebendig ihre zerstörende Kraft. Sie schlagen in die Klüfte der Felsen, und man hört sie unter seinen Füssen brüllen. Haben sie den Felsen dann eine Zeitlang so untergraben, so stürzt er oben herab, und man sieht dort deutlich grosse Stücke, die durch die Wellen losgerissen sind. Der Mann, der mich da herumführte, sagte mir, dass er noch das Meer viel weiter zurück gesehen habe, er zeigte eine Stelle, wo ehemals Häuser standen, und die nun die Flut bedeckt. Du erinnerst Dich selbst anderer, die am Ufer verlassen standen, und er hat eine sehr alte Tante gehabt, die von ihrer Tante gehört hat, dass sie sich erinnerte, Gärten in der Bai gesehen zu haben. Es ist ein schauderhafter Gedanke, wenn man an der kleinen Bucht steht, zu denken, welche ungeheure Wassermasse auf diese kleine Küste andrängt. Keine andre befindet sich in gleichem Fall. Denn von Biskaya bis Terreneuve im äussersten Norden von Amerika ist kein Land, keine grössere Insel, welche die Gewalt des Meeres unterbräche. Wie das Auge auf der grenzenlosen Fläche, so verliert sich der Geist in dieser Betrachtung, und nie ist mir die belebte Schöpfung so klein und ohnmächtig, nie die tote und rohe Masse so übergewaltig vorgekommen, als dort zwischen den Pyrenäen und dem Ozean. In den Gebirgen jene ungeheuren, von keinem mildernden Grün umkleideten Felsmassen, das Bild einer ewig untätigen Ruhe, eine Last, die, immer auf den Mittelpunkt ihrer Schwere drückend, nur zusammenzustürzen droht, um sich noch fester aneinander zu ballen. In dem Meer hingegen die fürchterliche, die Einbildungskraft bis zum Entsetzen anspannende, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten zugleich fortpflanzende, von dem

unbedeutendsten Stoss die ungeheuerste Tiefe aufwühlende, den ganzen Erdkreis bedrohende Beweglichkeit. In jener ewigen Ruhe, in diesem ewigen Rollen – beide in toten, ungeschiedenen und ungeheuren Massen –, in diesen wüsten Elementen des Chaos scheint eine dunkle und unverstandene Kraft zu walten, neben welcher jede geistige verstummt und verschwindet. Dennoch erhält sich, der Pflanze gleich, die, sich aus den Ritzen des Felsens hervorwindend, seine schroffen Ecken umklammert, mitten unter dieser Verwüstung der leblosen Natur die lebendige Organisation, und wie der im Stein verborgene Funke springt der Trieb der Bildung aus ihm selbst hervor. In diesem unauflöslichen Rätsel und in dem Gefühl der verschwindenden Ohnmacht des Menschen gegen die Macht der Elemente und der Bewunderung ihrer entsetzlichen Massen, die wild und ungebändigt wie sie sind, doch durch dasselbe Gesetz, durch das sie allem Zerstörung drohen, einem fremden Zuge zu folgen, sich in unaufhaltsamem Umschwunge fortzuwälzen und endlich in Gleichgewicht zu halten gezwungen werden, liegt, glaube ich, die Macht, mit der Meer und Gebirge immer die Einbildungskraft und das Gefühl an sich reissen. Es ist der Kampf des Leblosen mit dem Lebendigen, durch die inneren Kräfte beider, wie durch ein ewiges Schicksal, zu Harmonien und Eintracht verbunden.

Wir schliefen die Nacht in Luz und eilten am Morgen gegen vier Uhr an der Küste weiter fort. Es war ein unbegreiflicher, schöner Anblick, die Gegend, deren Du Dich noch erinnerst, zugleich im zwiefachen Lichte des Mondes und des Morgenrotes zu sehen. Mir ist nie etwas gleich Magisches an Beleuchtung vorgekommen. Die Sonne ging

herrlich auf. Sie brach durch eine Menge dunkler Tauwolken hervor, und weit vor ihr her war der Himmel mit leichtem schimmernden Gewölk bedeckt, das wie goldene Flocken in der reinen Bläue schwebte. Wir blieben fast bis an die Bidassoa in der grossen spanischen Strasse, und ich erkannte ein paar Stellen wieder, wo wir ausgestiegen waren und ich mit Dir zu Fuss ging. Zuletzt ging der Weg rechts auf die Höhe nach dem Meere zu, und wir näherten uns jetzt der Gegend, wo vorzüglich der Schauplatz des letzten Krieges war. Der Anblick von Andaye und Fuenterrabia ist von dieser Höhe sehr schön. Beide Örter scheidet eine längliche Bucht, die durch die Mündung der Bidassoa und die einströmende Flut des Meeres gebildet wird. Andaye ist der letzte französische, Fuenterrabia der erste spanische Ort. Die Hügel um Andaye sind lachend, grün und üppig bewachsen, die Berge hinter Fuenterrabia, die mit einer schmalen Spitze ins Meer gehn, sind öde, baumlos und von traurigem Ansehen. Es ist die verbrannte Mittagsseite der Bucht. So ist Frankreich hier auf eine charakteristische Art von Spanien geschieden, die für uns noch durch den dumpfen Glockenton vermehrt wurde, der von Fuenterrabia herübertönte.
So schlecht sich die Gegend von Fuenterrabia aus der Ferne ankündigt, so reizend ist sie in der Nähe.

*

Guetaria, 2. Mai

Ich hatte nicht Zeit, gestern weiter zu schreiben. Wir sind indes an der Küste weiter vorgerückt und bleiben heute die Nacht hier. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie die Natur, in der ich jetzt vom Morgen bis zum Abend lebe, die grosse und zum Teil so reizende Gegend in dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Augenblick auf mich wirkt, wo die Abwesenheit von allem, was ich liebe, mich an sich weicher und jedem tieferen Gefühl empfänglicher macht. Fast ist mir's manchmal, als wäre ich in die Fremde gegangen, um tiefer und inniger in mir zu leben. Ich freue mich meiner Reise, der Natur, die ich sehe, der Gefühle, denen ich mich überlasse, aber –! Ich denke Dich, wie ich Dich nie, auch nicht gegen Dich aussprechen kann, aber wie ich gewiss fühle, dass Du bist. Es ist mir besonders wieder so sehr aufgefallen, dass es schlechterdings kein menschliches Wesen gibt, an das der Gedanke sich so leicht, so freiwillig, so rein und voll an den Anblick der Natur anschliesst. Die Verschmelzung der Menschlichkeit, die sich der Natur und dem Schicksal gleichsam hingibt und sie nun mit ihren Gefühlen begleitet, und des höheren Sinns, der sich immer ein freies und ein eignes Leben schafft, ist in niemand so zart und innig.

*

Durango, 9. Mai 1801.

Unser Weg heute von Vitoria her war ein wenig unangenehm wegen des Wetters. Wir ritten früh aus und hatten viel Nebel und Kälte. Überhaupt sind es blosse Fabeln, wenn man sagt, dass der Mai in Spanien heiss ist. Ein Teil des Weges war überaus schön und war es noch mehr durch den Nebel und das ewige Jagen der Wolken. Wir ritten langsam einen Berg hinan und hatten nur einige dicht mit Gebüsch bewachsene Hügel zur Seite. Wir sprachen gerade davon, dass unser Führer uns erzählte, dass dies ein pasage de ladrones sei, und achteten nicht auf die Gegend. Wir sahen wohl einige Felskuppen über die niedrigeren Hügel herüberblicken, aber wir erwarteten nichts sehr Schönes oder sehr Grosses. Wie erstaunten wir aber, als auf einmal,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

da wir die höchste Höhe erreicht hatten, die ungeheuren Felsen in den malerischsten Gestalten vor uns standen. Eine finstere Wand, steil wie eine Mauer und nur mit unzähligen Rissen durchfurcht, erstreckt sich an der rechten Hand ins Tal hinein. Gerade vor uns stand eine Pyramide von blossen Klippen aufgetürmt, zu deren beiden Seiten sowie zu den Füssen eines mächtigen Vorgebirges sich zwei fruchtbare, reichbebaute Täler herabsenkten, die das Auge wieder bis zu den entfernten Gebirgen hin verfolgte, die sie am Horizont begrenzten, und zur Rechten ging dann die steile Felswand nur in verschiedenen Abteilungen fort, und ihre Spitze hatte ein rundes, schöngeformtes Haupt, auf dem eine schwere und finstere Nebeldecke lag. Man nennt dies Gebirge S. Antonio de Urquiola. Nichts kann zugleich grösser und sonderbarer sein. Wie eine furchtbare Scheidewand steht es von der Ebene weg, und es ist, als hätte eine ungeheure Wasserflut dagegen angestürmt, sich an einer vorragenden Spitze gebrochen und sich nun zwei Wege da gebahnt, wo sich die benachbarten Gründe herabsenken, aber ein entsetzliches Vorgebirge von Fels zwischen sich gelassen. Die sehr gute Chaussee schlängelt sich wohl eine Stunde Weges um den mittelsten Felsen herum langsam die Höhe herunter, und alle Abwechselungen, welche eine wunderschöne Vegetation mit durchaus nackten Klippen geben kann, scheinen hier auf einmal erschöpft. Bald ist es ein schöner Eichwald an einer steilen Anhöhe, über dem der Fels hervorragt, bald läuft eine schattige Allee zwischen zwei nackten Wänden hin, bald drängt sich ein freundliches Ackerstück in beträchtlicher Höhe zwischen zwei in eine spitze Ecke zusammenlaufenden Felsen ein. Der Fleiss des Landmanns macht der unwirtbaren Klippe die letzte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Handvoll Erde streitig, und die Felswand scheint die natürliche Mauer der kleinen Besitzung. Und dann die hundertfachen Gestalten, welche mit jeder neuen Änderung des Weges der mittlere inselförmige Fels bildet. Unzugänglich an allen Seiten wie es scheint, zeigt er überall schroffe, mit keinem Gesträuch überkleidete Wände und ist um so schöner, als er lauter grosse Massen hat und in einfacher Grösse pyramidalisch zuläuft. Am Ende des Abhanges liegt ein kleines Dorf, reizender und malerischer, als es die Beschreibung schildern kann. Rings von diesen entsetzlichen Felsklippen umschlossen, ist es doch lachend und freundlich; denn die Anhöhe geht erst gemach bis an jene Wände heran, und solange nur noch einige Zoll Erde den unfruchtbaren Stein bedecken, sieht man Wiesen und Äcker und Gebüsche, alles sorgsam gepflegt und mit lebendigen Hecken umgeben.

Alle biskayischen Dörfer in diesem inneren Teile des Landes sind nur ein paar Häuser um die Kirche herum. Von da aus oft einige Stunden in der Runde liegen einzelne Häuser (caserios), die alten Stammsitze des Landes, die zu diesen Kirchen, zu denen sie oft weit zu gehen haben, eingepfarrt sind. In diesen einzelnen Häusern wohnen die Landleute, die ältesten Bewohner des Landes, die sich für die am meisten adligen halten, sich darum noch jetzt Infanzonen im Gegensatz mit den Städtern nennen, die, obgleich abstammend von ihnen, sich in die Täler heruntergezogen haben, eine reichlichere Lebensart führen, dem Ackerbau weniger obliegen und daher minder geachtet sind. Jedes dieser Berghäuser hat seinen Namen, der fast immer von der Lage des Ortes hergenommen ist; dies heisst der Sonnenplatz, jenes das Haus des Abhangs, ein anderes der Hügel der Steine

usw., so dass, wer Baskisch weiss, aus dem blossen Namen die Lage des Hauses, das er nie gesehen hat, errät; denselben Namen trägt die Familie, die es bewohnt, und das undenkliche Alter von beiden ist ihr Adel. Ihre wahre Ahnenprobe ist also die natürliche: wo ist dein Haus, und trägt es deinen Namen? Auch vergessen die Städter, wenn man von ihrem Heim spricht, nie hinzuzusetzen: ich bin aus dem und dem Caserio. Denn die Städte sind zu neu, um eigentliche Stammsitze zu haben, und der Kern und der Ursprung der Nation sind bloss die im Gebirge zerstreut wohnenden Landleute. Von diesen Häusern sieht man nun um das kleine Dörfchen, von dem ich sprach, eine Menge herumstehen bis oben in die hohen Berge hinauf, alle sind von Bäumen und Äckern umgeben, vor den meisten stehen einige alte Walnuss- oder Kastanienbäume, und viele sind durchaus mit Wein und Efeu überrankt. Aus einem dichten Gebüsch am Fuss des Berges ragt ein alter zerfallener Turm hervor, und diese ehrwürdige Ruine vermehrt das Romantische des Anblicks.

WILHELM VON HUMBOLDT
an Goethe.

Der Monserrat.

Für heute wünsche ich, Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur aufs höchste noch ein paar andere in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie miteinander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und Städte hinabblickt, die in der unabsehlichen Strecke zu seinen Füssen liegen – in die Einsiedlerwohnungen des Monserrats bei Barcelona.

Ich habe zwei unvergesslich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre «Geheimnisse» schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtnis. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und menschliche Stimmung herrscht, immer ausserordentlich geliebt, aber erst, seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; sie ist mir nicht werter, aber sie ist mir näher und eigener geworden.

Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhange des Felsens langsam herumwindet, und, noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu sehen; und wenn ich aus den tiefen grünbewachsenen Klüften emporblickte, und Kreuze sah, welche heilig kühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht, wie sonst, mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der Tat das,

Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht.

Und wie sollt' es auch anders sein? Die Grösse der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer als

Vermittler zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empfindungen er entsprang. In dem Getümmel der Welt vergessen wir das oft und urteilen rasch und hart darüber ab; aber milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt. Lange hab ich mich nicht losreissen können von dem Gipfel dieses wunderbaren Berges, lange hab ich wechselsweise meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer schneebedeckten Gebirgskette umgrenzt ist, dort sich ins Unabsehliche hin verliert, bald auf die waldichten Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einsiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, diesen Platz als den Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt anzusehen, wo die gewiss nur Wenigen ganz fremde Sehnsucht, mit sich und der Natur allein zu leben, volle und ungestörte Befriedigung genösse; und sollte nicht billigerweise jeder rein menschlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur besonders für sie begünstigter Ort geheiligt sein, zu welchem der Mensch, wenn nicht sich selbst, doch wenigstens seine Einbildungskraft und seine Gedanken retten könnte?

GEORG FORSTER

Tahiti.

Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti, zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, der uns bis hieher begleitet, hatte sich gelegt; ein vom Lande

wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb denselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern, sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich, mit Waldung bedeckt, und mit verschiedenem anmutigen Grün und herbstlichen Braun schattiert waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brotfrucht-Bäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene empor ragten. Noch erschien alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählich aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern und Canots unterscheiden, die auf den sandichten Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten und die Aussicht begann zu leben.

Sobald wir ausgestiegen waren, eilten wir von dem sandigen Strande, wo für unsre Wissenschaft keine Entdekkungen zu erwarten waren, weg, und nach den Plantagen hin, die uns vom Schiffe her so reizend ausgesehen hatten. Ohnerachtet der späten Jahreszeit wegen Laub und Gras schon durchgehends mit herbstlichem Braun gefärbt war, so bemerkten wir doch bald, dass diese Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reizen verlören, und dass Herr von

Bougainville nicht zu weit gegangen sei, wenn er dies Land als ein Paradies beschrieben. Wir befanden uns in einem Wald von Brotfrucht-Bäumen, auf denen aber bei dieser Jahrszeit keine Früchte mehr waren, und beim Ausgang des Gehölzes sahen wir einen schmalen, von Gras entblössten Fusspfad vor uns, vermittelst dessen wir bald zu verschiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherlei Buschwerk halb versteckt lagen. Hohe Kokos-Palmen ragten weit über die andern Bäume empor und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Pisang prangte mit seinen schönen breiten Blättern und zum Teil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine schattenreiche Art von Bäumen, mit dunkelgrünem Laube, trug goldgelbe Äpfel, die den würzhaften Geschmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwischenraum war bald mit jungen chinesischen Maulbeerbäumen (Morus papyrifera) bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hiesigen Zeuge gebraucht wird; bald mit verschiednen Arten von Arum- oder Zehrwurzeln (Arum oder Eddoes), mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen besetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander, im Schatten der Brotfrucht-Bäume auf der Ebene umher, und waren mit mancherlei wohlriechenden Stauden, als Gardenia, Guettarda und Caulophyllum umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derselben stimmte mit der kunstlosen Schönheit des um sie her liegenden Waldes überaus gut zusammen. Sie bestanden nämlich mehrenteils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfosten ruhte, und pflegten übrigens, an allen Seiten offen, ohne Wände zu sein. Diese sind auch bei dem vortrefflichen Klima

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dieses Landes, welches vielleicht eins der glücklichsten auf Erden ist, vollkommen zu entbehren; denn Tau und Regen, die einzigen Veränderungen der Witterung, gegen welche die Einwohner Schutz nötig haben, werden in den mehresten Fällen durch ein blosses Dach genugsam abgehalten. Zu diesen liefert ihnen der Pandang oder Palm-Nussbaum seine breiten Blätter statt der Ziegel und die Pfeiler werden aus dem Stamm des Brotfrucht-Baums gemacht, der ihnen solchergestalt auf mehr denn einerlei Art nutzbar wird. Indessen gab es doch mitunter einige Wohnungen, die vermutlich nur deswegen, damit man innerhalb verborgner sein könne, mit einer Art von geflochtnen Rohr-Hürden eingeschlossen waren, und welches sie denn einem grossen Vogelbauer ziemlich ähnlich machte. In diesem Wandwerk war eine Öffnung zur Tür gelassen, die mit einem Brette zugemacht werden konnte. Vor jeder Hütte sah man eine kleine Gruppe von Leuten, die sich ins weiche Gras gelagert hatten oder mit kreuzweis übereinandergeschlagnen Beinen beisammen sassen und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruheten. Einige standen bei unsrer Annäherung auf und folgten dem Haufen, der mit uns ging; viele aber, besonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt sitzen und begnügten sich uns im Vorübergehen ein freundschaftliches Tayo! zuzurufen. Da unsre Begleiter gewahr wurden, dass wir Pflanzen sammelten, so waren sie sehr emsig, dieselben Sorten zu pflücken und herbeizubringen, die sie von uns hatten abbrechen sehen. Es gab auch in diesen Plantagen in der Tat eine Menge von allerhand wilden Arten, die untereinander in jener schönen Unordnung der Natur aufsprossten, welche über das steife Putzwerk künstlicher Gärten

immer unendlich erhaben, aber alsdann vollends bewundernswürdig ist, wenn die Kunst ihr am rechten Ort aufzuhelfen weiss. Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten, die, ohnerachtet sie zarter und feiner als unsre nördlichen waren, dennoch, weil sie im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich das Erdreich feucht zu erhalten, und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrerseits im vortrefflichsten Stande waren. Mancherlei kleine Vögel wohnten auf den schattigen Zweigen der Brotfrucht- und anderen Bäume und sangen sehr angenehm, ob man gleich, ich weiss nicht warum, in Europa den Wahn hegt, dass es in heissen Ländern den Vögeln an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Kokosnuss-Bäume pflegte sich eine Art kleiner, schöner, saphirblauer Papageien aufzuhalten, und eine andre grünlichte Art mit roten Flecken sahe man unter den Pisang-Bäumen häufig, traf sie auch oft zahm in den Häusern an, wo die Einwohner sie der roten Federn wegen sehr gern zu haben schienen. Ein Eisvogel, der von dunkelgrünem Gefieder und rings um die weisse Kehle mit einem ringförmigen Streif von vorgedachter Farbe gezeichnet war, ein grosser Kuckuck und verschiedne Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indes ein bläulichter Reiher gravitätisch am See-Ufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Tal herab, und füllte beim Ausfluss in die See unsre leeren Fässer mit silberhellem Wasser.

Das Ufer, dessen schlängelnder Krümmung wir aufwärts

folgten, brachte uns zu einem senkrecht stehenden und mit mancherlei wohlriechendem Gebüsch behangenen Felsen, von welchem sich eine kristallhelle Wasser-Säule in einen glatten klaren Teich herabstürzte, dessen anmutiges Gestade überall mit bunten Blumen prangte. Dies war eine der schönsten Gegenden, die ich in meinem Leben gesehen. Kein Dichter kann sie so schön malen. Wir sahen von oben herab auf die fruchtbare überall angebaute und bewohnte Ebene, und jenseit dieser in das weite, blaue Meer hinaus. Die Bäume, welche ihre dickbelaubten Zweige gegen den Teich hin ausbreiteten, gewährten uns kühlen Schatten, und ein angenehmes Lüftchen, welches über das Wasser herwehte, milderte die Hitze des Tages noch mehr. Hier legten wir uns auf den weichen Rasen hin, um beim feierlich einförmigen Geräusch des Wasserfalls, dazwischen dann und wann ein Vogel schlug, die eingesammelten Pflanzen zu beschreiben, ehe sie verwelkten. Unsre Tahitischen Begleiter lagerten sich ebenfalls unter das Gebüsch hin, und sahen uns mit stiller Aufmerksamkeit zu. Wir hätten den ganzen Tag in dieser reizenden Einöde zubringen mögen, allein unser Beruf gestattete keine Untätigkeit; sobald wir also mit den Beschreibungen fertig waren, begnügten wir uns die romantische Gegend noch einmal zu betrachten und kehrten alsdann nach der Ebene zurück. –

Nach allem, was wir auf dieser Insel gesehen und erfahren, dünkte sie uns, im ganzen genommen, einer der glücklichsten Winkel der Erde. Zwar waren uns ehemals, nachdem wir lange Zeit nichts als See, Eis und Luft vor uns gesehen hatten, auch selbst die öden Felsen von Neu-Seeland so vorteilhaft ins Gesicht gefallen, dass wir anfänglich ebenfalls sehr günstige Urteile darüber fällten: allein diese

ersten Eindrücke waren auch bald wieder verschwunden, und wir hatten in der Folge täglich mehr Gelegenheit bekommen, uns zu überzeugen, dass sich dieses Land allerdings noch in einem wilden chaotischen Zustande befände. Bei O-Tahiti hingegen verhielt es sich ganz umgekehrt. Die Insel sahe nicht nur schon von fern sehr reizend aus, sondern je näher wir derselben kamen, desto schöner wurden auch die Prospekte, ja selbst bei jedem Spaziergang entdeckten wir neue Annehmlichkeiten. Je länger wir also blieben, je mehr wurden die Eindrücke des ersten Anblicks bestätigt.

WILHELM VON HUMBOLDT

St. Jean de Luz.

Unsre Ungeduld die spanische Grenze zu begrüssen, wurde noch einen Tag länger hingehalten, als wir geglaubt hatten. Der Weg war unglaublich schlecht; das Pflaster der Chaussee war, wie von Grund aus, aufgewühlt und die Steine lagen haufenweis mitten in der Strasse aufgetürmt.

Wir kamen gerade zur Zeit der einströmenden Flut in dem Orte an, und da unser Wagen durch das Wasser fahren musste, so waren wir genötigt die Ebbe abzuwarten, und gegen unsern Vorsatz hier zu übernachten. Wir machten einen Spaziergang an den Hafen, setzten uns auf dem verfallenen Quai neben einigen Fischern, deren starke, aus den Lumpen, die sie umhüllten, nackt hervorblickende Glieder und deren armseliger Fang uns lebhaft an den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Theokritischen erinnerte, nieder, und ergötzten uns unendlich an dem Schauspiel des vom Sturm bewegten Meers.
Der Meerbusen von St. Jean de Luz ist vorzüglich malerisch. Klein, aber durch zwei Vorgebirge, rechts durch das Fort St. Barbe, links durch das, welches den Namen des Orts trägt, gut begrenzt, bietet er dem Auge gerade die Fläche dar, die es leicht übersieht. Die Wogen rollten majestätisch von der Höhe des Meers auf uns zu; vom Widerstand der zurückprallenden Wellen aufgehalten, brach sich ihre finstertürmende Spitze in weissen Schaum, der vom Mittelpunkt aus wie ein plötzlich entzündetes Feuer zu beiden Seiten in unabsehlichen Reihen hinlief; dann sich mit verdoppelter Gewalt überwälzend, stürzten sie lautbrausend in die Mündung des Hafens. Dieselbe Flut aber, die hier vor uns eingeengt im Drange des Ein- und Zurückströmens wild auftobte, ergoss sich hinter uns mit pfeilschneller Geschwindigkeit in lieblichen Schlangenlinien über das glattgespülte Ufer, und – so rasch war die Bewegung – wenn die zweite Welle der ersten zurückkehrenden begegnete, sah man, wie in einem durchsichtigen Kristall, zwei zusammenhängende Spiegelflächen über einander in entgegengesetzten Richtungen hingleiten. In der Ferne vernahm man nur ein dumpfes Toben, ein verwirrtes Gewühl der Wogen; an hervorragenden Klippen sprützte Schaum aus der dunkeln Flut empor, und auf der äussersten Höhe des Meers schwankten von Zeit zu Zeit die schimmernden Segel eines Schiffes vorüber.
In jedem gefühlvollen Zeichner der Natur hat die tote oder die beseelende Kraft ein sichtbares Übergewicht. Homer und die Griechen schildern die Natur lieber in der Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten und der Fülle ihrer Bewegung;

die nordische Phantasie Ossians verweilt vorzugsweise bei ihren rohen, wüsten und finsteren Massen. Aber noch fehlt uns der Dichter, welcher, tiefer eindringend, den formlosen Stoff wahrhaft mit dem Bildungstrieb gattete, und matte Beschreibungen aus seinem Kreise verbannend den Kampf und die Vereinigung der Schöpfungskräfte selbst einführte.

Er würde vielleicht die Kosmogonie einige Schritte weiter führen, aber wenigstens gewiss den unbebautesten Teil der Dichtkunst, die didaktische, mit einem unbekannten Muster bereichern. Denn nicht Welten durch Welten zu entzünden, und Fabeln an Fabeln zu reihen ist es, was die dichterische Einbildungskraft hier sucht. Sie will im Menschen die Kräfte erregen, durch die er eine solche Schöpfung ausser sich begreifen, eine ähnliche in sich nachbilden kann.

Denn auch in ihm streitet ein formloser Stoff, ein unbestimmtes Streben und ein unbestimmter Trieb mit dem ordnenden Gedanken und der gestaltenden Anschauung; auch in sich begreift er diese Elemente nur einzeln, und nur der Einbildungskraft ist es gegeben, sie wenigstens auf Augenblicke zu ihrer ursprünglichen Einheit zu verknüpfen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

PETER SIMON PALLAS

Die Krim.

In dem Kalkgebirge haben die alten Einwohner von Taurien oder vielleicht griechische Mönche, allenthalben wo jähe Abgründe ihnen Sicherheitsörter anboten, zahlreiche Grotten in den weichen Fels gehauen, und diese Grotten sind oft sehr reich an Mauersalpeter. Man findet sogar in den kleinen Buchten der Bai von Sewastopol und in den Gegenden von Inkerman, ganze Felswände von der Salpeterzeugung zerfressen und zerstört, und dieser Fels könnte vorzüglich bei künstlichen Salpeterwerken dienen, so wie dagegen die Ebene bei jedem Dorfe dergleichen in den alten Aschenhaufen, welche die Gewohnheit der Tataren dort klüglich aufbewahret hat, darbietet.

Das Gebirgsland ist in Ansehung seiner Höhe, Lage, Bodens und Produkte so verschieden, dass man keine allgemeine Idee davon geben kann. Die tiefen Täler der Flüsse, welche von demselben gegen Norden herabfliessen, und die Abhänge der hohen Berge, welche sie umgeben, sind mit schönen hochstämmigen Waldungen wohl versehen, welche allerlei Holzarten unter einander haben, als Eichen, Buchen, Hagebuchen, Linden, Ulmen von zweierlei Gattungen, Eschen von zweierlei Gattungen, Abereschen, Gartenabereschen, Weissdorn von mehreren Sorten, schwarze Pappeln, Zitterpappeln, Haselnussstauden, Wasserhollunder, Korneliuskirschen, St. Lucienkirschen oder Mahaleb, schwarze Waldkirschen, wilde Birnbäume von verschiedenen Arten, wilde Pflaumen- und Äpfelbäume u. s. w. Die felsigsten und kahlsten Berge haben einen Überfluss an Wacholder, wovon man zweierlei Arten findet, den

Cedern-Wacholder, welcher einen dicken Stamm hat und sich wie die Rüster und Weide schneiden lässt, und der spanische Wacholder mit roten Beeren. – Die Abstufungen der jähen Seite an der See haben ebenfalls einen Überfluss an Waldungen und bringen vorzüglich viele Strandfichten hervor.

Die hohen von Holz entblössten Alpflächen, welche von der Höhe des Absturzes der Kette an der Seeseite sanft gegen die nördlichen Täler herabsteigen, geben vortreffliche Weiden für die Herden während der Sommerhitze, wenn auf den niedern Ebenen das Gras zu verdorren anfängt. Aber der Schnee bleibt dort bis in den Maimonat liegen, und selbst den übrigen Sommer hindurch findet man Schluchten, die von Felsen Schutz haben, und durch die abfliessenden Wasser vormals ausgehöhlte Abgründe, wo Schnee und Eis sich zu aller Zeit erhält. Diese Flächen, die beständig frisch sind, würden auch zur Schafzucht von guter Rasse eben so geschickt sein, wie die Gebirge in Asturien es für die spanischen sind, und diese Herden, welche schon von Natur eine sehr feine und lange Wolle haben, würden sich in den Taurischen Gebirgen durch das Zulassen guter Böcke aus Kerman, Kalabrien oder Spanien über alle Erwartung veredeln und ihre Wintertrift in dem westlichen Teile der Kalkkette und besonders auf dem herakleotischen Chersones finden, wo der Winter gewöhnlich milde und ohne Schnee zu sein pflegt.

Endlich sind die schönen halbmondförmigen und amphitheatralischen Täler, welche der Absturz der hohen Gebirge längs der mittäglichen Küste von dem Tal von Foros an bis zu den Tälern von Kos und Otus bildet; Täler, welche das Klima von Anatolien und Kleinasien geniessen, Täler wo

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Winter kaum zu spüren ist, wo die Schlüsselblumen und der Frühsafran im Februar und zuweilen im Januar hervorkommen, wo die Eiche oft den Winter über grünes Laub behält: diese Täler sind für die Botanik und Ökonomie der schätzbarste Teil Tauriens und vielleicht des ganzen Reichs. Dort wachsen der Lorbeerbaum immergrünend; der zu jenem sich so glücklich gesellende Ölbaum, der Feigenbaum, die Dattelpflaume, der Granatbaum, der orientalische Zürgelbaum (Celtis), vielleicht Überbleibsel alter griechischer Pflanzungen; die Manna-Esche, der Terpentinbaum, der Sumach, die Colutea, der Cistus mit Salbeiblättern, die Scorpionsenna und der Erdbeerbaum aus Kleinasien allenthalben in freier Luft. Der letzte besonders besetzt die steilesten Felsen an der See und macht während des Winters mit seinem schönen immergrünen Laube und der roten Rinde seiner dicken Stämme ihre schönste Zierde aus. In diesen Tälern sind der Nussbaum und alle Obstbäume die allergemeinsten im Walde, oder vielmehr der Wald ist oft nichts als ein sich selbst überlassener Obstgarten. Man siehet da an den Ufern des Meeres die Kapernstauden freiwillig wachsen. Die wilden und gepflanzten Weinreben ranken sich um die Wette an die höchsten Bäume hinauf, fallen herab, steigen wieder empor und bilden mit den blühenden Waldreben Guirlanden und Lauben ohne das geringste Zutun der Kunst. Die Vereinigung des Schrecklichschönen der bis in die Wolken ragenden Gebirge und ungeheurer in Ruinen liegender Felsen mit den Gärten und dem reichsten Grün, die natürlichen Fontänen und Kaskaden, die auf allen Seiten rieseln, endlich die Nachbarschaft des Meeres, welches eine unbegrenzte ferne Aussicht darbietet, machen diese Täler zu den malerischsten und

reizendsten, die das glühendste Dichtergenie nur immer erfinden und malen kann. Die einfache Lebensart der gutmütigen Bergtatarn, welche diese paradiesischen Täler bewohnen, ihre mit Erde gedeckten Hütten, welche am Abhange der Berge halb in den Felsen gehauen und in dem dicken Laube der herumliegenden Gärten fast versteckt sind, die Herden von Ziegen und kleinen Schafen welche auf der Seite der benachbarten einsamen Felsen umherirren, und der zwischen diesen Felsen ertönende Klang der Hirtenschalmeie: alles träget hier das Bild des goldenen Alters der Natur; alles giesset Liebe zum einfachen, ländlichen, abgesonderten Leben in die Seele, und man fängt an den Wohnort der Sterblichen wieder liebzugewinnen, welchen die Schrecken des Krieges, der abscheuliche in den grossen Städten so verbreitete Geist der Falschheit im Umgange und der Luxus von allen Lastern grosser Gesellschaften begleitet, dem ernsteren Weisen beinah unerträglich machen.

In diesen schönen Tälern können die nützlichsten Gewächse des südlichen Europa und Kleinasiens gezogen werden. Die vollkommensten Früchte werden hier ohne Mühe fortkommen und sind zum Teil schon da. Man kann Öl- und Feigenbäume von guten Sorten ziehen. Der Sesam, eine andere jährliche Ölpflanze, wird hier niemals fehlschlagen. Die Pomeranzen-, die Citronenbäume und vorzüglich der härtere Bergamott-Citronenbaum werden bei sehr geringer Bedeckung und Vorsorge den Winter vertragen. Die Weine werden sich immer mehr und mehr vervollkommnen, wenn man die Reben mit Kenntnis wählen, ihre Anpflanzung in den verschiedenen Lagen und Arten des Bodens, dessen Wirkung auf die Güte man jetzt schon

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kennt, vermehren und auf die Verfertigung des Mosts und die Erhaltung der Weine mehr Sorgfalt wenden wird. Überhaupt ist die Flor des gebirgigen Teils von Taurien so reich und so merkwürdig, dass die Anzahl der Pflanzen, die sich in den übrigen Gegenden des Reichs gar nicht finden, einige hundert übersteigt, worunter eine ziemlich grosse Anzahl neuer Gattungen sind, wie man aus dem Verzeichnisse der Gattungen schliessen kann, die ich während meines Aufenthalts in Taurien habe bemerken können, und welches ich gar nicht für vollständig ausgeben will.

ULRICH JASPER SEETZEN

Besteigung des Horeb.

Der Morgen war kalt. Wir kamen über nacktfelsigte Anhöhen, zogen etwas südostwärts und erblickten alsdann zwei ansehnliche Berge, welche Dschibbal el Phiran und Dschibbal Serbähl heissen, und westwärts vom Sinai liegen. Um sechs Uhr war endlich der glückliche Augenblick, wo wir das ganze Sinaigebirge nebst den zwei vorhingenannten Bergen in einem dunkeln Blau erblickten. Ich muss gestehen, dass ich nie ein Gebirge von einem schönern malerischern Umrisse, und welches einen so reizenden Prospekt gewährt hätte, gesehen, als dies seit Jahrtausenden so berühmte Granitgebirge von seiner Nordseite und in einer Entfernung von einer Tagreise mir gewährte. Am vorteilhaftesten nahm es sich von einer kleinen Ebene aus, welche mit Flugsand bedeckt war, wo wir still hielten, um die Kamele die wenigen vorhan-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

denen Pflanzen aufsuchen zu lassen. Die Berge, woraus es besteht, bilden alle möglichen Bergformen; bald sind sie konisch und spitzig; bald abgestumpft, zackigt oder zugerundet. Der eigentliche Sinai, worunter ich den sogenannten Mose- und St. Katharinenberg verstehe, ragte aus ihrem Mittelpunkte beträchtlich über alle übrigen hervor, und der St. Katharinenberg zeigte auf seiner Spitze etliche weisse Stellen, welche vom Schnee herrührten.

In dem Flugsande wuchs, ausser einigen andern Gewächsen, eine lieblich duftende zimtbraun blühende Hyazinthe, el Buréid genannt, deren kleine birnförmige Zwiebel, imgleichen die Blätter und Blumen von den Beduinen roh gegessen werden. Die Blumen hängen alle nach einer Seite.

Wir kamen durch eine ebene Gegend, welche el Achaddar genannt wird. Den Dschibbal Phiran liessen wir in beträchtlicher Ferne westwärts liegen; seine Seiten sind steil, und obgleich er mit andern hohen Bergen Syriens nicht zu vergleichen ist: so gibt ihm doch jenes schnelle Ansteigen und seine isolierte Lage ein ganz auffallendes kolossalisches Ansehen.

Wir folgten eine Zeitlang einem kleinen Wady, und erreichten eine vertiefte sandige Ebene, welche wegen einer gelbblühenden Pflanze gleiches Namens Wady Béiszaran heisst. Eine halbe Stunde nachher fand ich auf der sandigen und griesigten Ebene mehrere grosse Felsblöcke von grauem Granit, und weiterhin den Kölly und Adschram in Menge, zwei Pflanzen, welche Soda liefern. Von hier an bestand der Boden aus Granitsand.

Je näher wir dem Granitgebirge kamen, je mehr verlor sich die liebliche Ansicht und der gefällige Umriss, die es vorhin gewährte. Die höhern Berge zogen sich hinter die

Vorberge zurück, und diese machten nun nicht mehr ein einziges Ganze aus, sondern man sahe die einzelnen Berge getrennt, als schroffe, steile, zackigte und durchaus nackte Felsen. Es war halb ein Uhr, als wir die ersten Vorberge erreichten, welche aus Trapp und Hornblendefels bestanden. Zwischen ihnen hindurch zog sich eine sehr schmale Talebene, welche sich an einigen Stellen erweiterte, und weiterhin mit eben so wilden Jaspis-, Porphyr- und Granitbergen eingefasst war. Der Granit war mehrenteils braunrot oder fleischfarben. Unter einer mächtigen Felsenwand war links am Wege eine Stelle, wo Pilger ihr Gebet verrichten, und welche el Utéije genannt wird.
Wir verfolgten diese Talebene immer südwärts und immer zwischen hohen nackten wilden Felsenbergen von Granit. Um vier Uhr wendeten wir uns links in ein engeres Tal, welches sich von Nordwest nach Südosten hinzieht, und bei dessen Anfang eine Gruppe von Mandelbäumen in einer Umzäunung unter dem Fusse des Horeb stand. Dies war die erste Spur einer menschlichen Kultur, welche wir seit langer Zeit gesehen hatten, und zeigte an, dass wir dem Ziele unserer Reise, dem St. Katharinenkloster, nahe waren, welches wir auch bald darauf erreichten. Man sieht dasselbe nicht eher, bis man nur ein paar hundert Schritte mehr davon entfernt ist. Der Anblick des Gartens, an dessen Ende das Kloster liegt, ist so freundlich, so lachend, dass er die Reize eines jeden Orts in Europa erhöhen würde; der schlanke aufstrebende Wuchs der dunkeln Cypresse und der hellgrünen Pappel bildet mit der rankenden Weinrebe, dem laubvollen Nussbaum, den ausgebreiteten Äpfel-, Birn- und andern Obstbäumen die lieblichste Abwechselung, und das Ganze macht den auffallendsten

Kontrast mit den Himmel anstrebenden Felsen von Granit, welche dies enge Tal bilden, und fast keine Spur von Vegetation verraten. Der Garten füllet hier den Zwischenraum zwischen beiden Felswänden ganz aus, wovon die auf der Nordostseite befindliche Agios Epistem, die auf der Südwestseite aber der Horeb heisst, und ist noch zum Teil an dem untern abhängigen Fusse des letztern terrassiert angelegt. Zur Sicherheit wider die Beduinen ist er mit einer hohen Mauer von rohen Steinen eingefasst, welche die beiden genannten Berge in Menge liefern. –

Es war am 13. April, als wir den Sinai erstiegen. Um halb sechs Uhr traten wir unsere Wanderung an. Der Schech und einer der Beduinen war bewaffnet, und mich hatte man mit einem Stock von dem Zweige einer Dattelpalme versehen, um das Steigen zu erleichtern, welches schon gleich ausserhalb dem Kloster anfängt. Wir kamen an eine sehr kleine Quelle, welche in einer Felsenwand befindlich ist, erreichten dann die kleine Kapelle, welche der Madonna geweihet ist, und kamen bald nachher durch ein kleines Tor, welches teils in dem Felsen ausgehauen, teils gemauert ist. Gleich darüber bildet der Horeb eine beträchtliche Terrasse oder, wenn man will, eine kleine unvollkommne Ebene, welche von hohen Felsenbergen umgeben ist. Wir fanden hier einen Brunnen guten Wassers und einen kleinen Teich. Ausser einem einzigen Azarolenstrauch war hier kein Gesträuch vorhanden, sondern der Boden war nur mit weitläuftig stehenden kleinen Gewächsen bedeckt. In geringer Entfernung von dem Brunnen steht die Elias-Kapelle, ein kleines unansehnliches und verfallenes Gebäude. Die Seite des Berges Horeb, den wir bis hier erstiegen, ist ausserordentlich steil, und an vielen Stellen senkrecht, und er würde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daher unersteiglich sein, wenn man nicht schon in alten Zeiten von seinem Fusse an bis zu dieser kleinen Ebene einen Treppensteig gemacht hätte, indem man rohe Steine stufenweis legte; nur selten sind die Stufen in dem Felsen ausgehauen. Die Gebirgsart besteht aus rotem festem Granit. Einer von den Gipfeln der Felsenberge, die man von hier nach Norden zu erblickt, wird für die Spitze des Horebs gehalten; da er nicht so hoch ist, als der Dschibbal Musa, so gab ich es auf, ihn zu ersteigen, um mit desto grösserer Musse jenen besehen zu können.

Dieser Dschibbal Musa oder Mose-Berg ist die südwärts von der kleinen Ebene sich erhebende Bergspitze, welche man nur erst erblickt, wenn man diese Ebene erstiegen hat. Denn unten im Tal bei dem St. Katharinenkloster sieht man weder den Mose-, noch den St. Katharinenberg, nicht einmal den Gipfel des Horebs, sondern nur dessen untere steile Felsenseite.

Um acht Uhr hatten wir die höchste Spitze erreicht, auf welcher zwei kleine ärmliche Gebäude von rohen Granitsteinen vorhanden, welche sechzehn Schritte von einander entfernt stehen. Das eine ist eine doppelte Kapelle für Griechen und Katholiken, aber mehr als zur Hälfte eingestürzt; das andere ist ein mohammedanisches Bethaus, und noch ziemlich gut erhalten. Unter demselben ist eine sehr kleine Grotte, in welche man auf etlichen Stufen hinabsteigt. Ein grosser, anderthalb Faden langer und sechs Spannen hoher Granitblock dient derselben zur Decke, auf dessen senkrecht gehauenen Vorderseite ich eine griechische Inschrift fand, welche aber so sehr durch Alter gelitten hatte, dass ich keinen Sinn daraus erhalten konnte.

Ich bedauere sehr, dass die Luft an diesem Tage sehr dunstig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

war, und mir keine weite Aussicht erlaubte. Auf allen Seiten starrten wilde hohe zackigte Granitberge empor, und zwischen ihnen schlängelten sich enge krumme Talebenen und Felsengründe hin. Die Aussicht war wirklich fürchterlich erhaben und Grausen erregend. Ostsüdostwärts bemerkte ich in einem tiefen Tal einen kleinen Baumgarten, welcher dem Kloster zugehört, wo man Äpfel, Aprikosen und Weintrauben findet, wo aber jetzt kein Mensch zur Aufsicht gehalten wird. So wenig vom östlichen, als vom westlichen Arm des arabischen Meerbusens erblickten wir eine Spur. Südwestwärts sahen wir in der Nähe den St. Katharinenberg, welcher ein vorzüglich zackiges und wildes Ansehn hat, und an welchem wir die schon in beträchtlicher Ferne beobachtete Schneestelle wieder erblickten. Ein sehr tiefes enges Tal trennt ihn von dem Sinai, in welchem wir ganz unten das griechische Kloster el Arbáin, welches von den Beduinen el Ledschá genannt wird, nebst seinem langen schmalen Baumgarten deutlich sahen. Warum einige den Sinai und den St. Katharinenberg für einen und denselben Berg gehalten, weiss ich nicht, da die Natur sie so auffallend von einander getrennt hat.

In der Tat hätte Mose nicht leicht eine Gegend in der Welt wählen können, welche besser zu seinem Plane passte, als diese. Der auffallende Kontrast zwischen der unermesslichen Ebene Niederägyptens, wo die Israeliten wahrscheinlich grösstenteils wohnhaft waren, mit diesem auffallend wilden, schroffen und zackigten Felsengebirge musste notwendig einen ganz eigenen Eindruck auf dies Volk machen, und ihre Phantasie in die lebhafteste Tätigkeit setzen. Da in Ägypten Gewitter sehr selten und nie heftig sind: so musste sie die Erscheinung eines solchen in diesem Gebirge

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in Furcht und Schrecken setzen, wo der Donner von Fels zu Fels geworfen lange nachhallt, und seinen Ton hundertfach vervielfältigt. Aus der Wirkung eines Flintenschusses, den ich mehrmals zu hören Gelegenheit hatte, schliesse ich, dass die Wirkung des Donners hier erhaben gross sein müsse.

Der Granit des Sinai ist teils fleischrot mit glasfärbigem Quarz und schwarzem Glimmer, teils graulicht-weiss mit vielem schwarzen Glimmer; ersterer ist grobkörnig, und schöner als letzterer, dessen Gemengteile klein sind. Kristalle und Dendriten fand ich hier nicht, zweifle indessen gar nicht, dass andere Reisende dergleichen hier gefunden haben. Von dem Gewächse Ben, welches einige hier in Menge gefunden haben, wusste mir keiner etwas zu sagen.

Nachdem ich mich mit einigen Proben von den Gebirgsarten dieses Berges versehen, stiegen wir wieder hinab. Die Witterung war auf dem Moseberg und späterhin ungemein schön und gemässigt.

Wir verfolgten anfänglich einen Grund zwischen den hohen Spitzen der Felsenberge, und stiegen alsdann auf eine unbequeme Art an der steilen Bergseite in das Tal von el Ledschá hinab. Wir fanden auf diesem Pfade fast nirgends Stufen, und das Gerölle machte das Gehen sehr beschwerlich, so dass man sich beständig in Acht nehmen musste, um nicht auf eine unsanfte Art zu fallen. Um zehn Uhr waren wir bei dem Kloster el Arbáin oder el Ledschá. Am Fusse des Berges ragten neben dem Kloster Felsen von schwarzem Hornporphyr, von Hornblendefels und schwarzem Jaspis zu Tage, und zwischen dem Gerölle fand ich weissen Quarz. In den Gartenmauern, welche aus rohen auf einander gelegten Steinen bestanden, bemerkte ich einen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ungemein festen schönen schwarzen Porphyr mit eingeschlossenen Stücken fleischroten Porphyrs, welcher sich daher bei der Verarbeitung fürtrefflich ausnehmen müsste.

ALEXANDER VON HUMBOLDT

Der Chimborazo: Besteigung.

Wir befanden uns in der Ebene von Tapia, aus der wir am 22. Junius unsere Expedition nach dem Chimborazo antraten, schon 8898 Pariser Fuss hoch über dem Spiegel der Südsee. Nachdem wir die Nacht in Calpi zugebracht hatten, begannen wir am 23. morgens unsere eigentliche Expedition nach dem Chimborazo. Wir versuchten den Berg von der süd-süd-östlichen Seite zu ersteigen, und die Indianer, welche uns zu Führern dienen sollten, von denen aber nur wenige je bis zur Grenze des ewigen Schnees gelangt waren, gaben dieser Richtung des Weges ebenfalls den Vorzug. Wir fanden den Chimborazo mit grossen Ebenen, die stufenweise über einander liegen, umgeben. Zuerst durchschritten wir die Llanos de Louisa; dann, nach einem nicht sehr steilen Ansteigen von kaum fünftausend Fuss Länge, gelangten wir in die Hochebene von Sisgun. Mein Plan war, in dieser schönen, ganz ebenen Grasflur eine trigonometrische Operation anzustellen. Ich hatte mich vorbereitet dort eine Standlinie zu messen. Die Höhenwinkel wären sehr beträchtlich ausgefallen, da man dem Gipfel des Chimborazo nahe ist. Es blieb nur noch eine senkrechte Höhe von weniger als 8400 Fuss (eine Höhe wie der Canigou in den Pyrenäen) zu bestimmen übrig. Bei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der ungeheuren Masse der einzelnen Berge in der Andeskette ist leider! notwendig jede Bestimmung der Höhe über der Meeresfläche aus einer barometrischen und trigonometrischen zusammengesetzt. Ich hatte den Sextanten und andere Messinstrumente vergeblich mitgenommen: der Gipfel des Chimborazo blieb in dichten Nebel gehüllt.

Aus der Hochebene von Sisgun steigt man ziemlich steil bis zu einem kleinen Alpensee (Laguna de Yana-Cocha) an. Bis dahin war ich auf dem Maultiere geblieben, und nur von Zeit zu Zeit abgestiegen, um mit meinem Reisegefährten, Herrn Bonpland, Pflanzen zu sammeln. Yana-Cocha verdient nicht den Namen eines Sees. Es ist ein zirkelrundes Becken von kaum einhundertunddreissig Fuss Durchmesser. Der Himmel wurde immer trüber, aber zwischen und über den Nebelschichten lagen noch einzelne, deutlich erkennbare Wolkengruppen zerstreut. Der Gipfel des Chimborazo erschien auf wenige Augenblicke. Weil in der letzten Nacht viel Schnee gefallen war, so verliess ich das Maultier da, wo wir die untere Grenze des frisch gefallenen Schnees fanden. Das Barometer zeigte, dass wir erst 13500 Fuss hoch gelangt waren.

Neunhundert Fuss über dem kleinen Wasserbecken Yana-Cocha sahen wir endlich anstehendes nacktes Gestein. Bis dahin hatte die Grasflur jeder geognostischen Untersuchung den Boden entzogen. Grosse Felsmauern, von Nordost nach Südwest streichend, zum Teil in unförmliche Säulen gespalten, erhoben sich aus der ewigen Schneedecke: ein bräunlich schwarzes Augitgestein, glänzend wie Pechstein-Porphyr. Die Säulen waren sehr dünn, wohl dreissig bis sechzig Fuss hoch, fast wie die Trachyt-Säulen des Tablahuma am Vulkan Pichincha. Eine Gruppe stand

einzeln, und erinnerte in der Ferne fast an Masten und Baumstämme. Die steilen Mauern führten uns, durch die Schneeregion, zu einem gegen den Gipfel gerichteten schmalen Grat, einem Felskamm, der es uns allein möglich machte, vorzudringen; denn der Schnee war damals so weich, dass man fast nicht wagen konnte seine Oberfläche zu betreten. Der Kamm bestand aus sehr verwittertem, bröckligen Gestein. Es war oft zellig, wie ein basaltartiger Mandelstein.

Der Pfad wurde immer schmaler und steiler. Die Eingebornen verliessen uns alle bis auf einen in der Höhe von 15600 Fuss. Alle Bitten und Drohungen waren vergeblich. Die Indianer behaupteten von Atemlosigkeit mehr als wir zu leiden. Wir blieben allein: Bonpland, Carlos Montufar, ein Mestize aus dem nahen Dorfe San Juan und ich. Wir gelangten mit grosser Anstrengung und Geduld höher, als wir hoffen durften, da wir meist ganz in Nebel gehüllt blieben. Der Felskamm hatte oft nur die Breite von acht bis zehn Zoll. Zur Linken war der Absturz mit Schnee bedeckt, dessen Oberfläche durch Frost wie verglast erschien. Die dünneisige Spiegelfläche hatte gegen 30 Grad Neigung. Zur Rechten senkte sich unser Blick schaurig in einen achthundert oder tausend Fuss tiefen Abgrund, aus dem schneelose Felsmassen senkrecht hervorragten. Wir hielten den Körper immer mehr nach dieser Seite hin geneigt; denn der Absturz zur Linken schien noch gefahrdrohender, weil sich dort keine Gelegenheit darbot sich mit den Händen an zackig vorstehendem Gesteine festzuhalten, und weil dazu die dünne Eisrinde nicht vor dem Untersinken im lockeren Schnee sicherte. Nur ganz leichte, poröse Dolerit-Stücke konnten wir auf dieser Eisrinde herabrollen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lassen. Die geneigte Schneefläche war so ausgedehnt, dass wir die Steine früher aus dem Gesichte verloren, als sie zur Ruhe kamen.

Der Mangel an Schnee sowohl auf dem Grat, der uns leitete, als auf den Felsen zu unserer Rechten gegen Osten kann weniger der Steilheit der Gesteinmassen und dem Windstosse als offenen Klüften zuzuschreiben sein, welche die warme Luft der tieferen Erdschichten aushauchen. Bald fanden wir das weitere Steigen dadurch schwieriger, dass die Bröcklichkeit des Gesteins beträchtlich zunahm. An einzelnen sehr steilen Staffeln musste man die Hände und Füsse zugleich anwenden, wie dies bei allen Alpenreisen so gewöhnlich ist. Da das Gestein sehr scharfkantig war, so wurden wir, besonders an den Händen, schmerzhaft verletzt.

Der geringe Zusammenhang des Gesteins auf dem Kamm machte nun grössere Vorsicht nötig, da viele Massen, welche wir für anstehend hielten, lose in Sand gehüllt lagen. Wir schritten hinter einander und um so langsamer fort, als man die Stellen prüfen musste, die unsicher schienen. Glücklicherweise war der Versuch den Gipfel des Chimborazo zu erreichen die letzte unserer Bergreisen in Südamerika, daher die früher gesammelten Erfahrungen uns leiten und mehr Zuversicht auf unsere Kräfte geben konnten. Es ist ein eigener Charakter aller Exkursionen in der Andeskette, dass oberhalb der ewigen Schneegrenze weisse Menschen sich dort in den bedenklichsten Lagen stets ohne Führer, ja ohne alle Kenntnis der Örtlichkeit befinden. Man ist hier überall zuerst.

Wir konnten den Gipfel auch auf Augenblicke nicht mehr sehen, und waren daher doppelt neugierig zu wissen, wie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

viel uns zu ersteigen übrig bleiben möchte. Wir öffneten das Gefäss-Barometer an einem Punkte, wo die Breite des Kamms es erlaubte, dass zwei Personen bequem neben einander stehen konnten. Wir waren erst 17300 Fuss hoch; also kaum 200 Fuss höher, als wir drei Monate zuvor, einen ähnlichen Kamm erklimmend, auf dem Antisana gewesen waren. Es ist mit Höhenbestimmungen bei dem Bergsteigen wie mit Wärmebestimmungen im heissen Sommer: man findet mit Verdruss das Thermometer nicht so hoch, den Barometerstand nicht so niedrig, als man es erwartete. Da die Luft, trotz der Höhe, ganz mit Feuchtigkeit gesättigt war, so trafen wir nun das lose Gestein und den Sand, welcher die Zwischenräume desselben ausfüllt, überaus nass. Die Luft war noch 2,8 Grad über dem Gefrierpunkt.

Nach einer Stunde vorsichtigen Klimmens wurde der Felskamm weniger steil, aber leider! blieb der Nebel gleich dick. Wir fingen nun nach und nach an, alle an grosser Übelkeit zu leiden. Der Drang zum Erbrechen war mit etwas Schwindel verbunden, und weit lästiger als die Schwierigkeit zu atmen. Wir bluteten aus dem Zahnfleisch und aus den Lippen. Die Bindehaut der Augen war bei allen ebenfalls mit Blut unterlaufen.

Die Nebelschichten, welche uns hinderten entfernte Gegenstände zu sehen, schienen plötzlich, trotz der totalen Windstille, vielleicht durch elektrische Prozesse, zu zerreissen. Wir erkannten einmal wieder, und zwar ganz nahe, den domförmigen Gipfel des Chimborazo. Es war ein ernster, grossartiger Anblick. Die Hoffnung diesen ersehnten Gipfel zu erreichen belebte unsere Kräfte aufs neue. Der Felskamm, welcher nur hier und da mit dünnen Schneeflokken bedeckt war, wurde etwas breiter; wir eilten sicheren

Schrittes vorwärts, als auf einmal eine Art Talschlucht von etwa vierhundert Fuss Tiefe und sechzig Fuss Durchmesser unserem Unternehmen eine unübersteigliche Grenze setzte. Wir sahen deutlich jenseits des Abgrundes unsern Felskamm in derselben Richtung fortsetzen; doch zweifle ich, dass er bis zum Gipfel selbst führt. Die Kluft war nicht zu umgehen; auch machte die Form des Absturzes das Herabklimmen unmöglich. Es war ein Uhr mittags. Wir stellten mit vieler Sorgfalt das Barometer auf, es zeigte dreizehn Zoll elf zweizehntel Linien. Die Temperatur der Luft war nun 1,6 Grad unter dem Gefrierpunkt, aber nach einem mehrjährigen Aufenthalt in den heissesten Gegenden der Tropenwelt schien uns diese geringe Kälte erstarrend. Wir hatten nach der La Place'schen Barometer-Formel eine Höhe von 18096 Pariser Fuss erreicht. Wäre La Condamine's Angabe der Höhe des Chimborazo, wie sie auf der noch in Quito, im Jesuiter-Collegio, aufbewahrten Steintafel aufgezeichnet ist, die richtige, so fehlten uns noch bis zum Gipfel senkrecht 1224 Fuss oder die dreimalige Höhe der Peterskirche zu Rom.

In einer Taucherglocke bin ich in England einem Luftdruck von fünfundvierzig Zoll fast eine Stunde lang ausgesetzt gewesen. Die Flexibilität der menschlichen Organisation erträgt demnach Veränderungen im Barometerstande, die einunddreissig Zoll betragen. Doch sonderbar möchte die physische Konstitution des Menschengeschlechts allmählich umgewandelt werden, wenn grosse kosmische Ursachen solche Extreme der Luftverdünnung oder Luftverdichtung permanent machten.

Wir blieben kurze Zeit in dieser traurigen Einöde, bald wieder ganz in Nebel gehüllt. Die feuchte Luft war dabei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unbewegt. Keine bestimmte Richtung war in den einzelnen Gruppen dichterer Dunstbläschen zu bemerken; daher ich nicht sagen kann, ob auf dieser Höhe, wie so oft auf dem Pic von Teneriffa, der dem tropischen Passat entgegengesetzte Westwind wehet. Wir sahen nicht mehr den Gipfel des Chimborazo, keinen der benachbarten Schneeberge, noch weniger die Hochebene von Quito. Wir waren wie in einem Luftballon isoliert. Nur einige Steinflechten waren uns bis über die Grenze des ewigen Schnees gefolgt. Die letzten cryptogamischen Pflänzchen, welche ich sammelte, waren Lecidea atrovirens und eine Gyrophora des Acharius, eine neue Species (Gyrophora rugosa), ohngefähr in 16920 Fuss Höhe. Das letzte Moos, Grimmia longirostris, grünte 2500 Fuss tiefer. Ein Schmetterling (Sphinx) war von Herrn Bonpland in 15000 Fuss Höhe gefangen worden, eine Fliege sahen wir noch um 1600 Fuss höher. Ich muss noch bemerken, dass wir keinem Condor auf dem Chimborazo begegneten: diesem kräftigen Geier, der auf Antisana und Pichincha so häufig ist und, mit dem Menschen unbekannt, grosse Dreistigkeit zeigt. Der Condor liebt heitere Luft, um seinen Raub oder seine Nahrung (denn er gibt toten Tieren den Vorzug) aus der Höhe leichter zu erkennen.

Da das Wetter immer trüber und trüber wurde, so eilten wir auf demselben Felsgrate herab, der unser Aufsteigen begünstigt hatte. Vorsicht war indes wegen Unsicherheit des Trittes noch mehr nötig als im Heraufklimmen. Wir hielten uns nur so lange auf, als wir brauchten, Fragmente der Gebirgsart zu sammeln. Wir sahen voraus, dass man uns in Europa oft um «ein kleines Stück vom Chimborazo» ansprechen würde. Damals war noch keine Gebirgsart

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in irgend einem Teile von Südamerika benannt worden; man nannte Granit das Gestein aller hohen Gipfel der Andes. Als wir ungefähr in 17400 Fuss Höhe waren, fing es an heftig zu hageln. Es waren undurchsichtige, milchweisse Hagelkörner mit konzentrischen Lagen. Einige schienen durch Rotation beträchtlich abgeplattet. Zwanzig Minuten, ehe wir die untere Grenze des ewigen Schnees erreichten, wurde der Hagel durch Schnee ersetzt. Die Flocken waren so dicht, dass der Schnee bald viele Zoll tief den Felskamm bedeckte. Wir wären gewiss in grosse Gefahr gekommen, hätte uns der Schnee auf achtzehntausend Fuss Höhe überrascht. Um zwei Uhr und einige Minuten erreichten wir den Punkt, wo unsere Maultiere standen. Die zurückgebliebenen Eingebornen waren mehr als nötig um uns besorgt gewesen.

Der Teil unserer Expedition oberhalb des ewigen Schnees hatte nur dreieinhalb Stunden gedauert, während welcher wir, trotz der Luftverdünnung, nie durch Niedersitzen uns auszuruhen brauchten. Die Dicke des domförmigen Gipfels hat in dieser Höhe der ewigen Schneegrenze, also in 2460 Toisen Höhe, noch einen Durchmesser von 3437 Toisen, und nahe am höchsten Gipfel, fast einhundertundfünfzig Toisen unterhalb desselben, einen Durchmesser von 672 Toisen. Die letztere Zahl ist also der Durchmesser des oberen Teiles des Doms oder der Glocke; die erstere drückt die Breite aus, in welcher die ganze Schneemasse des Chimborazo, in Riobamba Nuevo gesehen, dem Auge erscheint. Ich habe sorgfältig mit dem Sextanten die einzelnen Teile des Umrisses gemessen, wie derselbe sich in der Hochebene von Tapia gegen das tiefe Blau des Tropenhimmels an einem heitern Tage prachtvoll abhebt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir nahmen unseren Rückweg nach dem Dorfe Calpi etwas nördlicher als die Llanos de Sisgun, durch den pflanzenreichen Paramo de Pungupala. Schon um fünf Uhr abends waren wir wieder bei dem freundlichen Pfarrer von Calpi. Wie gewöhnlich, folgte auf den nebelverhüllten Tag der Expedition die heiterste Witterung. Am 25. Junius erschien uns in Riobamba Nuevo der Chimborazo in seiner ganzen Pracht, ich möchte sagen in der stillen Grösse und Hoheit, die der Naturcharakter der tropischen Landschaft ist. Ein zweiter Versuch auf dem durch eine Kluft unterbrochenen Kamm wäre gewiss so fruchtlos als der erste ausgefallen, und schon war ich mit der trigonometrischen Messung des Vulkans von Tungurahua beschäftigt.

HEINRICH LICHTENSTEIN

Die Karroo.

Wir gelangten nunmehr immer tiefer hinab in die Karroo und konnten einander unsre Verwunderung nicht bergen, ihre Gestalt mit den Vorstellungen, die wir uns davon gemacht hatten, so wenig übereinstimmend zu finden. Die bisherigen Beschreibungen der Karroo sind nämlich so wenig richtig und vollständig, dass ich es nicht überflüssig achte, hier etwas weitläufiger davon zu reden. Man versteht darunter einen grossen, unbewohnten, von der Natur stiefmütterlich behandelten Landstrich, der sich zwischen den beiden ersten grossen Gebirgsreihen, die mit der Südküste und mit einander parallel von Osten nach Westen gezogen sind, hindehnt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Länge dieser Wüste in der genannten Richtung beträgt sechzig, ihre mittlere Breite von Norden nach Süden fünfzehn bis zwanzig geographische Meilen. Der Flächeninhalt wird nach einer mässigen Berechnung auf tausend Quadratmeilen geschätzt. Die Grenze im Osten machen die Schneeberge, Koub und Kamdeboo, im Westen die Cederberge und ein Teil des Bokkeveldsgebirges. Die mittlere Höhe der Karroo über der Meeresfläche beträgt dreitausend Fuss. Sie senkt sich von der nördlichen Gebirgsreihe und dem Nieuweveld südlich; alle Flüsse aus diesen Gebirgen laufen in dieser Richtung und durchbrechen an mehreren Punkten die grosse Bergkette, durch welche die Karroo von den fruchtbarern Küstenländern geschieden ist; nur in dem westlichen Teile, wo sich ein beträchtlicher Winkel zwischen das Roggeveldsgebirge und die Cederberge einschiebt, suchen diese Flüsse ihren Ausweg nach Norden.

Aus dem, was man bisher über die Karroo gelesen hat, kommt man in Versuchung, sie für eine grosse, völlig ebene Fläche zu halten, und sie mit den Steppen des südlichen Amerika und mittleren Asiens in Vergleichung zu stellen. Allein in ihrer Mitte erheben sich ganz bedeutende Tonschieferberge, die nur neben den kolossalen Gebirgen, die rings umher die Karroo einschliessen, als unbeträchtliche Höhen erscheinen, und deshalb auf den Karten nicht hinlänglich herausgehoben werden können. Doch finden sich allerdings auch grosse, vollkommene Ebenen, zumal in dem westlichen und äussersten östlichen Teil der Karroo, von welchen einige, dreissig bis vierzig Quadratmeilen an Flächenraum einnehmen. Der Boden besteht durchgängig aus Ton mit Sand gemischt, und hält überall mehr oder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weniger Eisenteile, daher denn durch die ganze Kolonie ockerfarbiges Ton- und Sandgemenge mit dem Namen Karroogrund belegt wird. Da dieses Erdreich ein blosses Verwitterungsprodukt ist und aus dieser und den übrigen zusammenwirkenden Ursachen die Vegetation sehr ärmlich geblieben ist, so hat sich eben keine dicke Schicht davon erzeugen können, und man stösst überall, wo man einen Fuss tief gräbt, auf totes Gestein. Im Sommer dörret die Sonne den Karrooboden fast zu der Härte eines gebrannten Ziegels. Alle Vegetation erstirbt, nur die Mesembryanthemen und andre Saftgewächse leben fort, und unter der oberen Rinde die Wurzeln der Gasterien, Berkheyen und Aster, wie die Zwiebeln der Liliengewächse, welche die vorsorgliche Natur hier mit zehnfachem elastischen Netz holziger Fasern überzog, und so vor dem Erdrücken des erhärteten Lehms schützte. Sobald in der kühleren Jahrszeit der Regen bis zu ihrem Lager durchdringt, saugen diese Fasern die Feuchtigkeit ein und dehnen quillend den zähen Ton aufwärts, indes unter ihrem Schutze die junge Zwiebel sich bildet und bald ihren Keim entfaltet. Der nächste Regen findet das Erdreich schon aufgelockert, die Schafte zum Durchbruch bereit und in wenigen Tagen deckt sich die ganze unübersehbare Weite mit einem Teppich üppigen Grüns. Noch einige Tage, und man sieht tausend und tausend Blütentrauben und Büschel und Köpfchen und Glöckchen sich entfalten; der milden Mittagssonne öffnen die Mesembryanthemen und Gasterien ihre Strahlenkronen mit den glühenden Farben und überschienen wird fast das junge Grün von dem bunten Glanze der entfalteten Blüten. Erfüllt mit gewürzhaftem, fast betäubendem Wohlgeruch ist die ganze Luft, besonders dann, wenn nach einem

stillen Tage die Sonne sich senkt und der warme Blütenhauch ruhig auf der Fläche gelagert bleibt.
In dieser Zeit belebt sich die ganze, nun zu einer Flur umgeschaffene Einöde. Von den Höhen herab kommen die Herden hochbeiniger Strausse und die Züge wandernder Antilopen, und der Kolonist verlässt die beschneiten Gebirge, um seine Rinder und Schafe in die gesunde und nahrhafte Frühlingsweide zu führen, die ihnen für einen ganzen mageren Sommer im voraus Kräfte gibt. In dem westlichen Teil der Karroo stossen die Winterwohnungen der vom Süden herbeigezognen Bokkevelds-Kolonisten an die der Bewohner des Roggevelds. Lang getrennte Freunde und Verwandte sehen sich hier wieder, werden für eine Zeitlang Nachbaren und durchleben zusammen eine Zeit der Ruhe und Lust. Denn leicht und bequem ist hier die Wartung der Herden, kein Schaf verliert sich in diesen Flächen von dem Trupp, kein Rind stürzt den jähen Abhang hinab, gesichert ist das Vieh vor den Angriffen des Löwen, des Tigers und der Hyäne, denn es fehlen die Schlupfwinkel, in welchen sich diese Raubtiere bärgen, fremd sind diesen Triften die Seuchen und ein wahres Heilmittel sind ihre Kräuter für jegliche Krankheit des Viehes. Alle Streitigkeiten fallen hier weg, denn das Feld ist gross und gemein, und reichlich nährt sich eine grosse Herde auf einem kleinen Gebiet der wohlbewachsenen Flur.
Daheim auf dem Berge ist vor der Reise in die Karroo das Feld und der Garten bestellt. Jetzt ruht die Feldarbeit und indessen droben die Saat unter der befeuchtenden Schneedecke fröhlich gedeiht, beginnen hier andre Arbeiten. Die Kinder und Sklaven werden ausgeschickt, einen Vorrat von den jungen Zweigen des Channastrauches zu sammeln.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Asche dieser salzigen Saftpflanze liefert eine gesättigte Lauge, mit welcher die Frauen das von einem Jahr her gesammelte Fett zu einer trefflichen Seife einkochen, deren Verkauf beträchtlichen Gewinn abwirft. Denn leicht wird diese willkommene Ware nach der Kapstadt mitgenommen, wo man sie teuer bezahlet. Indessen bereiten die Männer aus mancherlei Rinden und Kräutern eine Lohe zum Gerben der Felle, die ihnen im Sommer die Jagd des Wildes verschaffte. Der Vorrat von Leder, der hier bereitet wird, ist mehr als hinreichend die Kinder und Sklaven zu kleiden, und viel davon wird ebenfalls an den Städter und den Ackerbau treibenden Kolonisten der fruchtbarern Gegenden verhandelt. So belohnet sich reichlich die Beschwerde des jährlich zwiefachen Umziehens, und mit einer Lebhaftigkeit, die sonst dem indolenten Afrikaner so fremd ist, hört man die Kolonisten die glückliche Zeit des Karroolebens preisen.

Aber wie bald verliert die Gegend wieder ihre fröhliche Gestalt! Kaum einen Monat steht die Karroo in ihrer Pracht, wenn nicht seltene späte Regen das Pflanzenleben aufs neue hervorrufen. Die zunehmende Länge der Tage, der höhere Stand der Mittagssonne wirken zerstörend auf die kaum geweckte Vegetation. Schnell verwelken und fallen die Blüten, die Stiele und Blätter verdorren, die erhärtete Rinde der Erde verschliesst sich den Keimen der jungen Gewächse; nur die Saftpflanzen geben den Herden noch eine längere Nachlese. Allmählich vertrocknen die Flüsse, spärlicher fliessen die Quellen und endlich zwingt ihr gänzliches Versiegen den Kolonisten, die hochgelegene Heimat wieder zu suchen. Ungern verlässt er auch dann noch die Ebene, und oft bleibt die durstgewohnte Schafherde noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Zeitlang zurück, sich von den fleischigen Blättern der luftgenährten Mesembryanthemen und anderer Saftgewächse ein Futter suchend, das speisend und tränkend zugleich und heilsam für das wolletragende Vieh ist. – Immer einsamer wird die Karroo und gegen Ende Septembers ist sie völlig verödet. Der dichte Letten berstet mit häufigen tiefen Rissen, die dem Reisenden die ausdörrende Kraft der afrikanischen Sonne bezeugen. Ganz verschwunden ist das Grün; die Blätter der ausdauernden Pflanzen gewinnen einen graulichen Überzug (Atriplex albicans, mehrere Arten von Pelargonium, Bupleurum, Polygala u.s.w.) und die dicklichen Blätter der kleineren Sukkulenten decken sich mit einem ähnlichen Duft. Ein schwärzlicher Staub, die Asche der verdorreten Pflanzen, bedeckt den harten rötlichen Boden. Unter ihm ist der Samen einer künftigen Pflanzengeneration bewahrt, und dieser Staub wird sie düngen, wenn übers Jahr der Regen die Erde wieder erweicht und den Samen zum Keimen bringt.

ALEXANDER VON HUMBOLDT

Über Steppen und Wüsten.

Am Fusse des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergtäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten

Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Kakao-Gebüsche zurücklässt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne, den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermesslichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flözschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Teile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam ahndungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines grossen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste: glaubt man den küstenlosen Ozean vor sich zu sehen. Wie dieser, erfüllt die Steppe das Gemüt mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dies Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; tot und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser grossen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigentümlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Charakter, eine Physiognomie, welche durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, welche, von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluss der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten: aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglichter Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und der kleine Moschusstier umherschwärmen.

Einen grösseren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des Stillen Ozeans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen versucht; sie sind Teile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt oder inselförmig einschliesst, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oasis von Siwah die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Tau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schoss der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heisse Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk.

Wo die Wüste sich dem Atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Wadi Nun und dem Weissen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahndet

er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verlässt, die Nähe des weitverbreiteten wärmestrahlenden Sandes.
Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Teil unter den Wendekreisen selbst, zum Teil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Kontinents dasselbe geognostische Phänomen mehr der gemässigten Zone eigentümlich.
Auf dem Bergrücken von Mittel-Asien zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Kuen-lün, von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Aral-See hin, in einer Länge von mehreren tausend Meilen, breiten sich, wenn auch nicht die höchsten, doch die grössten Steppen der Welt aus. Einen Teil derselben, die Kalmücken- und Kirghisen-Steppen zwischen dem Don, der Wolga, dem Kaspischen Meere und dem chinesischen Dsaisang-See, also in einer Erstreckung von fast siebenhundert Meilen, habe ich selbst zu sehen Gelegenheit gehabt, volle dreissig Jahre nach meiner südamerikanischen Reise.
Die Vegetation der asiatischen, bisweilen hügeligen und durch Fichtenwälder unterbrochenen Steppen ist gruppenweise viel mannigfaltiger als die der Llanos und Pampas von Caracas und Buenos Aires. Der schönere Teil der Ebenen, von asiatischen Hirtenvölkern bewohnt, ist mit niedrigen Sträuchern üppig weissblühender Rosaceen, mit Kaiserkronen, Tulpen und Cypripedien geschmückt. Wie die heisse Zone sich im ganzen dadurch auszeichnet, dass alles Vegetative baumartig zu werden strebt, so charakterisiert einige Steppen der asiatischen gemässigten Zone die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wundersame Höhe, zu der sich blühende Kräuter erheben: Saussureen und andere Synanthereen; Schotengewächse, besonders ein Heer von Astragalus-Arten. Wenn man in den niedrigen tatarischen Fuhrwerken sich durch weglose Teile dieser Krautsteppen bewegt, kann man nur aufrecht stehend sich orientieren, und sieht die waldartig dichtgedrängten Pflanzen sich vor den Rädern niederbeugen. Einige dieser asiatischen Steppen sind Grasebenen, andere mit saftigen, immergrünen gegliederten Kali-Pflanzen bedeckt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufspriessendem Salze, das ungleich, wie frischgefallener Schnee, den lettigen Boden verhüllt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch mannigfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen, nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannigfaltigem Einfluss auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nationen gestört, und im Norden Asiens unwandelbare Grenzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinns.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Inner-Asien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht; so wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windeshauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüte der Kunst erstickte.

Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, rötlichen

Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück, deren Gemälde ich bereits angefangen habe mit rohen Zügen zu entwerfen.

Das Interesse, welches ein solches Gemälde dem Beobachter gewähren kann, ist aber ein reines Naturinteresse. Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiss untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd: liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Tier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana; von den Schneebergen von Merida, bis zu dem grossen Delta, welches der Orinoko an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, und bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten. Diese Steppe nimmt einen Raum von sechzehntausend Quadratmeilen ein.

Gleich dem grössten Teile der Wüste Sahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heissen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet, wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittel-Asien.

Es ist ein belohnendes, wenn gleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeschaffenheit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannigfaltige, zum Teil noch wenig entwickelte Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Weltteils.

Schmalheit der vielfach eingeschnittenen Feste in der nördlichen Tropengegend, wo eine flüssige Grundfläche der Atmosphäre einen minder warmen aufsteigenden Luftstrom darbietet; weite Ausdehnung gegen beide beeiste Pole hin; ein freier Ozean, über den die tropischen kühleren Seewinde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten; Ströme kalten Meereswassers aus der antarktischen Region, welche, anfänglich von Südwest nach Nordost gerichtet, unter dem Parallelkreis von 35 Grad südlicher Breite an die Küste von Chili anschlagen und an den Küsten von Peru bis zum Kap Pariña nördlich vordringen, sich dann plötzlich gegen Westen wendend; die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben und an ihrem Abhange herabsteigende Luftströmungen veranlassen; die Fülle der Flüsse von ungeheurer Breite, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche, den Boden vor den Sonnenstrahlen schützend oder durch ihre Blattflächen wärmestrahlend, die flussreiche Ebene am Äquator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ozean am entlegensten sind, ungeheure Massen teils eingesogenen, teils selbsterzeugten Wassers aushauchen; – alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Teile von Amerika ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunder-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bar kontrastiert. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen, saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche der eigentümliche Charakter des neuen Kontinents ist.

Wird daher eine Seite unsers Planeten luftfeuchter als die andere genannt, so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Erklärung solcher Naturerscheinungen nicht in das Gewand geologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper in der östlichen und westlichen Hemisphäre ungleichzeitig geschlichtet der verderbliche Streit der Elemente; oder als sei aus der chaotischen Wasserbedeckung Amerika später als die übrigen Weltteile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Krokodilen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika, nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten, eine auffallende Ähnlichkeit mit der südwestlichen Halbinsel des alten Kontinents. Aber innere Struktur des Bodens und relative Lage zu den angrenzenden Ländermassen bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermesslichen Räumen der Entwickelung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünfteile von Südamerika liegen jenseits des Äquators: also in einer Hemisphäre, welche wegen der grösseren Wassermenge und wegen mannigfaltiger anderer Ursachen kühler und feuchter als unsre nördliche Halbkugel ist. Dieser letzteren gehört dagegen der beträchtlichere Teil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die Llanos, haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere

Ausdehnung als die afrikanischen Wüsten. Jene empfangen den tropischen Seewind; diese, unter einem Breiten-Zirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heisse, wärmestrahlende Kontinente hinwehen.

Zu der Wirkung heisser Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an grossen Flüssen, an Wasserdampf aushauchenden, kälteerregenden Wäldern und hohen Gebirgen. Mit ewigem Eise bedeckt ist bloss der westliche Teil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzeln stehende luftige Himmelsstütze erschien. Östlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul hin, wo, jetzt in Schutt versunken, das meergebietende Karthago lag. Als langgedehnte Küstenkette, als gätulische Vormauer, hält es die kühlen Nordwinde und mit ihnen die aus dem Mittelmeer aufsteigenden Dämpfe zurück.

Vielleicht wären alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme nicht hinlänglich, so beträchtliche Teile der afrikanischen Ebenen in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht irgend eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ozean, einst diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und der nährenden Dammerde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des grossen Wirbels, welcher die wärmeren mexikanischen Gewässer über die Bank von Neufundland an den alten Kontinent treibt, und durch welchen westindische Kokosnüsse und andere Tropenfrüchte nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig, von den Azoren

an, gegen Südosten gerichtet und schlägt, dem Schiffer Unheil bringend, an das westliche Dünenufer von Afrika. Auch zeigen alle Meeresküsten (ich erinnere an die peruanischen zwischen Amotape und Coquimbo), wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende vergehen, bevor in heissen regenlosen Erdstrichen, wo weder Lecideen noch andere Flechten keimen, der bewegliche Sand den Kräuterwurzeln einen sicheren Standort zu gewähren vermag.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äussern Ähnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse, den verschiedensten Vegetations-Charakter darbieten. Ist aber auch die südamerikanische Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschiessendem Grase geschmückt; so hat sie doch die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können die schönen Bergtäler von Caracas, das Meeresufer und die Flusswelt des Orinoko zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Seit der Entdeckung des neuen Kontinents sind die Ebenen (Llanos) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guyana (dem Orinoko-Lande) zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermesslichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zur friedlichen Zeit meiner Reise noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Tiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstössen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor: gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrne Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüt des Wanderers. Die heisse, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählich die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Tiere durch Kälte erstarren: so schlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boa-Schlange, tief vergraben in trockenem Letten. Überall verkündigt Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt durch Kimmung gehoben bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten. Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen, während des Schlafes, vampyrartig das Blut aus; oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Moskitos, Hippobosken und eine Schar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Tiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohltätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Szene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge, erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählich die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter, und begrüssen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genusse des Lebens. Das hoch aufschiessende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sicheren Versteck auflauernd und die Weite des einzigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Tiere, katzenartig wie der asiatische Tiger. –

Ich könnte hier den gewagten Versuch eines Naturgemäldes der Steppe schliessen. Aber wie auf dem Ozean die Phantasie sich gern mit den Bildern ferner Küsten beschäftigt; so werfen auch wir, ehe die grosse Ebene uns entschwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche die Steppe begrenzen.

Afrikas nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Weltteil angehören und deren unausgeglichener Zwist so alt als die Mythe von Osiris und Typhon scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Zivilisation gefunden werden. In Mittel-Asien ist, durch die mongolische Steppe, sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung auf der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begrenzen das Gebiet europäischer Halbkultur. Nördlich, zwischen der Gebirgs-

kette von Venezuela und dem antillischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zu Bürgerfreiheit sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgibt die Steppe eine schaudervolle Wildnis. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dikkicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berge und Wälder hallen wider von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig lässt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiss, die schachbrettfleckige Boa-Schlange. Schnell entrollt und vorgestreckt, ergreift sie in der Furt den jungen Stier oder das schwächere Wildbret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser grossen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde geniessend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaken und Jaruren); andere angesiedelt, von selbsterzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Macos). Grosse Räume zwischen dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen, bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, dass auch diese Einöde einst der Sitz höherer Kultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker; wie es auch die ungleich entwikkelten, biegsamen Sprachen tun, welche zu den ältesten und unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen; so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guyana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daum-Nagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe tierischer Roheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahndungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

GOETHE

Der Granit.

Der Granit war in den ältsten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu den unsrigen noch mehr geworden. Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit, von Syene, einem Orte an den Grenzen von Äthiopien. Die ungeheuren Massen dieses Steines flössten Gedanken zu ungeheuren Werken den Ägyptiern ein. Ihre Könige errichteten der Sonne zu Ehren Spitzsäulen aus ihm, und von seiner rotgesprengten Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurigbunten. Noch sind die Sphinxe, die Memnonsbilder, die ungeheuren Säulen die Bewunderung der Reisenden und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom die Trümmer eines alten Obelisken in die Höhe, die seine allgewaltige Vorfahren aus einem fremden Weltteile ganz herüber brachten.

Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt, von ihrem körnichten Ansehen, und sie musste in unsern Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, empor hob. Die ungeheuren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechselung ihres Kornes verleiteten einen italienischen Naturforscher zu glauben, dass sie von den Ägyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehäuft seien.

Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteines wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich befestigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, dass das Höchste und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Tiefste Granit sei, dass diese Steinart, die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte, die Grundfeste unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannigfaltigen Gebirge hinauf gebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohen Rükken steigen empor, deren Gipfel nie das alles umgebende Wasser erreichten. So viel wissen wir von diesem Gesteine und wenig mehr. Aus bekannten Bestandteilen, auf eine geheimnisreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es eben so wenig seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannigfaltig, in der grössten Einfalt, wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältnis seiner Teile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge, und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritte wieder in sich unterschieden, und im ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, dass ich den Kreis der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, dass es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung, zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, dass alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, dass der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschliessen lässt. Ja man gönne mir, der ich durch die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der grossen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir.

Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinab sehe, und kaum in der Ferne am Fusse ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam sage ich, wird es dem Menschen zu Mute, der nur den ältsten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.

Ja, er kann zu sich sagen: hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut

ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten festesten Anfänge unsers Daseins; ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er bemerkt die Bewohner jener fruchtbaren quellreichen Ebnen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangene Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumflossne Insel in den alten Wassern dastand; um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete, und in ihrem weiten Schosse die höheren Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bildeten. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt alles an, von Leben zu wimmeln.

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Szenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe; sie scheinen der Welt den Untergang zu

drohen, jedoch unerschüttert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indes die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden. Ich kehre von jeder schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrenen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf über einander gebaut, bald in unförmlichen Klumpen wie über einander geworfen, und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: hier ist nichts in seiner ersten alten Lage, hier ist alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung. Eben diese Meinung werden wir finden, wenn wir von dem lebendigen Anschauen dieser Gebirge uns in die Studierstube zurücke ziehen und die Bücher unserer Vorfahren aufschlagen.

ALEXANDER VON HUMBOLDT

Fälle des Orinoko.

Von dem hohen Gebirgsstock Cunavami aus, zwischen den Quellen der Flüsse Sipapo und Ventuari, drängt sich ein Granitrücken weit gegen Westen, nach dem Gebirge Uniama, vor. Von diesem Rücken fliessen vier Bäche herab, welche die Katarakte von Maypures gleichsam begrenzen: an dem östlichen Ufer des Orinoko der Sipapo und Sanariapo, an dem westlichen Ufer der Cameji und der Toparo. Wo das Missions-Dorf Maypures liegt, bilden die Berge einen weiten, gegen Südwesten geöffneten Busen. – Der Strom fliesst jetzt schäumend an

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem östlichen Berggehänge hin. Fern in Westen erkennt man das alte verlassene Ufer. Eine weite Grasflur dehnt sich zwischen beiden Hügelketten aus. In dieser haben die Jesuiten eine kleine Kirche von Palmenstämmen gebaut. Die Ebene ist kaum dreissig Fuss über dem oberen Wasserspiegel des Flusses erhaben.

Der geognostische Anblick dieser Gegend, die Inselform der Felsen Keri und Oko, die Höhlungen, welche die Flut in dem ersten dieser Hügel ausgewaschen und welche mit den Löchern in der gegenüberliegenden Insel Uivitari genau in gleicher Höhe liegen: alle diese Erscheinungen beweisen, dass der Orinoko einst diese ganze, jetzt trockene Bucht ausfüllte. Wahrscheinlich bildeten die Wasser einen weiten See, so lange der nördliche Damm Widerstand leistete. Als der Durchbruch erfolgte, trat zuerst die Grasflur, welche jetzt die Guareken-Indianer bewohnen, als Insel hervor. Vielleicht umgab der Fluss noch lange die Felsen Keri und Oko, die, wie Bergschlösser aus dem alten Strombette hervorragend, einen malerischen Anblick gewähren. Bei der allmählichen Wasserverminderung zogen die Wasser sich ganz an die östliche Bergkette zurück.

Diese Vermutung wird durch mehrere Umstände bestätigt. Der Orinoko hat nämlich, wie der Nil bei Philä und Syene, die merkwürdige Eigenschaft, die rötlich-weissen Granitmassen, welche er Jahrtausende lang benetzt, schwarz zu färben. So weit die Wasser reichen, bemerkt man am Felsufer einen bleifarbenen, mangan- und vielleicht auch kohlenstoff-haltigen Überzug, der kaum eine Zehntel-Linie tief in das Innere des Gesteins eindringt. Diese Schwärzung, und die Höhlungen, deren wir oben erwähnten, bezeichnen den alten Wasserstand des Orinoko.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Felsen Keri, in den Inseln der Katarakten, in der gneisartigen Hügelkette Cumadaminari, welche oberhalb der Insel Tomo fortläuft, an der Mündung des Jao endlich: sieht man jene schwarzen Höhlungen hundertfünfzig bis hundertachtzig Fuss über dem heutigen Wasserspiegel erhaben. Ihre Existenz lehrt (was übrigens auch in Europa in allen Flussbetten zu bemerken ist), dass die Ströme, deren Grösse jetzt unsre Bewunderung erregt, nur schwache Überreste von der ungeheuren Wassermenge der Vorzeit sind.

Selbst den rohen Eingeborenen der Guyana sind diese einfachen Bemerkungen nicht entgangen. Überall machten uns die Indianer auf die Spuren des alten Wasserstandes aufmerksam. Ja in einer Grasflur bei Uruana liegt ein isolierter Granitfels, in welchen (laut der Erzählung glaubwürdiger Männer), in achtzig Fuss Höhe, Bilder der Sonne, des Mondes und mannigfaltiger Tiere, besonders Bilder von Krokodilen und Boa-Schlangen, fast reihenweise eingegraben sind. Ohne Gerüste kann gegenwärtig niemand an jener senkrechten Wand hinaufsteigen, welche die aufmerksamste Untersuchung künftiger Reisenden verdient. In eben dieser wunderbaren Lage befinden sich die hieroglyphischen Steinzüge in den Gebirgen von Uruana und Encaramada.

Fragt man die Eingeborenen, wie jene Züge eingegraben werden konnten; so antworten sie: es sei zur Zeit der hohen Wasser geschehen, weil ihre Väter damals in dieser Höhe schifften. Ein solcher Wasserstand war also Eines Alters mit den rohen Denkmälern menschlichen Kunstfleisses. Er deutet auf eine ehemalige sehr verschiedene Verteilung des Flüssigen und des Festen, auf einen vormaligen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zustand der Erdoberfläche, der jedoch mit demjenigen nicht verwechselt werden muss, in welchem der erste Pflanzenschmuck unseres Planeten, die riesenmässigen Körper ausgestorbener Landtiere und die pelagischen Geschöpfe einer chaotischen Vorwelt in der sich erhärtenden Erdrinde ihr Grab fanden.

Die Katarakten von Maypures bestehen nicht, wie der hundertvierzig Fuss hohe Fall des Niagara, in dem einmaligen Herabstürzen einer grossen Wassermasse. Sie sind auch nicht Flussengen: Pässe, durch welche sich der Strom mit beschleunigter Geschwindigkeit durchdrängt, wie der Pongo von Manseriche im Amazonenflusse. Die Katarakten von Maypures erscheinen als eine zahllose Menge kleiner Kaskaden, die reihenweise wie Staffeln auf einander folgen. Der Raudal (so nennen die Spanier diese Art von Katarakten) wird durch einen Archipelagus von Inseln und Klippen gebildet, welche das achttausend Fuss weite Flussbette dermassen verengen, dass oft kaum ein zwanzig Fuss breites freies Fahrwasser übrig bleibt. Die östliche Seite ist gegenwärtig weit unzugänglicher und gefahrvoller als die westliche.

An dem Ausfluss des Cameji ladet man die Güter aus, um das leere Canot, oder, wie man hier sagt, die Piragua, durch die des Raudals kundigen Indianer bis zur Mündung des Toparo zu führen, wo man die Gefahr für überwunden hält. Sind die einzelnen Klippen oder Staffeln (jede derselben wird mit einem eigenen Namen bezeichnet) nicht über zwei bis drei Fuss hoch, so wagen es die Eingebornen sich mit dem Canot herabzulassen. Geht aber die Fahrt stromaufwärts; so schwimmen sie voran, schlingen nach vieler vergeblicher Anstrengung ein Seil um die Fels-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

spitzen, welche aus dem Strudel hervorragen, und ziehen, mittelst dieses Seils, das Fahrzeug empor. Bei dieser mühevollen Arbeit wird das letztere oft gänzlich mit Wasser gefüllt oder umgestürzt.

Bisweilen, und diesen Fall allein besorgen die Eingebornen, zerschellt das Canot auf der Klippe. Mit blutigem Körper suchen sich dann die Lotsen dem Strudel zu entwinden und schwimmend das Ufer zu erreichen. Wo die Staffeln sehr hoch sind, wo der Felsdamm das ganze Bette durchsetzt; wird der leichte Kahn ans Land gebracht und am nahen Ufer auf untergelegten Baumzweigen, wie auf Walzen, eine Strecke fortgezogen.

Die berufensten und schwierigsten Staffeln sind Purimarimi und Manimi. Sie haben neun Fuss Höhe. Mit Erstaunen habe ich durch Barometer-Messungen gefunden (ein geodätisches Nivellement ist wegen der Unzugänglichkeit des Lokals und bei der verpesteten, mit zahllosen Moskitos gefüllten Luft nicht auszuführen), dass das ganze Gefälle des Raudals, von der Mündung des Cameji bis zu der des Toparo, kaum achtundzwanzig bis dreissig Fuss beträgt. Ich sage: mit Erstaunen; denn man erkennt daraus, dass das fürchterliche Getöse und das wilde Aufschäumen des Flusses Folge der Verengung des Bettes durch zahllose Klippen und Inseln, Folge des Gegenstromes ist, welchen Form und Lage der Felsmassen veranlassen. Von der Wahrheit dieser Behauptung, von der geringen Höhe des ganzen Gefälles, überzeugt man sich am besten, wenn man aus dem Dorfe Maypures über den Felsen Manimi zum Flussbette hinabsteigt.

Hier ist der Punkt, wo man eines wundervollen Anblicks geniesst. Eine meilenlange schäumende Fläche bietet sich

auf einmal dem Auge dar. Eisenschwarze Felsmassen ragen ruinen- und burgartig aus derselben hervor. Jede Insel, jeder Stein ist mit üppig anstrebenden Waldbäumen geschmückt. Dichter Nebel schwebt ewig über dem Wasserspiegel. Durch die dampfende Schaumwolke dringen die Gipfel der hohen Palmen. Wenn sich im feuchten Dufte der Strahl der glühenden Abendsonne bricht, so beginnt ein optischer Zauber. Farbige Bögen verschwinden und kehren wieder. Ein Spiel der Lüfte, schwankt das ätherische Bild.

Umher auf den nackten Felsen haben die rieselnden Wasser in der langen Regenzeit Inseln von Dammerde zusammengehäuft. Mit Melastomen und Droseren, mit kleinen silberblättrigen Mimosen und Farnkräutern geschmückt, bilden sie Blumenbeete mitten auf dem öden Gestein. Sie rufen bei dem Europäer das Andenken an jene Pflanzengruppen zurück, welche die Alpenbewohner Courtils nennen: Granitblöcke, mit Blüten bedeckt, die einsam aus den savoyischen Gletschern hervorragen.

In blauer Ferne ruht das Auge auf der Gebirgskette Cunavami: einem langgedehnten Bergrücken, der prallig in einem abgestumpften Kegel sich endigt. Den letztern (Calitamini ist sein indischer Name) sahen wir bei untergehender Sonne wie in rötlichem Feuer glühen. Diese Erscheinung kehrt täglich wieder. Niemand ist je in der Nähe dieser Berge gewesen. Vielleicht rührt der Glanz von einer spiegelnden Ablösung von Talk- oder Glimmerschiefer her.

Während der fünf Tage, welche wir in der Nähe der Katarakten zubrachten, war es auffallend, wie man das Getöse des tobenden Stroms dreimal stärker bei Nacht als bei Tage vernahm. Bei allen europäischen Wasserfällen bemerkt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

man die nämliche Erscheinung. Was kann die Ursache derselben in einer Einöde sein, wo nichts die Ruhe der Natur unterbricht? wahrscheinlich die Ströme aufsteigender warmer Luft, welche, durch ungleiche Mischung des elastischen Mittels, der Fortpflanzung des Schalles hinderlich sind, die Schallwellen mannigfach brechen, und während der nächtlichen Erkältung der Erdrinde aufhören.

Die Indianer zeigten uns Spuren von Wagengleisen. Sie reden mit Bewunderung von den gehörnten Tieren (Ochsen), welche zur Zeit, als hier die Jesuiten ihr Bekehrungsgeschäft trieben, die Canots auf Wagen auf dem linken Orinoko-Ufer von der Mündung des Cameji zu der des Toparo zogen. Die Fahrzeuge blieben damals beladen, und wurden nicht wie jetzt durch das beständige Stranden und Hinschieben auf den rauhen Klippen abgenutzt.

Der Situationsplan, welchen ich von der umliegenden Gegend entworfen habe, zeigt, dass selbst ein Kanal vom Cameji zum Toparo eröffnet werden kann. Das Tal, in dem jene wasserreichen Bäche fliessen, ist sanft verflächt. Der Kanal, dessen Ausführung ich dem General-Gouverneur von Venezuela vorgeschlagen, würde, als ein schiffbarer Seitenarm des Flusses, das alte, gefahrvolle Strombette entbehrlich machen.

Der Raudal von Atures ist ganz dem Raudal von Maypures ähnlich: wie dieser, eine Inselwelt, zwischen welcher der Strom sich in einer Länge von dreitausend bis viertausend Toisen durchdrängt; ein Palmengebüsch, mitten aus dem schäumenden Wasserspiegel hervortretend. Die berufensten Staffeln der Katarakte liegen zwischen den Inseln Avaguri und Javariveni, zwischen Suripamana und Uirapuri.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als wir von den Ufern des Rio Negro zurückkehrten, wagten wir es die letzte oder untere Hälfte des Raudals von Atures mit dem beladenen Canot zu passieren. Wir stiegen mehrmals auf den Klippen aus, welche, als Dämme, Insel mit Insel verbinden. Bald stürzen die Wasser über diese Dämme weg, bald fallen sie mit dumpfem Getöse in das Innere derselben. Daher sind oft ganze Strecken des Flussbettes trocken, weil der Strom sich durch unterirdische Kanäle einen Weg bahnt. Hier nisten die goldgelben Klippenhühner (Pipra rupicola): einer der schönsten Vögel der Tropenwelt, mit doppelter beweglicher Federkrone, streitbar wie der ostindische Haushahn.

Im Raudal von Canucari bilden aufgetürmte Granitkugeln den Felsdamm. Wir krochen dort in das Innere einer Höhle, deren feuchte Wände mit Konferven und leuchtendem Byssus bedeckt waren. Mit fürchterlichem Getöse rauschte der Fluss hoch über uns weg. Wir fanden zufällig Gelegenheit diese grosse Naturszene länger, als wir wünschen konnten, zu geniessen. Die Indianer hatten uns mitten in der Katarakte verlassen. Das Canot sollte eine schmale Insel umschiffen, um uns, nach einem langen Umwege, an der unteren Spitze derselben wieder aufzunehmen. Anderthalb Stunden lang harrten wir bei furchtbarem Gewitterregen. Die Nacht brach ein; wir suchten vergebens Schutz zwischen den klüftigen Granitmassen. Die kleinen Affen, die wir Monate lang in geflochtenen Käfigen mit uns führten, lockten durch ihr klagendes Geschrei Krokodile herbei, deren Grösse und bleigraue Farbe ein hohes Alter andeuteten. Ich würde dieser, im Orinoko so gewöhnlichen Erscheinung nicht erwähnen, hätten uns nicht die Indianer versichert, kein Krokodil sei je in den Katarakten

gesehen worden; ja im Vertrauen auf ihre Behauptung hatten wir es mehrmals gewagt uns in diesem Teile des Flusses zu baden.
Indessen nahm die Besorgnis, dass wir, durchnässt und von dem Donner des Wassersturzes betäubt, die lange Tropennacht mitten im Raudal durchwachen müssten, mit jedem Augenblicke zu: bis die Indianer und unser Canot erschienen. Sie hatten die Staffel, auf der sie sich herablassen wollten, bei allzu niedrigem Wasserstande unzugänglich gefunden. Die Lotsen waren genötigt gewesen, in dem Labyrinth von Kanälen ein zugänglicheres Fahrwasser zu suchen.

LEOPOLD VON BUCH

Der Pic von Teneriffa.

Der Pic ist ein Gebirge auf einem Gebirge. Nur erst, wenn man durch die Enge des Portillo in die Cirkusumgebung eintritt, darf man sagen, dass man seinen Fuss und das, was ihn besonders und vor anderen Bergen auszeichnet, wirklich betrete. Alles übrige, so hoch es auch sein mag, scheint doch nur eine äussere Bekleidung, welche zum Pic wesentlich nicht gehört. Seit dem Portillo werden die Bimssteinfelder am Abhang des Kegels so gross und so mächtig, dass der ganze Berg in der Ferne mit Schnee bedeckt zu sein scheint. Schwarze Obsidianströme ziehen sich wie Bänder vom Gipfel über diesen Bimssteinen herunter, einige bis auf den Boden des Cirkus, andere nur bis auf die Hälfte der Höhe und dort bleiben sie hängen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

andere nur so weit, dass sie nur eben noch am Gipfel durch ihre Schwärze auf der weissen Fläche hervortreten. Man versinkt in die lockeren Massen, kein Baum, kein Gras haftet darin. Nur das weit umher wurzelnde Spartium nubigenum, die Retama blanca, ist der einzige Busch, welcher in solchem Boden und in solcher Dürre noch forttreiben kann. Der Bimsstein ebnet alle Spalten und Risse; man sieht keine Barancos, keine hervortretenden Felsen, keine scharfen und eckigen Formen. Dagegen stellen sich am Fusse des grossen Kegels überall kleinere Ausbruchskegel entgegen, mit Krateren am Gipfel, und durchaus von schwarzen Rapillen gebildet. Bimsstein, Rapillen und Obsidian sind es, welche am Pic fast allein die Aufmerksamkeit erregen und beschäftigen.

Lose Bimssteine über dem Boden finden sich bei Orotava nicht; auch nicht auf dem ganzen Wege zum Pic hinauf. Nur in der Nähe des Portillo, vielleicht eine halbe Stunde vorher, sieht man sie klein und dünn über dem Boden. Allmählich werden sie häufiger, in der Enge des Portillo selbst ist es schon eine bedeutende Schicht, und damit sind die Stücke auch grösser geworden. In den sanft aufsteigenden Hügeln der Ebene der Spartien, Llano de las Retamas, ist es schon unmöglich, die Höhe zu bestimmen, in welcher sie den Boden bedecken, und nun sind die meisten wie Fäuste gross. So steigt man vom Fusse des Kegels viele hundert Fuss hoch, am Monte de Trigo, dem Weizenberge, als wäre dieser Abhang ein Weizenboden, und die Bimssteine die riesenmässigen Weizenkörner, welche über einander hinrollen. Oben liegt auf einer kleinen Ebene die Estancia abaxo, wo die Besteiger des Pic gewöhnlich die Nacht bleiben. Sie liegt achttausend und vierzig Fuss über dem

Meere, schon mehr als zweitausend Fuss über dem Portillo und viel höher als der ganze Kranz des Cirkus, welches man bei dem sanften felslosen Aufsteigen über den Bimssteinen schwerlich würde geahnt haben. Schneller steigt nun der Abhang des Kegels am Rande eines Obsidianstromes hin; der Weg geht in Windungen hinauf, und noch immer grösser werden die Bimssteine. Endlich gegen die Estancia arriba sind sie wie kleine Köpfe gross und kaum kleiner. Im Bruch sind sie stets unregelmässig feinfasrig und fast immer sehr weiss. Feldspat erscheint nur gar selten darin. Noch eine halbe Stunde steigt der Weg an dem Obsidianstrom hinauf, bis Alta Vista, wo der Obsidian das fernere Aufsteigen über Bimsstein gänzlich verhindert. Mühsam und beschwerlich drängt man sich nun durch die scharfen Blöcke, welche ihrer Glasnatur gemäss mit den Kanten wie Messer einschneiden. Man braucht mehr als eine halbe Stunde, dies Glasfeld zu übersteigen; und nicht mit Unrecht heisst dieser Teil des Weges el Malpays. In der Mitte ungefähr bilden die Blöcke übereinander eine tiefgehende Höhle, in welcher der Boden unaufhörlich mit Eis bedeckt bleibt, die Cueva del Hielo, ein wahrer nie versiegender Schatz für die am Fuss des Berges liegenden Orte. Jenseit des Malpays steigt dann noch der letzte Kegel, der Piton, besonders steil in die Höhe und ist überall wieder mit weissen Bimssteinen bedeckt. Aber sonderbar auffallend, diese Bimssteine sind bedeutend kleiner als die, welche man bei der Estancia arriba verlassen hatte, und nun kann man kaum ein Stück aufheben oder zerschlagen, das nicht ganz mit Feldspatkristallen erfüllt sein sollte. Offenbar sind dies ganz andere Bimssteine als die, welche man unten sah; und führt ihre Grösse der Quelle näher, so wie man

das wohl glauben muss, so ist der Ausbruch aller Bimssteine vom Portillo her und am ganzen Abhang hinauf nicht in dem grossen Krater des Pic auf dem Gipfel zu suchen, sondern bei den Estancien.

Das Malpays steigt so schroff in die Höhe, dass man den kleinen Raum, der es vom letzten Kegel des Vulkans, dem Piton oder dem Zuckerhut, trennt, wohl als eine kleine Ebene ansehen kann. Ist man ein wenig an seinem Abhange gestiegen, so kann man nun den Anfang des ungeheuren Lavenfeldes übersehen, an dessen Rande man schon seit der unteren Estancia hinaufgekommen war. Dieser Anfang ist am Fusse des Piton selbst; nichts kommt von oben, aus dem grossen Krater. Auch steht nirgends eine Spur von Ausbruchskrater, wie sonst bei jedem Lavenausbruch gewöhnlich. Aber bei dem ersten Hervortreten auf der nur sehr wenig geneigten kleinen Fläche zeigen sich zwischen den Blöcken grosse Spalten, welche alle aus einem Mittelpunkt auslaufen, und dieser innere Punkt ist merklich tiefer als der Rand. Von hier arbeitet sich die ungeheure Masse weit umher in Ost und Südost und zerteilt sich zuletzt, wenn sie über den steilen Abhang herabstürzt, in viele Arme, von welchen doch die meisten nicht einmal den Fuss des Kegels erreichen; selbst auch nicht der Arm, welcher an der Cueva del Hielo so mächtige Blöcke über einander gehäuft hat. Nur allein was an der Estancia vorbeigeht, kommt bis zum Boden, und nicht bloss bis zu diesem, sondern dieser mächtige Strom verbreitet sich unten noch weit und wellig im Atrio nach mehreren Seiten bis unter die Felsen des Cirkus. Das alles sieht man deutlich und schön von oben, vom Rande des grossen Kraters.

Alle diese verschiedenen Ströme bestehen aus Obsidian.

Auf der Oberfläche, wo der Strom steil herabstürzt, liegt das Glas in Form von dünnen gedrehten Tauen unter- und durcheinander, und an den Seiten hangen grosse Glastränen herunter. Von hier und von den Blöcken am Piton kann man mit leichter Mühe grosse Stücke aussondern und sammeln, welche grünlichschwarz sind, durchsichtig, glänzend, muschlig, spröde, bei geringem Schlage zerbrechlich, Stücke, die man zuverlässig für grünes Bouteillenglas ansehen würde, wären nicht die weissen Feldspatkristalle so deutlich darin und fest mit der Masse verbunden. Tiefer im Strom ist diese Masse weniger glänzend, bräunlichschwarz, oft kleinmuschlig, stets sehr leicht zersprengbar. Sie gleicht sehr vielen schwarzen Pechsteinen und würde auch ohne Zweifel in Stücken dafür gehalten werden. Feldspatkristalle liegen gewöhnlich in solcher Menge darin, dass man nicht selten Mühe hat die umwickelnde Masse zu erkennen. In der Tat scheint die Menge dieser Kristalle mit der Tiefe zu wachsen, und so sehr, dass man oft an Stücke einer primitiven Gebirgsart erinnert wird; auch ist es an vielen Stellen, vorzüglich an der Cueva del Hielo, ganz deutlich, wie die Feldspatkristalle durch die ungleiche Bewegung der Masse nach ihrer Breite in dünne parallele Lamellen zerteilt werden, die sich dann hintereinander ordnen. Oft sind die Kristalle nur eben erst zerteilt, andere noch so nahe, dass man sie leicht, wie sie ursprünglich zusammenhingen, in der Vorstellung wieder vereinigen kann, andere dann wie ganz dünne Scheiben, welche im Profil Nadeln sind, parallel auf einander, und mit der breiten Fläche parallel der Richtung des Stromes. Nicht selten wechseln im Strom dünne Schichten, in welchen die Hauptmasse mehr oder weniger glänzend ist; ja oft erscheinen

solche Schichten zwei bis drei Fuss hoch, welche aus einer ganz matten, fast staubartigen Substanz bestehen und nicht wenig schwarze Pechsteine umwickeln. An der Cueva sind sie deutlich zu sehen. Aber auch die angestrengteste Aufmerksamkeit vermag in diesen Obsidianblöcken nichts ausser dem Feldspat zu finden. Keine Spur von Augit, nichts Olivinähnliches. Oben auf dem Strome hangen viele Stücke noch fest mit der Masse verbunden, die wie der Bimsstein fasrig sind, porös und locker; man würde sie von Bimssteinen nicht unterscheiden, wäre es nicht durch die Farbe. Ähnliche Stücke finden sich nicht selten zerstreut. Es ist völlig deutlich, wie hier der Bimsstein durch Aufblähung des Obsidians entsteht; vielleicht durch Entweichung des färbenden Bergöls.

Sehr bemerkenswert ist es, wie auf dem Malpays und auf dem ganzen Strom hinunter durchaus gar kein Bimsstein liegt; er würde durch seine Weisse sich auf dem schwarzen Grunde sehr unterscheiden. Alle diese Ströme am Abhang sind daher gewiss später, als der Ausbruch der Bimssteine; deswegen könnten sie doch demselben Ausbruch angehört haben. Denn sehr denkbar, auch wohl wahrscheinlich ist es, dass die Veränderung, Verdampfung oder Verbrennung, welche den Obsidian zerstört und zu Bimssteinstücken zerteilt, schon im Innern des Vulkans, vor dem Ausbruch geschehen sei. Das Hervorbrechen der Bimssteine würde also dem Ablaufen des Obsidians vorhergehen müssen. Doch gibt es auch Ströme von ähnlicher Natur, welche unter Bimssteinen zu liegen scheinen. An einem Absturz nicht weit unterhalb der unteren Estancia sieht es wohl aus, als käme ein solcher tiefer liegender Obsidianstrom hervor.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Heraufgehen zur Estancia über den Monte de Trigo wird man nicht wenig überrascht, wenn man auf den Bimssteinen grosse Blöcke sieht, wahre kleine Felsen, von tiefer Schwärze, dem Boden, dem sie aufliegen, offenbar völlig fremdartig. Man glaubt sie gewöhnlich vom grossen Krater des Gipfels ausgeworfen und dorthin geschleudert. Aber solche Massen hat ein Krater so leicht noch nicht ausgeworfen, und Auswürfe aus des Pics Krater sind bisher noch nicht gesehen worden und nicht sehr glaublich. In einiger Entfernung vom Kegel, wo man seinen Abhang völlig übersehen kann, entdeckt es sich, dass solche schwarze Massen am Fuss jederzeit dem Ende eines Obsidianstroms auf der Höhe entsprechen. Grosse Glasträne sind es, welche sich vom Strom losgerissen haben und am Abhang bis zum Fuss heruntergerollt sind.

Das gibt der Ansicht eine grosse Lebendigkeit, wenn man durch alle Erscheinungen so unmittelbar auf die gewaltigen Bewegungen zurückgeführt wird, welche sich über diese Flächen ausgedehnt und neue Produkte über sie verbreitet haben.

Der Piton, wenn auch wenig über achthundert Fuss hoch, ist doch sehr steil; die nur kleinen Bimssteine haben so wenig Haltbarkeit, dass man nur mit grosser Anstrengung hinaufkommen würde, träte nicht ein Grat von festen Felsen hervor, an welchem man sich mit den Händen hinaufhilft. Obsidian ist es nicht mehr, sondern eine graue Masse mit Feldspat; auch hat es das Ansehen eines Stromes nicht. Ähnliche Felsen erscheinen, wenn man endlich den Rand des Kraters betritt und somit die grösste Höhe des Berges. So mancher ausgezeichnete und bestimmte Trachyt sieht nicht anders aus als die Blöcke, welche, von dem

westlichen Kranz abgefallen, den innern Raum des Kraters bedecken. Eine graue splittrige Hauptmasse mit vielen Höhlungen; die Feldspatkristalle darin liegen nicht parallel wie in den Laven, sondern durcheinander, und auf den Bruchflächen der Stücke erscheinen eben so viel breite Feldspatflächen als schmale. Es sind nicht isolierte Massen, sondern es ist wirklich das Gestein der inneren Einfassung des Kraters, so wie es in dreissig bis vierzig Fuss hohen Felsen gegen Chahorra zu hervorsteigt. Die Schichten, die es zu bilden scheint, neigen sich von Nordost gegen Südwest; so auch der Abfall des ganzen Kraters. Der höchste Gipfel ist daher in Nordost, die tiefste Stelle des Randes in Südwest gegen Chasna zu. Auch senkt sich der Krater fast nicht mehr von diesem tiefsten Punkte bis zur Mitte, es mag nicht mehr als zwanzig Fuss betragen. Von allen Seiten, nur jenen felsigen Teil der Westseite allein ausgenommen, steigt man leicht und ohne Mühe in den Krater hinunter, über Blöcke und Felsmassen von Trachyt, welche durch schwefelsaure Dämpfe aufgelöst und erweicht sind. Nirgends ist das mindeste sichtbar, was einem Lavenstrom ähnlich wäre; auch nicht Obsidian; und Bimssteine liegen im Verhältnis dessen, was am Abhange vorkommt, so wenige umher, dass man wohl jeden Gedanken verlieren muss, sie aus diesem grossen Krater hervorgebrochen zu glauben. Jetzt ist der Krater nichts anders als eine Solfatara. Schwefeldämpfe brechen aus dem Innern, fast überall, wo man hintritt, und hinauf bis zum äussersten Kranz. Sie zerstören das Gestein zu weissem Ton, wahrscheinlich auch zu Alaunstein, und der Schwefel setzt sich unter den erweichten und losgetrennten Schalen in überaus schönen Kristalldrusen an. Dadurch wird aber der

Boden gegen das Innere so sehr erweicht, dass an vielen Stellen Vorsicht nötig ist, um nicht in die siedendheisse Masse einzusinken und sich zu verbrennen. Der ganze Umfang des Kraters beträgt eine halbe Stunde, nicht mehr, kaum aber auch weniger. Seine Tiefe unter dem höchsten Rande ist einhundertundsechzig Fuss, unter dem grössten Teil dieses Randes dagegen noch nicht hundert Fuss. Von anderen kleineren Krateren im Innern, von Löchern oder Spalten so wie von Schlacken erscheint durchaus nirgends eine Spur. Der Krater scheint schon seit Jahrhunderten nichts anders als eine Solfatara gewesen zu sein.

Da die Westseite des Kraterrandes etwas höher ist, als die östliche von den Estancien her, so wird die Aussicht gegen Westen beschränkt, und die Natur des Berges entwickelt sich nicht eher, als bis man den Krater umgeht bis zu den Felsen der Westseite hin. Da eröffnet sich unter den Füssen ein neuer und viel grösserer Krater als der des Gipfels ist. Man sieht in den Chahorra hinein. Der Pic fällt von dieser Seite eben so steil, aber nur zweitausend Fuss herunter. Dann breitet sich eine Ebene aus nach Westen hin, mit weissen Bimssteinen bedeckt, und an ihrem Ende senkt sich der gewaltige Krater von Chahorra in die Tiefe. Vom Gipfel gesehen ist dies kein Berg. Vom Fusse herauf würde er dagegen ohne des Pics Nachbarschaft jedem andern Vulkane den Rang streitig machen können. – Es ist schwer, vom Pic gegen Chahorra herunter zu steigen; denn sehr bald und viel höher als an der Estancia-Seite des Kegels erscheint hier ein mächtiger Obsidianstrom und bedeckt mit ungeheuern Blöcken den ganzen Abhang bis zum Fuss. Auch unten zwischen beiden Krateren sieht man deutlich einen neuen Ausbruch von Obsidian, ganz nahe am steilen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nördlichen Abhang. Der flache Kessel, aus welchem diese Glasmasse sich nach allen Seiten verbreitet, verrät diesen Ausbruch deutlich. Die einzelnen Arme stürzen sich bald die Höhe herunter, vereinigen sich mit den Strömen, welche oben von des Pics Kegel herunterkommen, und verbreiten sich unten über die Fläche von Icod bis zum Ufer des Meeres. Andere und vielleicht noch grössere Ströme bedecken den nördlichen Abhang des Kegels von Chahorra; es sind dieselben, welche Icod selbst berühren. Man kann ihren ganzen Lauf von der Höhe deutlich verfolgen. In den Kieferwäldern, dem sogenannten Pinar, wo der Abhang anfängt etwas weniger schroff zu sein, häufen sich diese Ströme und bilden einzelne wunderbare Hügel, welche mit nichts anderem zu vergleichen sind, als mit ungeheuren glasigen Schlackenhalden von Hochöfen oder Schmelzwerken. Jedes einzelne Stück ist ein schneidendes Glas.
Tief unten am westlichen Fusse des Chahorra und fast am Ende der Cirkusumgebung brechen die vier Kegel auf, welche am 17. Junius 1798 die Bewohner von Teneriffa wieder erinnerten, dass sie den Fuss eines Vulkans bewohnen. Die Kegel liegen alle in einer Reihe hintereinander, in der Richtung vom Fuss des Chahorra gegen die Felsen des Cirkus. Sie bezeichnen die aufgebrochene Spalte. Die unteren Öffnungen sind bedeutend, vielleicht einige hundert Fuss, unter den oberen. Wenig Lava floss aus den oberen, weit mehr und eine schneller fliessende aus der dritten Öffnung. Sie erreichte die Felsen des Cirkus und verbreitete sich hier in der sogenannten Cañada. Diese Felsmauer hinderte sie, tiefer am Abhang auf bewohnte Orte zu fallen. Daher waren die Besorgnisse der Menschen in Guia, Chio und Arguaio am westlichen Abhang nicht begründet, dass diese

Lava ihre Pflanzungen erreichen und sie zerstören werde. Von solcher Höhe kamen die Laven nicht, auf welchen diese Orte jetzt liegen. Auch waren die Ausbruchskegel viel zu sehr von ihnen abgewandt und gegen Süden gerichtet. Die Masse dieser Lava ist wenig von der in den Strömen bei Orotava verschieden, oder von denen, welche am Portillo vorkommen. Sie hat vom Obsidian nichts Ähnliches mehr; sie ist dicht und ohne Glanz und enthält kleine Feldspate in Menge. Auch wird der obere Ausbruch kaum eine Höhe von siebentausend Fuss erreichen.

Wendet man den Blick vom Pic oder noch besser vom Rande des Chahorra gegen Nordwest, so muss man erstaunen über die Menge einzelner Eruptionskegel, welche nach dieser Seite hinter einander hervorsteigen. Nach keiner Seite war die Tätigkeit des Vulkans grösser, und solcher Anblick erklärt es denn wohl, warum die Umgebung des Erhebungskraters gegen Westen hin plötzlich abgebrochen ist und auf der Nordseite ganz fehlt. Ganz nahe unter dem Fusse des Chahorra gegen Nordwesten zählt man mit leichter Mühe elf grosse Rapillkegel und wahrscheinlich die Anfänge eben so vieler Lavenströme; andere gegen S. Yago decken sich am schnell fallenden Abhange, so dass man sie nicht mehr übersieht; andere nach Garachico verbreiten diese Masse von Verwüstung über den ganzen Fuss oder über die ganze mittlere Region des Vulkans. Man erkennt zwischen ihnen die Kegel, aus denen die Lava hervorging, welche Garachico zerstörte. Einer unter ihnen tritt ganz feuerrot aus der Mitte, von den roten Schlacken, welche den Abhang bedecken.

Der Pic und Chahorra können wirklich nur als Ein Vulkan betrachtet werden, der in zwei Spitzen ausgeht. Nur seit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Pic höher aufsteigt, wird der Unterschied beider Kegel besonders merklich. In der Mitte des Abhanges würde man sie als zwei verschiedene Berge nicht von einander trennen. Die ganze Masse erhebt sich gleichförmig steil und schnell über alle umherliegenden Höhen und ist als ein zusammengehöriges Ganze von der Cirkusumgebung umschlossen. Ihre Zusammensetzung, ihre Produkte sind völlig dieselben. – So weit, als noch irgend etwas diesem Gebirge angehört, erscheint nur Trachyt, oder das, was unmittelbar aus dem Trachyt hervorgeht. Daher scheint es einleuchtend, dass man sich den ganzen Vulkan nicht anders vorstellen könne, als einen ungeheuern Dom von Trachyt, den basaltische Schichten fast von allen Seiten wie ein Mantel umgeben. Die Form aber dieses gewaltigen Kegels und seine Lage werden leicht die Vermutung fast zur Gewissheit erheben, er sei in der Mitte der Cirkusumgebung vom Innern heraus in die Höhe gestiegen; – die ganze Masse auf einmal, wie ein Gewölbe über innere Kräfte, welche sich hier den Ausweg bahnen und endlich auch durch die Kratere finden. Nach dieser Esse hin, der nun geöffneten und leichtesten Verbindung mit der Oberfläche, gehen alle Bestrebungen dessen, was im Innern fortwirkt, und da sehr leicht der zusammenstürzende obere Teil dieser Esse mehr Widerstand leistet als einzelne Punkte am Abhang, um so mehr, wenn Lavamassen wie ein verstopfender Zapfen in die Höhe gehoben sind, so brechen Dämpfe, Rapilli und Laven am Umfang aus, wo sie den Widerstand zu überwinden vermögen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Chimborazo: Beschreibung.

Die Anden-Cordillera teilt sich bald in verschiedene Zweige, die durch der Länge nach sich erstreckende Täler von einander getrennt sind, bald bildet sie nur eine einzige Masse, welche in vulkanische Spitzen ausgezackt ist. Reist man von Popayan südwärts, so sieht man auf dem dürren Plateau der Provinz de los Pastos die drei Ketten-Glieder der Anden in eine Gruppe zusammentreffen, welche sich weit jenseits des Äquators erstreckt.
Diese im Königreich Quito gelegene Gruppe stellt von dem Flusse Chota an, der sich durch Basalt-Gebirge hinwindet, bis zum Paramo von Assuay, auf welchem sich die merkwürdigen Reste peruanischer Baukunst erheben, eine ganz eigene Ansicht dar. Die höchsten Gipfel stehen in zwo Reihen, die einen doppelten Kamm der Cordillera bilden, und diese kolossalen, mit ewigem Schnee bedeckten Berg-Spitzen haben den Operationen der französischen Akademiker, bei ihrer Messung des Äquatorial-Grads, zu Signalen gedient. Ihre symmetrische Stellung auf zwo, von Norden nach Süden laufenden Linien verführte Bouguer'n, sie als zwei, durch ein der Länge nach laufendes Tal getrennte Ketten-Glieder anzusehn. Allein, was dieser berühmte Astronom den Grund eines Tals nennt, ist der Rücken der Anden selbst, und ein Plateau, dessen absolute Höhe zweitausend siebenhundert bis zweitausend neunhundert Meter beträgt. Es ist von Wichtigkeit, einen solchen doppelten Gebirgs-Kamm nicht mit einer wirklichen Verzweigung der Cordilleren zu verwechseln.
Die mit Bimsstein bedeckte Ebene ist ein Teil des Plateaus,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das den westlichen Kamm von dem östlichen der Anden von Quito scheidet. In diesen Ebenen ist die Bevölkerung des wunderbaren Landes vereinigt, und hier liegen die Städte, welche dreissig- bis fünfzigtausend Einwohner zählen. Hat man einige Monate auf diesem hohen Plateau gelebt, so wird man von einer unwiderstehlichen Täuschung hingerissen, und vergisst es nach und nach völlig, dass alles, was den Beobachter umgibt, dass diese Dörfer mit der Industrie eines Gebirgsvolks, diese mit Lamas und europäischen Schafen bedeckten Weiden, diese mit lebendigem Gehege von Duranta und Barnadesia eingefassten Obst-Gärten, diese sorgfältig bearbeiteten und reiche Ernten versprechenden Äcker gleichsam in die hohen Regionen der Atmosphäre aufgeknüpft sind; und man erinnert sich kaum, dass der Boden, den man bewohnt, höher über den nahen Küsten des Stillen Meeres liegt, als der Gipfel des Canigu über dem Bassin des Mittelländischen Meeres.

Betrachtet man den Rücken der Cordilleren als eine ungeheure, von fernen Gebirgsmassen begrenzte Ebene, so gewöhnt man sich, die Ungleichheiten des Kamms der Anden als eben so viele isolierte Spitzen anzusehn. Der Pichincha, der Cayambe, der Cotopaxi, und alle diese vulkanischen Pics, welche mit eigenen Namen bezeichnet sind, unerachtet sie bis über die Hälfte ihrer ganzen Höhe nur Eine Masse ausmachen, scheinen in den Augen der Bewohner von Quito eben so viele einzelne Berge, die sich mitten auf einer waldlosen Ebene erheben, und diese Täuschung wird um so vollständiger, da die Einschnitte des doppelten Kamms der Cordilleren bis zu der Fläche der hohen bewohnten Ebenen hinabreichen. Die Anden stellen sich daher auch nur

in grosser Entfernung wie von der Küste des Grossen Ozeans, oder von den Steppen, welche sich an ihrem östlichen Abhang hinstrecken, als eine völlige Kette dar. Steht man hingegen auf dem Rücken der Cordilleren selbst, entweder im Königreich Quito, oder in der Provinz de los Pastos, oder noch nördlicher, im Innern von Neu-Spanien, so sieht man bloss einen Haufen einzelner Berggipfel, und Gruppen isolierter Gebirge, welche sich von dem Zentral-Plateau losmachen; denn je grösser die Masse der Cordilleren ist, um so schwerer findet man es, ihren Bau und ihre Form im Ganzen aufzufassen.

Und dennoch wird das Studium dieser Form und dieser Gebirgsphysiognomie, wenn ich den Ausdruck wagen darf, durch die Richtung der hohen Ebenen, welche den Rücken der Anden bilden, wunderbarlich erleichtert. Reist man von der Stadt Quito nach dem Paramo Assuay, so sieht man auf einer Länge von siebenunddreissig Meilen nach einander westwärts die Spitzen des Casitagua, Pichincha, Atacazo, Corazon, Iliniza, Carguairazo, Chimborazo und Cunambay, und gegen Osten die Gipfel des Guamani, Antisana, Passuchoa, Rumiñavi, Cotopaxi, Quelendaña, Tungurahua und Capa-Urcu erscheinen, welche sämtlich mit Ausnahme von dreien oder vieren höher sind, als der Mont-Blanc. Diese Gebirge stehen auf eine Weise da, dass sie, vom Zentral-Plateau aus betrachtet, statt sich gegenseitig zu bedecken, vielmehr in ihrer wahren Gestalt, wie auf das azurne Himmelsgewölbe gemalt, darstellen. Man glaubt auf einem und demselben vertikalen Plan ihren ganzen Umriss zu sehen; sie erinnern an den imposanten Anblick der Küsten von Neu-Norfolk und des Cook-Flusses, und gleichen einem schroffen Uferland, das sich aus dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meere hebt, und um so näher scheint, da kein Gegenstand zwischen ihm und dem Auge des Beobachters steht.
Wie sehr indes der Bau der Cordilleren und die Form des Zentral-Plateaus die geologischen Beobachtungen begünstigen, und wie leicht sie es dem Reisenden machen, die Umrisse des doppelten Kamms der Anden in der Nähe zu untersuchen, so verkleinert die ungeheure Höhe dieses Plateaus dafür auch die Gipfel, welche, auf Inselchen in den weiten Raum der Meere gestellt, wie der Mowna-Roa und der Pic von Teneriffa, durch ihre furchtbare Höhe Staunen erregen würden. Die Ebene von Tapia hat eine absolute Höhe von zweitausend einhundert und einundneunzig Metern; ist also nur ein Sechszehnteil niedriger als der Ätna. Der Gipfel des Chimborazo reicht somit bloss dreitausend sechshundert und vierzig Meter über die Höhe dieses Plateaus.
Gebirge, welche uns durch ihre Höhe in Erstaunen setzen würden, wenn sie am Meeres-Ufer stünden, scheinen auf den Rücken der Cordilleren gestellt, blosse Hügel. Quito z. B. lehnt sich an einen kleinen Kegel, Javirac genannt, der den Bewohnern dieser Stadt nicht höher vorkommt, als der Montmartre oder die Höhe von Meudon den Parisern; und dennoch hat er, nach meinen Messungen, dreitausend einhundert und einundzwanzig Meter absolute Höhe, und erhebt sich demnach beinahe so hoch als der Gipfel des Marboré, einer der höchsten Spitzen der Pyrenäen-Kette.
Neben allen Wirkungen dieser Täuschung, welche durch die Höhe der Plateaus von Quito, von Mulalo und von Riobamba verursacht wird, würde man dennoch auf den Küsten oder auf dem östlichen Anhang des Chimborazo vergebens eine Stelle suchen, welche eine so prächtige Ansicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Cordillera gestattete, als ich sie, mehrere Wochen lang, von der Ebene von Tapia aus genossen habe. Steht man auf dem Rücken der Anden, zwischen dem doppelten Kamm, den die kolossalen Spitzen des Chimborazo, des Tungurahua und des Cotopaxi bilden, so ist man ihren Gipfeln immer noch nahe genug, um sie unter sehr ansehnlichen Höhenwinkeln zu sehen. Steigt man aber gegen die Wälder herab, welche den Fuss der Cordilleren einschliessen, so werden diese Winkel sehr klein; denn wegen der ungeheuren Masse der Gebirge entfernt man sich, je mehr man sich der Meeresfläche nähert, sehr schnell von den Gipfeln.

Die Linie, welche am Chimborazo und Carguairazo die untere Grenze des ewigen Schnees bezeichnet, ist immer noch etwas höher, als der Mont-Blanc; denn dieser Berg würde unter dem Äquator bloss zuweilen mit Schnee bedeckt werden. Die sich gleich bleibende Temperatur dieser Zone macht die Wirkung, dass die Grenze des ewigen Eises nicht so unregelmässig ist, wie in den Alpen und in den Pyrenäen. Auf dem nördlichen Abhang des Chimborazo, zwischen diesem Berg und dem Carguairazo, zieht sich der Weg hin, welcher von Quito nach Guayaquil, gegen die Küsten des Stillen Meeres, führt. Die mit Schnee bedeckten Auswüchse, welche sich auf dieser Seite erheben, erinnern durch ihre Form an die des Dôme du Gouté, vom Chamonix-Tal aus betrachtet.

Die noch tätigen Vulkane, welche nur einen einzigen, ausserordentlich weiten Krater haben, sind konische Gebirge, mit mehr oder weniger abgestumpfter Spitze, wie der Cotopaxi, der Popocatepec und der Pic von Orizaba. Andre Vulkane, deren Gipfel sich nach einer Menge Eruptionen gesenkt hat, stellen zackichte Kämme, schiefe Spitzen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und zerbrochene, Einsturz drohende Felsen dar. Von der Art sind z. B. der Altar, oder der Capac-Urcu, ein Gebirg, das einst höher war als der Chimborazo, und dessen Zerstörung eine in der Natur-Geschichte des neuen Kontinents merkwürdige Epoche bezeichnet; und der Carguairazo, welcher grossenteils in der Nacht vom 19. Juli 1698 zusammenstürzte. Wasserströme und Tonauswürfe brachen dazumal aus den geöffneten Seiten des Bergs hervor, und machten die ihn umgebenden Gefilde unfruchtbar. Diese schreckliche Katastrophe war überdies von einem Erdbeben begleitet, das Tausende von Einwohnern in den nahen Städten, Hambato und Llactacunga, verschlang.
Die dritte, und die majestätischste Form der hohen Anden-Gipfel ist die des Chimborazo, dessen Spitze abgerundet ist. Sie erinnert an die kraterlosen Auswüchse, die die elastische Kraft der Dünste in Gegenden auftreibt, wo die grottenreiche Rinde des Globus durch unterirdische Feuer unterminiert ist. Die Ansicht von Granit-Gebirgen hat nur eine schwache Ähnlichkeit mit der des Chimborazos. Die Granit-Gipfel sind abgeplattete Halbkugeln, und die Trapp-Porphyrs bilden die hochaufstrebenden Kuppeln. So sieht man an den Küsten der Südsee, wann die Luft nach den langen Winterregen plötzlich sehr durchsichtig geworden ist, den Chimborazo, wie eine Wolke, am Himmel erscheinen. Er hat sich völlig von den ihm benachbarten Spitzen losgemacht, und erhebt sich über die ganze Anden-Kette wie jener majestätische Dom, das Werk von Michael Angelos Genie, über die antiken Denkmale, welche das Kapitol einfassen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

CARL RITTER

Die Formen und Stellungen der gesonderten Hoch- und Tiefländer Asiens.

Das grosse Tiefland Asiens liegt im Kreise rund um das gemeinsame Hochland gelagert, und längs den Gestaden sehr weit ausgebreitet, aber doch in seinen kleinern, untergeordnetern Räumen nur teilweise von Meeren unmittelbar bespült, weil auch noch abgesonderte insularische Hochländer, kleinerer und niedriger Art, grösstenteils auf den Halbinseln, trabantenartig dem zentralen Hochlande Asiens gegen den Süden vorgelagert sind. Wie Afrika nur eine solche selbständigere, bedeutende Plateaubildung zweiter Klasse, oder niedriger Art erhielt, die wie eine Insel dem Norden der Sahara und Süd-Spanien, zwischen Sand- und Wasser-Meeren vorliegt, nämlich das lange Plateau des Atlas von Marokko bis zum alten Karthago, ward Süd-Asien durch die Gunst der Natur mit dreifachen bedeutendern Formen und mancherlei untergeordneten dieser Art bereichert, die seinen dreierlei südlichen Halbinseln eben jene höhere Entwicklungstufe ihrer Oberflächen und allem davon Abhängigen bereiteten, welche sie selbst zu den drei ausgezeichnetesten Kulturhalbinseln des Erdteils erhob, durch welche auch die Stellung der ihnen anliegenden Tiefländer einen eigentümlichen Charakter erhielt.

Wir haben schon anderwärts bemerkt, dass die Gliederungen der Erdteile eben so wie die der Gewächse, an deren Enden die Blatt- und Fruchtknospen hervortreten, zu den mannigfaltigsten Gestaltungen der Erdrinde gehören, weil zu der starren Landesnatur hier auch die Gestadeform und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Bereicherung der beweglichen und anspülenden Meere hinzutritt. Wie die drei südlichen Gliederungen Europas, die Hispanische, die Italische, die Griechische Halbinsel, in gleichen Breiten, unter gleichem Himmel, in ihren Verhältnissen einander vielfach verschwistert, auch die frühesten Keime europäischer Zivilisation und Kultur auf ihrem Boden entwickelten, deren reiche Saat dann durch das mittlere und nördliche Europa ausgestreut ward; so erhielt auch die natürliche Gestalt Süd-Asiens ihre drei grossen, vom Indischen Weltmeere umspülten Halbinseln, die Arabische, Indische und Indo-Chinesische. Diese beiden Gruppen der Halbinselländer des Morgen- und Abendlandes sind die grössten Bereicherungen beider Erdgestalten; es sind ihre am schönsten und mannigfaltigsten ausgerüsteten, ihre am meisten entwickelten Glieder und Organe des Verkehrs, die zwischen dem 10. Grad bis 40. Grad nördlicher Breite ausgebreitet, von Ost gen West ein Dritteil der Erde umlagern, und dem Süden zu ihre Fühlhörner ausstrekken. Zu ihnen gehören sechs der verschiedensten Ländersysteme, deren jedes mit seinen Bewohnern eine Welt für sich bildet, die mit mehr oder weniger gewonnener Selbständigkeit ihren Schoss frühzeitig dem Lichte höherer Kultur aufschloss, und zu ihrer Zeit im fortschreitenden Gange der Geschichte der Menschheit mit eigentümlichen Glanz und Pracht sich entfaltete. Dies sind die merkwürdigsten Halbinseln des Orients und des Okzidents, in zweierlei Gruppen, mit ihren Nordenden verschiedenen Erdgestalten, der europäischen und asiatischen, angehörend, mit ihren verschiedensten Gestadeverhältnissen auf ganz verschiedne Ozeane angewiesen, auf den Indischen und Östlichen, wie durch das Mittelländische Meer auf den

Atlantischen West-Ozean: beide daher im Fortgange der Weltgeschichte ganz verschiedenen Kultur-Regionen und Kultur-Epochen zugewiesen. Beide sind durch die zwischenliegende Landenge Vorder-Asiens, durch den Syrischen Isthmus von einander geschieden, aber durch die peninsulare Brücke Klein-Asiens, die sich nach Europa als äusserstes Glied des Hochlandes hinüberstreckt, auch wieder auf eine sehr freie Weise für Völkerverhältnisse verbunden. Die Westgruppe ist etwas höher in die gemässigtere Zone hinaufgerückt, als die mehr tropische Ostgruppe Süd-Asiens, die jedoch nirgends die Linie des Äquators mit ihren südlichsten Vorgebirgen erreicht. Beider Geschichtsgang entspricht der klimatischen Stellung im schwülen und glutheissen Süden der Inder und Araber wie in dem klaren und warmen Himmel Griechenlands und Italiens, wo das Feuer der Imagination unter dem Schatten der Lorbeer und Agrumi auflodert, während es dort selbst unter Kokos- und Palmen-Hainen jede Kraft kocht und verzehrt.

In der Mitte dieser asiatischen Ostgruppe liegt Indien, gleichsam das Italien des Orients, der universalhistorische Durchgangspunkt aller wie Radien hin- und zurückwirkenden Kräfte, der Ansiedlungen und Bewegungen der Völker, das Ziel der Eroberer, der Sammelplatz der Weltschiffer, der Ausgangspunkt einer Welt-Industrie, der universellsten und reichsten Produktenspende der Edelsteine und Gewürze, des Verkehrs der mannigfaltigsten Art, nach allen Regionen der Erde, durch alle Zeiten, für alle Zonen. Dieses Indien aber besteht eben aus den doppelartigen Natur-Formen eines für sich gesonderten Hochlandes, dem milden Plateau von Dekan, in seinem südlichsten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Triangellande von der Ceylonstrasse bis zum Nerbudda-Strome; und, von diesem nordwärts bis zur Vorderkette des Himalayasystemes wie zu den Solimanketten, aus dem reichbewässerten Tieflande Hindostans, gleichfalls in Dreiecksgestalt, mit der günstigsten Bewässerung durch Stromsysteme doppelter Senkung. Auch auf der Hinter-Indischen Halbinsel und in Süd-China liegen solche, mehr oder weniger vom grossen zentralen Hochlande gesonderte, kleinere Hochländer niedriger Art, die wir vorläufig die der Malayen und der Süd-Chinesen nennen können, in deren Rücken ebenfalls grössere Tiefländer ausgebreitet liegen, deren Umgrenzungen und Höhen noch nicht mit solcher Bestimmtheit erkannt sind. Aber, wie das Plateau von Dekan dem östlichen Hochlande vorgelagert ist, als völlig isolierte, selbständige Berglandschaft; eben so ist auch in Vorder-Asien die vorliegende Halbinsel Arabiens in vertikaler Hinsicht bereichert durch das Hochland Arabiens, welches den grössern Teil der trapezoidischen Halbinsel dieses Namens füllt, und in Lage, Höhe und Verbreitung die nächste Verwandtschaft mit dem Plateaulande des Atlas zu haben scheint. Das Syrisch-Arabische Tiefland im Süden des Euphratlaufes liegt diesem Berglande Arabiens (Nedsched, das Hochland der Araber) gegen Norden als flache Ebene eben so vor, wie das tiefe Hindostan zwischen Dekan und dem Ganges- und Indusgebiete. Im Süden dieser tiefgelegenen, sogenannten Syrisch-Arabischen Wüste mit dem Glutklima der Sahara und mit Dattelhainen, erhebt sich erst das kühlere, palmenleere Arabische Hochland mit den rundum aufsteigenden, wasserreichen Terrassenabhängen bis Arabia felix hinab, auf denen allein die Kaffeekultur einheimisch werden konnte, und auf

dessen Rücken der nomadisierende Wahabi in seinen Reiterscharen umherstreift.

Kleinere Tiefländer, sehen wir wohl, sind demnach hier in Süd-Asiens Umsäumung kleineren Hochländern zwischengestellt gegen das gemeinsame, zentrale Hochland, und hiedurch, denn an sich sind ihre beiderseitigen Ausbreitungen immer noch räumlich gross genug, entstand die so unbeschreiblich reiche und grandiose, vertikale Gliederung der Süd-Asiatischen Länderräume, welche überall deren horizontale Gliederung doppelt steigerte, und der historischen Entwicklung der Völker durch die physikalische der Naturverhältnisse die überall durchleuchtende Folie darbot. So ist es unverkennbar, dass auch die bloss tellurische Stellung der Räume, ohne alle kosmische Beziehung, nur in der Relation zu den Erd-Individuen und ihren eignen Ausbreitungen, in den Funktionen, welche die verschiednen Erdgestalten zu erfüllen hatten, nicht gleichgültig bleiben konnte. Die Arabische Halbinsel mit ihrem Hoch- und Tieflande, und einem physikalischen Charakter, der am mehrsten von dem der asiatischen Länderräume abweicht (z. B. ein Länderraum von fünfzigtausend Quadrat-Meilen ohne grosses Stromsystem), ist das wahre Mittelglied zwischen der asiatischen und afrikanischen Landesnatur. Man kann sich kaum des Gedankens eines wirklichen frühesten Zusammenhanges Arabiens und seiner Nachbarländer im Osten und Westen erwehren, wenn man die Trapezgestalt dieser Halbinsel auf der Karte verfolgt, die mit ihren Parallelzügen gegen die engen Spalten der Persischen und Arabischen Golfe nur als ein Bruchstück von beiden erscheint, aus einer Zeit, da vielleicht die Niveauverhältnisse der noch auf beweglichern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unterlagen schwimmenden, schon nach oben erkalteten oder getrockneten und gehobnen Schichten der Erdrinde noch nicht so festgestellt waren wie heute, und daher selbst ganze Systeme von Länderflächen abbersten und sich losreissen mochten, indes ihre Zwischenräume sich bald als Meerengen mit Gewässern füllten. Auch sind Arabiens charakteristische Produkte, wie der Kaffeebaum auf der Höhe, die Dattelpalme in der Tiefe, das Kamel wie das Pferd u.a., beiden gemeinsam; dem Bewohner, dem Ur-Araber, steht der Gebirgs-Abessynier am nächsten in Gestalt, Sitte, Sprache. Wie verschieden von seiner Heimat musste die des Bewohners am Ostende von Asien, des Chinesen, sein, der durch seine Naturverhältnisse, von der Seeseite durch Flutenandrang, von der Landseite durch fast unübersteigbare Felsgebirge und kalte Schneehöhen, die beide dem Araber fehlen, gleichsam ummauert lag, und von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten wurde, um die er nun auch in seinem eignen Dünkel sich nicht mehr bekümmern zu dürfen wähnte. Wie verschieden von der des Inders, der nur für seine indische Welt geboren in ihr allein, und in keiner andern einheimisch werden konnte, weil er in allem auf sie allein angewiesen war. In dem Brennpunkte aller Gaben und Kräfte der Natur seines Erdteils verliess dieses älteste, höher entwickelte Urvolk des asiatischen Bodens auch niemals die Naturgrenzen seiner Mutter-Erde, indes alle andern Völker zu ihm einwanderten als Eroberer, als Kolonien, als Handelsleute, und im Naturgefühl seines Reichtums hier der Heimische den Fremdling nirgends zurückwies. Der Araber auf seiner gleich isolierten, eben so doppeltgestalteten Halbinsel, aber zwischen beiden Erdteilen, Asien und Afrika geboren, eignete sich frühe auch

beiden an, seit ältester Zeit, wie kein anderer Asiate. Er dehnte seine Herrschaft über beide aus, bis zum Atlas in West und bis zu den Chinesischen Grenzmauern in Ost; kein Fremdling zog in die dürftig bewässerte Natur seines Bodens bei ihm ein, er selbst breitete aber die bei weitem grössere Zahl seiner Geschlechter ausserhalb der Halbinsel, ausserhalb der Urheimat aus, und mit ihnen seine Sprache, Religion, Sitte, Lebensart, mit seinen unzertrennlichen Gefährten, dem Pferde und Kamele, mit seiner Nahrung, dem Reis und der Dattel. Denn selbst auf einem indifferenten Boden, unter dem sonnenreichsten Himmel geboren, wusste er Herrschaften und Kolonisationen auf fremden Ländergebieten zu gründen, wo Naturverwandtschaft ihn leicht befriedigte, weil er Heimatsverhältnisse aufsuchte, die leicht übertroffen wurden und die Fremde, der er seine Mitgift zuführte, sich anzubilden wusste; so am Atlantischen Atlas, an der Guadiana, am Niger und Nil, wie im Terrassenboden von Schiraz, zu Samarkand, am Indus und Oxus, bis zu allen seinem Nedsched verwandten, kühlern und wasserärmern Plateauhöhen Mittel-Asiens.

*

Werfen wir nun noch einen Blick auf die besondere Verteilung und charakteristische Stellung der Tiefländer Asiens, die etwa sechs von einander natürlich gesonderte und ganz verschieden gestaltete und gelegne Räume einnehmen; so ergibt sich gleich anfangs, dass diese untereinander in fast gar keiner Verbindung stehen, und also sehr mannigfach zwischen die andern Formen gestellt und gruppiert sein müssen, so mannigfach und eigentümlich, dass die Entwicklung der grossen Staaten und Herrschaften Asiens,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die mit ihren Residenzen und grossenteils in diesen, in die untern Stromläufe übergreifenden Tiefländern ihre Wiege und Entfaltung gewannen, auch in allen ihren ethnographischen und historischen Erscheinungen nicht ohne Einfluss bleiben konnten von rein geographischen oder tellurisch räumlichen Verhältnissen.

So tritt das Grosse Chinesische Tiefland im Osten auf; längs dem Ost-Ozean bis zum Ostrande Hoch-Asiens, die wasserreichste und bevölkerteste Kornkammer der Erde, mit höchster Land- und Wasser-Kultur, vom subtropischen bis zum temperiertesten Klima (vom Wendekreis bis 40 Grad nördlicher Breite), von Pe-king (Nord-Residenz) bis weit über Nan-king (Süd-Residenz) hinaus. – Das Indo-Chinesische zwischen dem Meerbusen von Tong-kin und Siam, gehört bis zum 10. Grad nördlicher Breite schon ganz den Tropen an, ist ganz für sich gestellt, von allen übrigen der Erde abgesondert, wie seine Bewohner, nur zur Malayen-Welt des vorliegenden Archipels geöffnet und ihr bequem zugänglich, mit dem Übermass von Wasserreichtum, ein wahrer Reisboden, mit allen begleitenden Erscheinungen dieser Sumpfkultur. – Das Hindostanische Tiefland in seiner Triangelgestalt, zwischen zweierlei Meeren gelegen, dem Bengalischen Golf und dem Indo-Persischen, von zweierlei Stromsystemen begrenzt oder durchschnitten, Ganges und Indus, ist von dreierlei Plateauhöhen überragt und begrenzt, dem Tibetischen, dem von Ost-Iran und von Nord-Dekan. Es liegt ausserhalb der Tropen, aber ihnen dicht benachbart, um alle Vorteile ihrer Naturfülle zu geniessen, ohne ihre Nachteile zu empfinden; daher das reichste an Naturgaben aller Art, die zweierlei Meere, doppelte Strombewässerungen und dreifache Terrassenabfälle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von dreierlei Hochländern in allem was Bewässerung, Klimatik, Vegetation, Fauna, Population, historischer und physikalischer Einfluss betrifft, darbieten oder herbeiführen mussten; mit starker Population wie das Chinesische, mit Monumentenreichtum durch ein chronologisch weit hinauf blühendes Völkerleben, eine reichste Kornkammer der Erde. Nur die westliche Hälfte gegen den Indus hin, mit grössern Sandmassen überdeckt, ist teilweise von Flugsandwüsten, denen der Sahara ähnlich, durchzogen, aber in weit geringerem Massstabe; die Gangetische Seite ist überall die befruchtetere. – Das Syrisch-Arabische Tiefland im Osten vom innersten Winkel des Persischen Meerbusens begrenzt, im Westen vom Syrischen Gebirgsparallel, im Süden vom Arabischen Nedsched überragt, im Norden vom Südrande Hoch-Asiens. In der nördlichen Hälfte seiner Triangelgestalt vom Euphratsysteme bewässert, in der südlichen wasserarm, daher nur zum Teil so günstig gelegen wie das Indische. Das Chinesische und Hinter-Indische (Indo-Chinesische) Tiefland, jedesmal von ihren Hochländern beherrscht, sind durch ihre Stellungen gegen den unermesslich vor ihnen ausgebreiteten, offenen Ost-Ozean, mit seinen hohen Flutenwogen und seinen stets mit Feuchtigkeit geschwängerten Luftschichten auch in der Tat ozeanische Niederungen zu nennen; das Vorder-Indische und Syrisch-Arabische, die nur an innere Meeresgolfe stossen, und von doppelten Plateausystemen mit ihrem Trockenhimmel überragt werden, muss man daher im Gegensatz von jenen schon mehr zu den Formen kontinentaler Niederungen rechnen. In ihnen herrscht nicht mehr die feuchte Meeresnatur wie dort vor, und dadurch sind alle Bildungen in Luft-, Pflanzen-, Tier-Welt bedingt wie das Leben der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Völker. Die letzte dieser Niederungen ist sogar, ihrer südlichen Hälfte nach, schon völlig Sahara-gleich, obwohl noch ausserhalb des Wendekreises liegend; und, Afrika am mehrsten geographisch genähert, hat dieser Erdraum, verschieden vom Asiatischen Kontinent, den grössten Anteil gewonnen an dessen Glutklima, an seiner Wasserarmut, an allen Produktionen seines Nachbar-Erdteils, dem der grössere Teil seines Volksgeschlechts, obwohl auf einer weit höhern, körperlich und geistig mehr gesteigerten Stufe der menschlichen Entwicklung stehend, sich auch dauernd zugewandt hat, so dass die ethnographische Metamorphose Afrikas hierdurch im Sudan gegen Süd-West eben so von Asien aus bedingt ward, wie jene im Okzident der Erde durch andere Völkergeschlechter gegen Nord-West durch Europa hin.

Das nordische, Sibirische Tiefland ist das grösste des Erdteils, und findet in dieser Hinsicht seines gleichen nur noch in den kolossalen Depressionen der neuen Welt Amerikas und Australiens: denn es ist der ganzen Länge von Westen nach Osten dem zentralen Hochlande vorgelagert. Es nimmt mehr als den fünften Teil des ganzen Areales von Asien zwischen dem Hochlande und dem Nordeismeere ein, und füllt mit wenig Ausnahmen das Land vom Ural im Westen bis zur Ochotzkischen Bucht im Osten, mannigfach von jenen Senkungen der kolossalen Nordströme durchschnitten. Nur sein südlichster Gürtel ist bis jetzt wirtbarer, kulturfähiger Boden, und dieser wurde auch ein neubevölkertes, europäisches Kolonieland, erst eine Entdeckung der letzten Jahrhunderte, demnach historisch gleich jung und jünger zu nennen, als selbst Amerika, die Neue Welt. Die nördliche Hälfte ist teils noch unbebauter,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zum Teil bis jetzt selbst keiner Kultur fähiger Morast- und Sumpfboden, und Felsfläche mit Polarklima; aber die Form der Niederung ist hier doch Wohltat für den Erdteil, denn ein arktisches Hochland würde hier die polare Natur nur verdoppeln und die feuchte Meerestemperatur, welche noch überall die trockne Kälte des Kontinentalklimas mildert, der Sibirischen Niederung fehlen. Wollen wir uns einen Länderraum Asiens denken, der am wenigsten dem orientalen Charakter dieses Kontinentes und der Mannigfaltigkeit seiner Oberflächenentwicklung entspricht, so ist es dieses Nord-Asien, das, seiner kolossalen Depression nach, der Physik Amerikas in jeder Hinsicht verwandter ist als der des übrigen Asiens. Daher konnte es auch, wie jenes, ohne die ethnographische Einheit und Steigerung andrer asiatischer Landschaften bei weit jüngerer Erweckung seiner Völker, die keine Rolle an der Urgeschichte des Orients übernahmen, seine Selbständigkeit nicht behaupten, und musste ganz gegen den festausgeprägten Charakter des übrigen Erdteils, frühzeitig genug, als ein russisch gewordenes Sibirien, die Eigenschaften der grössten Kolonisation Europas, Amerika der neuen Welt analog, am ersten annehmen. Seiner arktischen Stellung nach tritt dieses Tiefland nun gänzlich aus der Individualität des übrigen Asiens heraus, und gehört eigentlich ganz dem grossen Polarlande der Erde an, das keine Differenz der Erdteile mehr kennt, und in eng zusammengerückter Nähe, durch die drei Erdteile hindurch, wie in zusammengehöriger Einheit, mit den grössten vielfach durchschnittenen Depressionen die polare Scheitelfläche der am meisten abgeplatteten Seite des Planeten umlagert, und in allen physikalischen, wie organischen Erscheinungen diese grosse Einheit bewährt.

Dieses Tiefland, dem die Natur des Orientes versagt ward, ist eben darum das erste, grosse europäische Kolonieland in Asien geworden, durch welches die Zivilisation des Okzidents sich Bahn machen könnte, um einst die Schuld der Tradition der Vorwelt an die Nachwelt Asiens mit reichen Zinsen zurückzuzahlen.

Nur ein Tiefland, das Bucharische, in der Mitte von allen, bleibt noch für sich gesondert zurück in Rektangelgestalt, von den Doppelströmen Gihon und Sir, den wasserärmsten aller asiatischen, teilweise durchzogen, und durch Aral- und Kaspischen See in West und Nord-West begrenzt, die sich selbst in immer engere Grenzen zurückzuziehen scheinen, so, dass die Domäne dieses Tieflandes, das in der grossen Erdsenkung der Alten Welt selbst liegt, dagegen wachsen musste. Es stösst an keinen Ozean, es ist die kontinentalste Niederung von allen, in negative Niveaus eingesunken, zwischen den West- und Nordrändern der breiten hohen Plateaus von Tibet und Iran, und zieht in beengter Unterbrechung, aber in gleicher Einsenkung, noch weit gegen Nord-West über die Wolga hinaus, bis zum Don hin, zum Frucht-Boden Europas. Es ist die physikalische Übergangsform von Asien nach Europa, die zwischen dem Südfuss des Ural und dem Nordabfall des Kaukasus, von der untern Wolga durchschnitten und dem Nordende des Kaspischen Sees verengt, jene merkwürdige, tiefe Lücke mit Steppenboden überzogen darstellt, welche man auch in historischer Hinsicht seit Jahrtausenden, seit der Kimmerierverdrängung nach Herodot, das grosse Tor der Völkerwanderung von Asien nach Europa nennen muss. Dieses Bucharische Tiefland ist mit seinem Steppenlande, das nur auf sporadisch verteilten fruchtbaren Rasenstellen zu

lokalen Ansiedlungen hinziehen konnte, und bei innerer Armut an freien Naturgaben nur dem Fleiss der Kulturvölker Naturfülle zu bieten im Stande war, auch stets der Tummelplatz und das temporäre Asyl der Völkerhorden gewesen. Es fehlt ihm die Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse, welche die Grundlage aller andern sind; ein grosser Teil ist noch volle Felsfläche, oder Kiesboden, oder mit wandelbarem Sande überzogen, mit Mangel an fliessenden Wassern und fruchttragenden Erdschichten; ein Steppenboden ohne Waldreichtum, ohne Ackerkrume mit Salzschwängerung, dem trockengelegten Seeboden gleich, nur der Entwickelung der Graminen, der Dorngebüsche und Salzpflanzen günstig. Die merkwürdige Weltstellung dieses Tieflandes mitten inne zwischen dem Hoch-Asien im Osten und Westen, zwischen dem alten Hader von Iran und Turan, zwischen Hindu-Khu, dem nordwestlichen Ural und westlichen Kaukasus, gab ihm durch diese Örtlichkeit seine Bestimmung in der Entwicklung der Erdteile und ihrer Völkergeschichten. Die eigne Armut im Tieflande, umgeben von allen Seiten mit dem Reichtum der Natur und der Zivilisation, führte von jeher seine Bewohner, von den Zeiten der Herodotischen Massageten und Skythen an, durch alle Jahrhunderte bis zu den modernen Turk und Turkmannen, Uzbeken, Kirgisen u.m.a., zur steten Überschreitung dieser Naturgrenzen des nur, mit Ausnahme weniger Oasen, für Nomadenleben geeigneten Steppenlandes, aus dem sie sich herdenweise mit merkwürdiger vegetativer Kraft nach allen Richtungen, gleich den fortwuchernden geselligen Heidegewächsen fortschoben, indes ihre östlichen und südlichen Nachbarn, Mongolen, Chinesen, Hindu, Perser, in ihrer Heimat wie lokale Pflanzen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geschlechter zu mehr stationären Völkern festwurzelten und sich ausbildeten. In dieser gemeinsamen Mitte des Erdteils musste sich daher, der innern Armut ungeachtet, doch jede Welteroberung Asiens, von allen Winden her, wie sonst nirgends begegnen, seit Cyrus und Alexander vom Westen, seit den ältesten Zeiten der Chinesen- und Mongolenreiche vom Osten her, seit Mahmud dem Ghaznaviden, Sultan Babur und Nadir Schach vom Süden, und Peter dem Grossen vom Norden herein. Dieser zentralen Stellung eines in sich indifferenteren Länderraumes gemäss, ward demnach hierdurch doch von da, das gegen Nordwest nach Europa hin sich ausbreitende Ländergebiet zur Bühne der Völkerwanderung, die sich durch das Ural-Kaukasische Tor nach Europa ergoss. Hier aber, noch hinter dem Kaspischen und Aral-See, musste die Politik der grössten Staatensysteme Asiens aus gleichem physischen Grunde der Landesgestaltung, stets im Konflikt bleiben, wie gegenwärtig die der Chinesischen, Russischen, Britisch-Indischen Reiche und die der Afghanen und Perser in Zentral-Asien, welche nur noch, wie einst die wilde Gewalt der Massageten, Skythen und später der Turken, gegenwärtig die Indifferenz der treulosen Bucharen auseinander hält.

Das historische Element in der ethnographischen, politischen und Kultur-Entwicklung der Völker und Staaten, wie der Geschichte der gesamten Menschheit überhaupt, ist demnach undenkbar ohne die Einwirkung des physikalischen, die beide auf dieselben Räume zusammenfallend eben zu dem geographischen Verhältnisse werden, welches die Wissenschaft überall zu verfolgen, nachzuweisen und darzustellen hat, wie wir hier im allgemeinsten zu tun es versucht haben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

CARL RITTER

Der Montblanc: Aufbau des Massivs.

Der Wanderer an der mächtigen Gruppe des Montblanc-Gebirges, mit ihren Nachbargruppen des Buet und des grossen St. Bernhards-Berges, der fast überall nur in den Labyrinthen der tiefen Talschluchten und am Fusse der majestätisch emporragenden Felswände, der Waldgehänge, der Eis- und Schneefelder mühsam umhersteigen kann, gelangt gewöhnlich gar nicht, öfters nur erst nach vielfältigen Anstrengungen zur Orientierung in dieser neuen Welt, der keine andere, in Europa wenigstens, gleich ist. Wenn er hie und da einige der grössten Höhen erklimmt, und von diesen, wenn ihn ein wolkenfreier blauer Himmel nach oben begünstigt, und auch kein Nebelschleier die dunkeln schwarzgrünen Tiefen deckt, die Anordnung der tausendartig gestalteten Rükken, Gipfel und Spitzen, wie die Verzweigung eben so zahlreicher und jenen Höhen entsprechender Tiefen, Täler, Abstürze, Schluchten aufmerksam verfolgt, so lernt er allerdings ein naturgetreues, grosses Abbild dieser ausserordentlichen Erscheinungen in sich aufnehmen. Einzelnheiten werden wiederum von jedem veränderten Standpunkte nach Höhe und Tiefe, Länge und Breite vielfach verändert, perspektivisch gestellt, kulissenartig verschoben, anders gruppiert. Vorderes wird vorgestellt oder zugedeckt; Hinteres verschwindet oder steigt höher und höher auf. Jede Viertelstunde entwickelt sich ein anderer Schauplatz für den erregten Blick des Fortschreitenden, und das in der Tiefe scheinbar Bekannte wird durch eine Metamorphose, die unter dem Auge des Wanderers vorgeht,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zum neuen Unbekannten; über den bekannten nahen dunkeln Gebirgswänden steigen dagegen immer neue unbekannte lichte Gestalten erhabener Fels- und Eishörner hervor, die mit ihrem Scheitel das Himmelsgewölbe zu berühren scheinen, und erst nach und nach zu befreundeten Führern werden, die dem verlassenen Gebirgswanderer in der feierlichsten Stille und Einsamkeit auf dem erhabensten Rücken der Erde, den Weg zeigen, wie etwa dem Schiffer des Ozeans die Sternbilder und der Polarstern, wenn der Alpenwanderer die Stellung seiner erhabensten Schneegipfel mit dem Mondscheinglanz, vor allen die des Montblanc, gegen die andern hellglänzenden Erdzinnen zu vergleichen, und seine Stellung nach ihrer Lage zu beurteilen gelernt hat.

Der Montblanc-Gebirgsabschnitt liegt im Süden des Genfer-Sees zwischen Frankreich in Westen und Süden, Italien in Südosten und Osten, und der Schweiz in Norden und Nordosten. Er bildet durch seine Unzugänglichkeit einen natürlichen, gewaltigen Grenzstein zwischen jenen Ländern und deren Bewohnern, die im Nordwesten seines Hauptzweiges französisch, im Südosten desselben italienisch, und im Osten, gegen das Wallis hin, die deutsche Sprache reden. Auf gleiche Weise scheidet er, wie die Menschen und Staaten nach Sprachen und politischen Interessen, so auch seine stillern vegetativen Bewohner in verschiedene Floren, weil er die Winde der Wolkenschichten des niedern und mittlern Dunstkreises durchbricht, in die höhere Ätherregion aufragt, und den verschiedenen Weltgegenden durch seine Steilwände und geneigten Flächen, an denen die Luftschichten mannigfaltig auf- und abspielen, auch andere Wetterseiten zukehrt, ihnen andere

Temperaturen, andere Luft- und Wolkenflotten zusendet, andere Genüsse spendet, und ihnen andere Keime entwickeln hilft, andere Floren erblühen macht, und die Monatszeiten und Jahreszeiten mannigfaltig modifiziert, bis auf weiteste Fernen hin.

Der von Südwesten gegen Nordosten streichende, schneebeladne Alpenstock des Montblanc-Gebirges scheidet in einer Länge von etwa fünf Meilen die piemontesische Provinz Aosta im Süden von der savoyischen Provinz Faucigny im Norden. Seine hohen Schneefelder und Gebirgsjoche senden gegen Süden durch die Dora Baltea alle Wasser dem Stromgebiete des Po-Tales entgegen, das durch die Lombardei dem adriatischen Meere zueilt, gegen Norden aber dem Stromgebiete der Rhône, die den Jura durchbricht, und nach dem südlichen Frankreich eilt. Doch ehe sie dahin geht, sammeln sich ihre Wasser erst noch auf der Grenze der Schweiz und Savoyens, im weiten Becken des Genfer-Sees, zum klaren ruhigen Wasserspiegel, und ziehen in ihrer wildstürmenden Gewalt, etwas gebändigt im tiefen Becken des Sees, dessen Grund fast zum Niveau der Nord- und Ost-See hinabfällt, dann erst, unterhalb Genf, weiter gegen den Westen hin. Die Wasser der Nordseite der Montblanc-Kette folgen daher einer doppelten Senkung, gegen Nordosten zum obern Rhône-Tal, oberhalb des Genfer-Sees, oder nach dem Wallis hin, und zum mittlern Rhône-Tal, unterhalb des Genfer-Sees, wohin der Hauptstrom der Montblanc-Gewässer, nämlich die Arve, aus dem Chamouny-Tale mit ihrem ganzen Geäder ihren Abzug nimmt.

Aus drei verschiedenen tiefen, reich bewohnten, längst bekannten Tälern, kann daher die Wanderung aufwärts

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unternommen werden zu dem minder bekannten Gebirgsstock der Montblanc-Kette. Ist man auf diesen Wegen an den Fuss des am höchsten aufsteigenden Alpengebirgsstocks angelangt, so beginnt nun erst die Gebirgswanderung in eine neue Welt, welches der tausendartig zersplitterte Felsrücken des Hochgebirges mit seinen Gehängen darbietet.

Die grosse Hauptmasse des Montblanc-Stocks hebt sich, wie eine gewaltige Eis- und Schneeinsel, eher einem Stück Grönlands, Spitzbergens oder Nowaja Semljas vergleichbar, ganz isoliert empor und liegt abgeschnitten durch Tieftäler da, ohne Zusammenhang erhabener Gipfelreihen mit den übrigen Hochgebirgsketten, sondern nur in Verbindung mit ihnen durch untergeordneten Höhenzusammenhang der bequem zu erreichenden Pässe oder sogenannten Cols (wie der Col de Balme, de Ferret, de la Seigne) von problematischem Bau, der aus dem alpinen Charakter splittriger Felsbildung ganz heraustritt, und von Matten in Wellenlinien und sanftern Wölbungen überzogen wird, die wenigstens im Sommer grünen und mit der Alpenflora geschmückt sind.

Will man einen Überblick dieser, also scharf umgrenzten Hochgebirgskette des Montblanc erlangen, so muss man die nächsten Hochpässe und Hochgipfel besteigen, die frei und hoch genug liegen, um einen weiten Kreis zum orientieren darzubieten; sie sind nicht sehr mühsam zu erklimmen, und doch belohnen sie mit dem erhabensten Anblick der grössten Naturszenen, welche der Planet auf der Oberfläche seines vielfarbigen Mantels zu entfalten vermag. Vorzüglich und herrlich vor allen ist der Blick, den man über das Ganze der Montblanc-Kette vom erhabenen Buet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewinnt, weil man dort selbst dem Hochgipfel des Montblanc an Höhe zunächst steht, und daher den wahren Umriss und Zusammenhang der Rücken, Gipfel und Zinnen des Hochgebirges am deutlichsten verfolgen und am richtigsten beurteilen kann; doch fehlt diesem Blick der liebliche Vordergrund des reich bebaueten Chamouny-Tals, der vom Mont Brevent sich darbietet, weil eben dessen nackter zackiger dunkelbrauner Felsrücken wie eine schwarze Wand vorliegt, die freilich die dahinter und darüber hellglänzenden Riesengestalten der Eis- und Schneegipfel desto strahlender und höher emporsteigen macht.

Hauptpunkte, die vom Buet, dessen majestätischer Gipfel als eine gewaltige Kuppel von strahlendem weissen Schnee sich in den dunkelblauen Himmel emporwölbt, in einer grossen Linie von Westen gegen Osten auf einmal dem erstaunten Auge erscheinen, sind zunächst im Vordergrund der ersten Linie, auf der Nordseite des Arve-Tals, die Doppelgipfel der Aiguilles de Varens mit ihrer langen Kalk-Felswand gegen Osten hin, und die öde Rückwand des Mont Brevent, der den tiefern Grund des Chamouny-Tals zudeckt, mit seinen rotschimmernden Felstürmen, Felspyramiden und Felsrücken, nebst vielen andern weiter gegen Osten hin folgenden, niedrigern Felsreihen. Weiter entfernt in der zweiten Linie, südwärts des Arve-Tals, aber doch dem Auge in dem klaren Äther so nahe wie mit Händen erreichbar, steigen empor im äussersten Westen, jenseits des Montjoie-Tales, der an Alpenweiden reiche, grüne Berg Hermance voll Sennhütten, die wegen des roten Föhrenholzes, aus dem sie erbaut, im Abendsonnenschein öfter wie Edelsteine weithin leuchten, und hinter ihm der nackte dunkelviolette scharfe Rücken des Mont Joli, der vom Buet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gesehen, wie eine einzige steile Pyramide emporstarrt, aber seiner bedeutenden Höhe ungeachtet, doch hier neben den gebietenden Kolossen nur zu den niedern Scharen des zahlreichen Volks der Berge gehört. Denn dicht an ihm steigt der weisse Miage und die Aiguille de Bionnassay empor zu der steilen, vielfach gefurchten Felswand der Aiguille du Goûter, die mit einem prachtvoll schimmernden reinen Schneegewölbe gekrönt erscheint, dem Dôme du Goûter, über dessen Vorstufen nun plötzlich, als vierte erhabene Staffel, sich das Haupt des Montblanc erhebt. Er ist der höchste Berg in Europa, dem seit kurzem nur der Monte Rosa, als sein Nebenbuhler, den lange behaupteten ersten Platz streitig zu machen sucht. Obgleich absolut kleiner als der Chimborazo, ragt er doch relativ höher über das zunächst anliegende Tal hervor, als der amerikanische Koloss über das seinige, und der europäische gewährt daher noch einen etwas grösseren Anblick als jener. Das Chamouny-Tal liegt 3170 Fuss über dem Meere; der Montblanc steigt aber unmittelbar über diese Basis an seinem Fusse noch 11532 Fuss senkrecht empor. Er bildet eine erhabene, prächtige, Erstaunen erregende Pyramide, von der Nord- wie von der Südseite betrachtet. Die südwestliche und nordöstliche Seite steigen allmählich über mehrere Stufen zum Gipfel in Linien auf, die mit dem Horizonte Winkel von 23 bis 24 Grad bilden; auf dem Gipfel stossen sie ungefähr unter einem Winkel von 130 Grad zusammen, wodurch derselbe einer gedrückten Halbkugel ähnlich, von Nordost aus gesehen aber ganz die Gestalt eines Kamelbuckels erhält, daher er von den nahen Bergbewohnern la Bosse du Dromadaire genannt wird. Gegen den Süden hin senkt sich die geringe Oberfläche seines Gipfels in Drei-

ecksgestalt in sanft abfallender Schnee-Plaine, die von der Spitze zur breiten Basis, nach der Tiefe zu, höchstens fünf- bis sechshundert Fuss lang ist, und deren Basis etwa noch zweihundert Fuss tiefer liegt als die gegen den Norden stehende Spitze. An dieser Basis der erhabenen Plaine, die mit ewigem Schnee bedeckt ist, ragen einzelne zerrissene nackte Felsklippen hervor, die, wenn man auf ihnen steht, den schauderhaftesten Anblick des jähen Absturzes der Südseite zum Tale von Courmayeur gewähren, und auf die Menge der fast senkrecht wie mächtige Stacheln aus der Allée Blanche aufsteigenden Felspyramiden, die aus der furchtbaren Tiefe wie aus einer Todeswüste heraufstarren. Denn die ganze Südseite des Montblanc fällt bei weitem grauenvoller, steiler hinab, und zu noch grösserer Tiefe, zu sechstausend bis neuntausend Fuss, wenn nicht senkrechter, doch für das Auge fast senkrecht erscheinender Felswände und Felssplitter, die auch zu steil sind, als dass oben Eis und Schnee, unten Erde und Pflanzenwuchs, auf ihnen liegen bleiben könnte: nur in ihren furchtbar tiefen und engen Schluchten sammelt sich das Getrümmer der von oben herabstürzenden Felsen, meist gedeckt von Schnee- und Eismassen, und hängt so in jener Menge von kleinen Schneefeldern und Gletschern in die tiefste Tiefe der grünenden Täler hinab, indes auf der Nord- und Westseite die mehr allgemach abfallenden Stufen und Abhänge mit weiten Schneefeldern und mächtigen Gletscherbreiten, fast bis elftausend Fuss hoch, unveränderlich überzogen sind.
Ehe wir zur besondern Aufzählung und Betrachtung dieser ausgefüllten Tiefen kommen, setzen wir fürs erste noch den Blick, vom Buet herab, weiter fort im Osten des weissen Montblanc-Gipfels, um die Namen seiner Trabanten-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

häupter und die Reihe seiner vorgelagerten Obelisken und Pyramiden weiter zu verfolgen, die beim Auf- und Untergange der Sonne, oft, wenn alles im Tale schlummert, im Grau der Dämmerung noch als glühende Lichtkegel und Fackeln, oder schon als an der Morgensonne hell leuchtende, vielfarbig rote Flammen hoch über der Erdentiefe, ihre Opfer gen Himmel strahlen. So zeigen sich von des Buets Höhe die linken Schultern des Montblanc oder seine Adjutanten wie sie die Savoyards nennen, die Montagnes maudites, die verwünschten Felsen, deren schroffe Felsklippen ihm zunächst, nackt und schwarz aus dem blendenden Schnee hervorragen, und dicht daneben der Montblanc du Tacul, ein kleinerer Schneedom; dann das «Mittagshorn von Chamouny» (weil über ihm die Sonne im Meridian für diesen Ort kulminiert). Dann die Aiguille de Blaitière, die Aiguille de Charmoz, dann wie ein ungeheurer gotischer Turm mit fast senkrechten Mauerwänden aufsteigend, die grauschwarze Aiguille du Dru, welche hinter ihr die gleich hohe Aiguille du Couvercle fast verdeckt. Dann aber als eine montblancartig gebildete Gebirgsmasse, die Aiguille verte, die keinesweges durch Vegetation etwa grün ist, wie ihr Name verheisst, sondern gleich den übrigen schneeweiss mit schwarzbraunen grünschimmernden Felsklippen, die hie und da wegen ihrer Steilheit aus der ewigstarrenden Schnee- und Eisdecke hervortauchen. Dann wiederholt sich, jedoch immer durch furchtbare Tiefen, welche Eistäler füllen, unterbrochen, noch zweimal diese Gestalt der montblancartig geformten, breitern Schneepyramiden, in der Aiguille d'Argentière, und der Aiguille du Tour, weil ihnen breitere Schneebasen zur Seite liegen, die vom Norden her gesehen ihren Fuss vergrössern;

dagegen von andern Seiten sie, wie die andern Gebirgssplitter, als wahre Türme, Hörner und Nadeln erscheinen. Hinter dieser vordern Reihe der erhabenen, isolierten Felshäupter streicht auf der Höhe der Montblanc-Kette eine zweite, doch mehr geschlossene Wand, die italische, gegen Osten hin, die sich in grausenhafter Einförmigkeit und Nacktheit gegen das Val d'Entrèves, in vielen vorliegenden Gräten und Felsribben hinabstürzt. Die Firste dieser Felswand ist gleich einer hohen Burgmauer ausgezackt, wie zersägt und zerhackt; die isolierten mehr hervorragenden Zinken sind zunächst hinter den Monts maudits der Mont rouge, die hohe Riesen-Nadel (Aiguille du Géant), welche über der mit Schnee gefüllten Einsattlung des Col du Géant wie über einer gewaltigen Lücke aufsteigt, und diese Localität bis in die fernen Ebenen der nördlichen Schweiz wie der italischen Seite weithin erkennbar macht. Dann folgen der Mont Tacul, und ihm im Süden die weit höhere Aiguille des grandes Jorasses, noch weiter ostwärts die Felstürme hinter dem Schneefelde, in dessen Mitte der Jardin liegt, ein dreieckiges reizendes grünes Inselchen, das auf ein paar Wochen im Jahr seinen Frühling, Sommer und Herbst zusammengedrängt hat, um seine reiche Blumenflor desto schneller und glühender zu entfalten, und die umgaukelnden Schmetterlinge ins Leben zu rufen, indes die übrige Zeit im Jahr hier die Polarwelt ihren Thron aufgeschlagen hat, die ihren strengen eisigen Szepter hier auch wohl in manchen Jahren nicht ganz zur Seite legt. Noch weiter ostwärts folgen die, an sich gewaltigen, aber in so erhabener Gesellschaft doch kleiner erscheinenden Gipfelreihen der Rückwand, die, von der vordern gedeckt, nur wenig gekannt sind, weil wenige durch die Täler des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Walliser Ferret oder des westlichen d'Entrèves-Tal den Col de Ferret übersteigen, von wo aus diese näher zu bestimmen, aufzuzeichnen und zu messen wären. Die Aiguille d'Isère, noch höher über ihr die Pointe d'Orny, als die letzte hohe, gegen Osten zu, und das niedrigere Vorgebirge Montagne de Catogne machen den Beschluss dieses Alpenstocks gegen den Osten hin.

Lage, Gestalt und Zusammensetzung dieser so eben in ihren Hauptgipfeln betrachteten Gruppe des Hochgebirges unterscheidet sie von allen andern in der Reihe der Alpen, als ein ganz einziges Phänomen. Eben so steil, schroff und gewaltig wie im Osten über dem Ferret-Tal, das zum Wallis hinabsinkt, hört diese Kette des Montblanc auch im Westen plötzlich auf, über dem Pass des Bonhomme, und gegen das Tal von Montjoie hin. An keinem ihrer Endpunkte sind ihre Riesengipfel wirklich verbunden mit der übrigen Alpenkette, sondern vielmehr gänzlich von ihr durch Tiefen getrennt, da auch das Gestein selbst der beiden Pässe zur Seite des Col de Ferret und des Col de la Seigne, grösstenteils Schiefergebirg, also von der granitartigen Felsart der Montblanc-Spitzen ganz verschieden ist. Auch stimmt die Richtung der Montblanc-Kette in ihrem von Südwesten gegen Nord-Nordosten sanft gekrümmten Bogen mit der der Alpenkette nicht so ganz überein, da diese letztere vom St. Gotthard bis zum grossen St. Bernhard fast unverändert, mehr südlicher, dieselbe bleibt, so viele Pässe auch den unmittelbaren Zusammenhang der Spitzen trennen, dagegen hier, bei dem bleibenden Zusammenhange der Spitzen ohne Zwischenscheidungen durch tiefere Schluchten und Pässe, die Hauptkette sich doch weit mehr gegen den Norden wendet. Ganz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ausserhalb des Zuges der nördlichen Urgebirgskette der östlichen Schweiz, tritt mit dem Aosta-Tale diese so scharf begrenzte und so mächtig hervorragende Felsreihe des Montblanc nebst dem Brevent gegen den Norden weit vor, in ihren kühnen, schreckenden Gestalten, wie man diese am St. Bernhardsberge und anderen nirgends findet, und in Vergleich mit denen die Wildheit selbst der ungeheuren Eisberge des Mont Vélan über dem Bagnes-Tal kaum rauh zu nennen ist.

Nirgends in dem langen Zuge der Montblanc-Kette sinkt ihr Rücken unter die Grenze des ewigen Schnees herab, bleibt vielmehr grösstenteils mehrere tausend Fuss über derselben; daher gerade hier die gewaltigen Schneefelder, Eismeere und Gletscher, welche immerfort wegen ihrer ungeheuern, von oben herab auf schiefen Flächen wachsenden Last, gleich gewaltigen Raspeln und Sägen sie zerteilend und zerspaltend an ihrer Zerstörung arbeiten, und die untern Schluchten und Täler mit den Trümmern der oben abgerissenen Massen erfüllen, die immer wieder von neuem durch den gewaltigen Druck der nachdrückenden Schnee- und Eis- und losgerissenen Felsen-Lasten überschüttet, und gegen die Tiefe vorgestossen werden.

Durch die Betrachtung der Schnee- und Eismassen gewinnt man eine gute Übersicht über die Gesamterhebung des grossen Montblanc-Zuges: denn nur einzelne zu steile Felshörner heben noch über deren kristallhelle, schimmernde Fläche ihre dunkeln Gipfel hervor. Auf dem europäischen Alpengebirge zieht sich die Linie der ewigen Schneegrenze in einer absoluten Höhe von 7800 bis 8100 Fuss hoch über das Gebirge hin. Die niedriger liegenden Höhen werden doch im Jahr auf ein bis zwei Monat im warmen Sommer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gänzlich vom Schnee entblösst, und können dann in der Sommerzeit zur wiewohl kurzen aber ungemein gewürzhaften Sommerweide benutzt werden. Die tiefer als 5000 Fuss liegenden Höhen dienen den Herden auch schon zur Frühlingsweide mit ihren aromatischen Alpenkräutern, und haben Sennenwirtschaft. Aber alles, was höher anfängt als etwa achttausend Fuss, ist in einförmige, starre Polarlandschaft verwandelt. Schneefelder überziehen dort alle Bergrücken; Gletscher oder Eisfelder dagegen füllen die kalten Felsschluchten der Hochtäler, welche zwischen jenen Schneefeldern und Klippenzügen in die grünen Täler der Mittel-Alpen bis zu den ersten Lärchenwäldern herabhangen. Viele haben mehrere Stunden Länge; sie sind von einer viertel zur halben, und hie und da auch wohl fast ganzen Stunde Breite, von sechshundert bis siebenhundert Fuss Höhe und Mächtigkeit, tausendfach bis in die Tiefe hinab zerspaltet und in grausenvolle Klüfte zerrissen. Ihre Gletscherarme senden sie bis zur Tiefe von dreitausend Fuss absoluter Meereshöhe hinab.

Diese Gletschergruppen bezeichnen also die höchsten Erhebungen der Alpenkette, aber zugleich mit ihren tiefsten Einsenkungen, da sie die Übergänge zu beiden bilden, und sie sind für das Studium des Gebirgssystems von grossem Interesse. So hängen aus der Montblanc-Kette, auf einer Länge von zwölf bis fünfzehn Stunden, an sechzehn solcher grösseren und kleineren Gletscherarme in die Täler gegen den Norden, und an neunzehn bis zwanzig gegen den Süden hinab, nach den vier begrenzenden Haupttälern gegen Norden, Süden, Westen und Osten. An den obersten Enden dieser Gletscherarme, nicht leicht höher als zehntausend Fuss absoluter Höhe auf den höchsten Berghöhen, wo

sie von oben herab keinen weitern Zufluss haben als die kurze Schneeschmelze des Sonnenstrahls bei heitern Sommertagen, die in diesen kalten Höhen selten genug ist, und den kalten Duft der Eisnebel und Reife: da zeigten Messungen ihre Eisdicke doch schon 150 bis 175 Fuss nach der Tiefe. Wie viel mächtiger ist diese aber an den tiefern Abhängen, wo die von allen Seiten, Sommer und Winter herabstürzenden Lawinen, die immer nachrückenden und sich selbst überschüttenden Eismassen, und die geschmolzenen Gebirgswasser jede Nacht, selbst im hohen Sommer sie vermehren, und jeden Tag der drei übrigen Jahreszeiten sie nachwachsen machen. Daher nach der Tiefe zu die Mächtigkeit der Gletscher wächst, zu den ungeheuersten Eisbergen von fünfhundert, sechshundert bis achthundert Fuss, die mit ihren krachenden Trümmern die wundervollsten Naturschauspiele darbieten, und selbst wohl die tiefer liegenden Fluren weiter zudecken und überschütten. Wenn sie auch an ihren Enden hie und da, bis in die friedlichen Täler, durch ihr periodisches Wachstum Verheerung bringen, die der Mensch jedoch meiden kann, wenn er sich mit seiner Wohnung und seinem Eigentum nur von ihnen in respektvoller Entfernung hält: so hat die weise Vorsehung doch gerade in ihren Schnee- und Eisgewölben in die kleinsten Räume die unversiegbarsten Wasserschätze für die entferntesten Stromgebiete und Fruchtländer zusammengedrängt, aus denen sie ewig springende Quellen für jedwede Jahreszeit in harmonischer Fülle, ohne die Landschaften durch Überschwemmungen, wie unter den Tropen, periodisch unter Wasser zu setzen, hervorzulocken weiss, durch Erd- und Sonnenwärme, die gerade im Sommer, wenn die Erde am trockensten und der Feuchtigkeit

am bedürftigsten ist, am üppigsten die Betten des Po und der Rhône schwellt, bis zu den Reisfeldern von Padua und den Olivenpflanzungen der westlichen Provence und Languedocs. Diese Schnee- und Gletschermassen, die innerhalb des ganzen Alpengebirges wohl einen Raum von hundert Quadratmeilen einnehmen mögen, sind die Hauptwerkstätte der Befruchtung des mittlern Europas, Rhein, Po, Rhône und Donau entlang, weil in ihnen das befruchtende Prinzip für die längste Dauer konzentriert, und zu einer gleichmässig geregelten, ununterbrochen fortgehenden Auflösung aufgespeichert ist, auf eine für die Erdbewohner am mehrsten beglückende Weise, wobei selbst die erstarrte Natur die mehrsten Keime der belebten jährlich zum neuen Frühling wieder erwecken muss. –
Von der Höhe der begleitenden Moränenhügel sieht man die seltsamen Gestalten des Gletschers, der in der Ferne aussieht wie ein schmaler weisser Silberstreif, hier in der Nähe zu einem unübersehbaren in Wogen zu Eis erstarrten Strome anwächst, der, tausendfältig zerspalten, aus so vielen geöffneten dunkeln und schwarzblauen, unten in unübersehbarer Tiefe rauschenden und widerhallenden Höhlungen dem Wanderer grausenvoll entgegengähnt. Die obern Eisgewölbe sind dagegen hellblau, silberweiss, und von ihnen erheben sich Klippen, Obelisken, Pyramiden-Quadern, Kegel, Zinken und Türme, alles vom hellblauen silberschimmernden Eise hundert bis zweihundert Fuss hoch in die blaue Luft, und gewähren einen Blick, der von der Erde weg versetzt in den Mond oder sonst in eine andere Welt. Nur der grüne Lärchenwald hinter diesem Eisgeklipp, oder das graue darüber aufsteigende Felsgebirg hält den Gedanken noch auf der Erde zurück. Rollen die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Führer Felsblöcke die Moräne hinab in die Eisgewölbe, so erschallt donnerähnliches Getöse und Gekrach. Wie der Himmel in Luft und Wolken wechselt, so auch das Farbenspiel dieser Eisgestalten, vom dunkelsten Schwarz bis in das seladongrüne schönste Himmelblau und Silberschimmer. Unten rauschen immer fort die Wasseradern und Wasserbäche, die ungesehene Wasserstürze in den Tiefen bilden; auf den Zinnen der aufgerichteten Eistürme und Kegel liegen oft schwarze Felsblöcke, die von den Hochgipfeln losgerissen bis hieher auf ihren Rücken getragen wurden, deren schiefe Eisunterlage aber nun leicht wegschmilzt, so dass oft ein einziger Sonnenstrahl, der die letzte stützende Fläche wegleckt, wie ein Pfeil den Fels mit Donnergepolter in die Tiefe stürzt. Diesem einen Sturz folgt ein Geprassel vieler andern von Eisquadern nach; von den grössern Höhen ertönt aber von Zeit zu Zeit das furchtbare Krachen und Donnern der immer fort stürzenden Lawinen herabwärts, wie ganz nahe Batterien, und erweckt schauerliche Empfindungen, selbst wenn man es weiss, dass sie mehrere Stunden weit her krachen. Leicht bilden sich Nebel und Wolkenduft über diesen Gletscherarmen, die kein lebendes Wesen als nur einzelne Adler und geselligere Falken umschweben, die aber selbst in dieser Tiefe keine Gemse mehr betritt. Hier, wo die grosse pittoreske Zerklüftung des Gletschers sich zeigt wegen der steil abfallenden Bergwand über die er hinabstürzen muss, daher seine Querspalten sich emporrichten und wie turmhohe Igelstacheln den Abhang spicken, ist an kein Hinübergehen zu denken; aber wohl etwas oberhalb dieses zerbrochenen Chaos, wo der Gletscher mehr einen sanften Bergabhang überzieht, und daher selbst eine Art Horizontalfläche

bildet, deren Spalten man wenigstens umgehen kann, wenn man vorsichtig hinüber schreiten will. –
Auch schon diese Gruppe der Gletscher und Schneefelder auf der Oberfläche sondert die Montblanc-Kette, als Inselgebirge, von den übrigen benachbarten durch Tieftäler geschiedenen Gruppen der Hochgebirge ab, mehr noch die Bestandteile des Innern dieses Alpenstocks. Denn die Gesteinsart fast aller Berge auf der Höhe des grossen und des kleinen St. Bernhardsberges und ihrer Umgebungen, unter und über der Schneedecke, also im Osten wie im Westen der Montblanc-Kette, ist vorherrschend glänzendes Glimmerschiefergebirge, mit seinen untergeordneten körnigen Kalk-, Ton-, Schiefer- und andern Lagern, die untereinander mannigfaltig wechseln. So die Gipfel des Mont Vélan bis zum Col de Ferret hin; das ganze Gebirge im Süden des Tales von Entrèves, der Allée Blanche, wo der Crammont Kalkgebirge ist, das seine Schichtenköpfe nordwärts gegen die granitische Südseite des Montblanc so sehr steil abstürzt. Eben so steigt dasselbe schwarzgraue Glimmerschiefergebirge das Tal la Thuille zum kleinen St. Bernhard auf, und es bildet gleichfalls mit seiner zertrümmerten Oberfläche den schlüpfrigen Rücken des Col de la Seigne, auf dem darum noch die fettesten Exemplare einer lappländischen Alpenflora, obwohl auf einer Höhe von 7578 Fuss über dem Meere, so herrlich gedeihen. Aber schon die ersten Felsen an der Nordseite des Cols bestehen nicht mehr daraus, sondern aus mächtigen Granittafeln. Dieselbe schiefrige Gebirgsart bildet die scharfen Gebirgsrücken der Westseite des Montjoie-Tals und eben so die niedern Vorberge am Westende der Montblanc-Kette. Ihr scheint deren nordwestliches, fruchtbares niederes Vorgebirge

anzugehören, und die überdeckte Basis des Mont Brevent, so wie auch der grössere Teil der Gruppe des Buet, dessen scharfe Eselsrücken, Steilschurren und schiefrige Hochgipfel (denn die Granitbasis des Buet reicht nur bis zu zwei Dritteln seiner Höhe), wo sie entblösst sind von der Schneedecke, wie mit einer Gebeinsaat zertrümmerter und verwitterter Tonschieferfragmente überschüttet sind, welche ihre Besteigung bei immer schurrendem Tritt zu der beschwerlichsten Auffahrt machen. Gegen Westen und Nordwesten dieses Buet folgt das Gebirgsjoch der Kalkkette mit seinen steilen einförmigen geschlossenen Mauerwänden, die keineswegs zersplittert sind wie das Schiefergebirge, aber festonartig geschwungene, in Horizontalbänken geschichtete Felsabstürze nach aussen zeigen, nach innen aber sanft geneigte Plateaus mit den weidenreichsten Hochalpen tragen, die der Lieblingsaufenthalt der Gemsen und der Alpenherden sind. An der Südostseite des Buet über Valorcine bis zum Col de Balme herauf, wechseln wiederum die Glimmerschiefergebirge mit Tonschiefern, untergeordneten Kalklagern, quarzigen Gesteinsmassen und grosskörnigen Grauwackenlagern, den sogenannten Puddingsteinen von Valorcine ab, welche letztere durch die Fragmente von primitiven Gebirgsarten, die in sie eingeknetet liegen, und durch ihre senkrechte Schichtung berühmt geworden sind, seitdem de Saussure hier beobachtete, weil er sie für einen Beweis der Hebung der Gebirgsmassen aus einer früherhin horizontalen Lagerung, aus der Tiefe der Erde nach der Höhe ihrer Aussenseite aufstellte, und damit den ersten Anstoss gab zu einer aus den Tiefen hervorgehenden Hebungs-Theorie und Zersprengung der Erdrinde von innen nach aussen, im

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gegensatz der Niederschlagstheorie aus dem Wasser, welches, nach Werners Ansicht, in einer gewissen Ruhe alle Tiefen der Erde mit seinen chaotischen Massen, mantelartig, in Übereinstimmung mit dem abnehmenden Niveau seiner Oberflächen, zugedeckt haben sollte.

Diese schiefrige Gebirgsart, die immer, selbst wenn sie Kalkstein ist, glimmerreich bleibt, findet sich dagegen in der Montblanc-Kette nur in der Tiefe, z. B. des Chamouny-Tals, wo sie die Basis des Alpenstocks, jedoch nur bis etwa zu 4500 bis 5000 Fuss absoluter Höhe überdeckt. Die höher aufragenden Hörner und Pyramiden gehören dagegen keinesweges ihr an, sondern bestehen aus einer ganz andern, mehr hellern, rötlichbraunen, oft im ätherhohen hellen Morgensonnenstrahl buntfarbig schimmernden Masse, die dagegen jener Glimmerschiefer- und Kalkregion fast gänzlich fehlt, nämlich aus Granit, oder einer dem Gneuss genäherten granitartigen Gebirgsart, die von hier an bis zum St. Gotthard fehlt im Gebirgszuge, ausgenommen im Monte-Rosa-Gebirge, das sie, in horizontalen Bänken gelagert, zu konstituieren scheint. Es ist eine kristallreiche Gebirgsart, die man bisher zu den primitiven gerechnet hat, die diesen Alpenstock bis zu seinen höchsten Felsstirnen, daher von allen Umgebungen auszeichnet, und ihn zu einer Granitinsel in einem umkreisenden Meere von Schiefer- und Kalkmassen macht. Auch dieses Gestein hat seine Wechsel- und untergeordneten Lager in den verschiedenen Felshörnern, denen man verschiedene Namen gegeben hat, wie Hornblendschiefer, Syenit, woraus z. B. der höchste nackt hervorragende Fels an der linken Schulter des Montblanc-Gipfels besteht. Was diese kristallreiche Erddecke im allgemeinen als Ein grosses Ganzes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auszeichnet, kann auch das ungeübte Auge des Alpenwanderers leicht wahrnehmen, nämlich eine deutliche Schichtung dieser Granitmassen, und eine sehr steile, öfter fast senkrechte Stellung ihrer Schichten, deren Streichen in der Direction der Montblanc-Kette selbst von Südwesten gegen Nordosten geht, ganz wie sie das Rückgrat der Bergfirste in der hintern Linie zeigt, und in der Richtung der Bosse du Dromadaire selbst, die, obwohl mit Schnee verhüllt, doch offenbar diesem Streichen der verdeckten Schichten ihre Längenausdehnung verdankt.

Nur ein geringes, zuweilen an zwei Seiten einer Pyramide entgegengesetztes Fallen gegen Norden und gegen Süden haben diese Schichten, deren Tafeln dann nach unten zu fächerförmig auseinander gehen, nach oben in einem zentralen Punkte sich büschelförmig vereinigen, wie dies z. B. an den Aiguilles du Midi und du Dru sehr schön zu sehen ist. Aber nach der Höhe der Hörner zu richten sie sich immer mehr und mehr auf, so dass die Spitzen der Pyramiden und Aiguillen aus ganz seigern Schichtentafeln bestehen, die durch ihre rhomboedrischen Kluftabsonderungen jene merkwürdige gegliederte Pyramidenbildung gotischer Türme und vieler hundert Nebentürmchen abgeben, weil die spitzen Winkel der stehenbleibenden Rhomboeder jedesmal nach oben in die Luft starren, wenn auch alle andern um sie her zertrümmernd in die Tiefe stürzen. Nimmt man die Seitenansicht dieser Granitpyramiden, wie z. B. von dem Gipfel des Crammont gegen die steile Südwand des Montblanc, so scheint dieser Koloss, nach de Saussures so wahrem Ausdruck, mit einer unzähligen Menge von Granitpyramiden konzentrisch umsetzt zu sein, wie die Artischocke mit ihren Blättern; so dass man sich hier des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gedankens einer Zentralanziehung aller dieser Blätter als gegliederte Schale gegen einen gemeinsamen Kern, nämlich den Montblanc selbst, kaum erwehren kann; nimmt man aber die Längenansicht in dem Streichen der Schichten, wie z. B. vom Col de Balme oder vom Pavillon de Bellevue, so erhalten alle Felshörner die so charakteristische Form der schmalen Nadeln oder Aiguillen, weil man nicht die breite Seite der ungeheuern Tafeln, aus denen sie bestehen, en face hat, sondern nur ihre geringere Mächtigkeit, die wie eine Schärfe erscheint, bei der ausserordentlichen Erhebung und dem Steilabsturz der Seitenflächen, nach der vordern Taltiefe oder deren schneeigen Rückwand. Die ungeheuerste Ansicht dieser Art, welche zugleich das erhabenste Gemälde in der Alpennatur darbietet, und vielleicht sich nur noch einmal auf der Erde in dem Hochgebirge des Himalaya Indiens in solchem Massstabe wiederholen mag, ist der Blick vom Col de la Seigne und aus der Allée Blanche gegen Osten, wo die kolossalsten Felspyramiden, aus fast senkrechten Granittafeln, dicht über dem Spiegel des lauchgrünen Combal-Sees in grausenerregender Wildheit am Südfusse des 9600 Fuss turmartig emporsteigenden Montblanc, zwischen Gletscherströmen eingeengt, sich erheben, und die letzten Vorstufen des Riesenbaues gegen das grüne Alpental sind, von welchem das stufenartig aufsteigende Felsgerüst gegen den Hochgipfel den sinneverwirrendsten Anblick gewährt, da kein anderer Standpunkt in Hinsicht der rasenden Steilheit und der gewaltigen Höhe bis zur überhängenden Felsenstirn des Montblanc-Gipfels, wenigstens auf europäischem Erdgebiete, mit diesem zu vergleichen ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

CARL RITTER

Der Montblanc: Besteigung des Montanvert und des Eismeers.

Man braucht drei Stunden, um von der Prieuré zu der Hütte des Montanvert zu gelangen; sogleich hinter dem Dorfe geht man über die Brücke der Arve und den Waldberg bergauf, der auch für Maultiere zum Reiten gangbar gemacht ist. Den Aufweg durch den dichten Nadelwald legt man schnell zurück, und ruht von Zeit zu Zeit aus, indem man den Rückblick auf das Dorf Chamouny und den Mont Brevent geniesst. Auf der Höhe biegt man nun um die Ecke, tritt aus dem Walde und erblickt grade vor sich den Riesenturm Aiguille du Dru über einer leichten Wolkenschicht, und unter ihrem Wolkensaume das Eismeer mit seinen starren Wogen sich fürchterlich krümmend zwischen dem tiefen Schlunde enger Felsenmassen, dessen Durchsausen man zu hören glaubt! Auch bei völliger Windstille in den nahen Zweigen der einzelnen Cirbelnussbäume ist hier in der Tiefe und Höhe meist die ganze wilde Schar des Äolus losgelassen, und ihr Stürmen in Wipfeln und Gipfeln mischt sich mit dem starken Gebrause und der Sprache der Gewässer in der Tiefe des breiten, langen, gewaltigen Gletschers, den man wegen seiner Ausdehnung mit Recht Mer de Glace, das Eismeer, genannt hat. Die Ansicht, die man auf der Höhe der grünen Alpe (Montenvert) 5724 Fuss über dem Meere erhaben, gewinnt, ist einzig zu nennen; ihre Grösse setzt in Erstaunen, ihre Nacktheit erschreckt, ihre Stille rührt die Seele, und das Ganze der Umgebungen scheint in eine andere furchtbare Welt zu versetzen. Nach Südwesten steigt der schwarze

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Charmoz, nach Nordosten der rötliche Obelisk Dru, 5832 Fuss über dem Montanvert empor, und zwischen beiden ruht das Eismeer eine halbe Stunde breit und mehrere Stunden lang. Im Südosten teilt sich das Eismeer im Grunde des Schlundes am Fusse des Felsens les Periades.

Der südöstliche Arm heisst der Gletscher Leschaux, der südwestliche ganz grünfärbige, der gegen den Montblanc hin aufsteigt, der Gletscher du Tacul; hinter diesen türmen sich empor die Aiguilles de Leschaux, im Hintergrunde die hinter einander sich erhebenden Zackengipfel der kleinen und grossen Jorasses und mehrere andere, die aber von den nähern Charmoz zugedeckt werden. Längs dem Silberflusse des Eismeers liegen zu beiden Uferseiten gewaltige Moränen aufgetürmt, und selbst sein östlicher Rand ist mit vielen schwarzen Felstrümmern bedeckt, die linienartig sich entlang hinziehen, daher die Ostseite die Veine noire genannt wird, im Gegensatz der schneereinen westlichen, der Veine blanche der Älpler. In einer Viertelstunde steigt man den steilen Felsrand hinab, nicht ohne banges Gefühl; von oben sieht das Eismeer noch wie eine Fläche aus, deren Wogen querüber schräg hinabwärts von einander sich ablösen; aber unten, so wie man die erste Eiswoge betritt, wachsen die andern zu Hügeln und Bergrücken an mit zwischenliegenden Tälern und Einsenkungen, so dass man in diesem überall coupierten Eishügellande sich bald verloren hat und nur wieder orientieren kann, wenn man von Rücken zu Rücken der Eiswogen steigt, neben denen aber immer der Höhe korrespondierende tiefe Spalten in ungemessenen Abgrund hinunterklaffen. Himmelblaue Eisbrücken oder weisse Schneebrücken, bald breit bald schmal, bald sicher bald unsicher, immer zum Fortschreiten

einladend, ziehen magisch hinüber über die Spalten, die bald nur zollbreit, bald fussbreit, bald mehrere Klafter weit auseinander gaffen, und zu denen man, wenn es Not tut, auf natürlichen oder künstlich mit dem Beil gehauenen Stufen hinab- und hinaufsteigt, um weiter zu rücken, wenn auch oft, in langer Zeit, nur um wenige Schritte wahrhaft vorwärts zum vorgesteckten Ziele! Auf allen Seiten ist man zunächst von Eis, und entfernter von Felsennadeln umringt, ein wahrer Blick auf das polarische Spitzbergen oder das neuentdeckte Ostgrönland: denn auch gegen das versteckte Chamounytal schliesst der Mont Brevent die Aussicht. Nur am Fusse der Aiguille du Dru erblickt man ein grünes Weideplätzchen, les Plans de l'Aiguille genannt, wo den ganzen Sommer ein Hirt mit Kühen, Schafen und Ziegen zubringt, wohin kein Weg als über das Eismeer führt.

Will man auf dem Eismeere selbst weiter in das Innere des Gebirgs eindringen, so schlägt man am besten sein Nachtlager auf in der Hütte des Montanvert, und erwartet die Morgendämmerung des folgenden Tages. Spätestens um vier Uhr wird die Hütte verlassen, wenn eben das Meer der Morgennebel sinkt, die Schöpfung sich entschleiert und unwiderstehlich bei solchem Anblick der feiernden Natur in stiller Bewunderung ein Dank sich aus der Seele drängt. Der erhabene Dom des Dru ragt noch grauschwarz in feierlichem Schweigen aus dem Nebel hervor, hinter und über seiner Felsstirn schimmern in tiefem Dunkelblau noch die funkelnden Sterne mit dem strahlenden Glanze der Tropenwelt: dies gute Zeichen deutet den herrlichen Tag an, und auf schrägem Pfade zieht die muntere Karawane rasch über den Rasenhang und die Felstrümmer zum Schlunde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Eismeeres hinab. Nur eine gefährlich steile nackte Felswand ist bis dahin zu durchschreiten, les Ponts genannt, an deren fast senkrechte Felstafeln man sich seitwärts lehnt, indem man vorsichtig den Fuss von Felsstufe zu Felsstufe setzt. In langem malerischen Zuge, der wie ein Schlangenlauf sich den Steilabhang hinabwindet, betritt man nach einer halben Stunde den Eisboden der Schlucht. Einer der Guides muss der Leiter des Zuges sein, dem die andern gehorchen und folgen; dann erspäht ihr geübter Blick leicht zwischen den Eiswellen, in der Diagonale quer über das Eismeer in der Richtung des Couvercle, die gefahrlosesten und nächsten Wege immer tiefer gegen das Innere hin. Indes klärt sich der Himmel wohl ganz auf, alle Riesenspitzen umher steigen neuntausend, zehntausend und noch mehr Fuss hoch in die blauen Lüfte und zeigen sich vom Silberfuss an auf blauem Hintergrunde in einer Majestät, die nur, man fühlt es, ein irdischer Abglanz des Ewigen ist. Hier betritt man die Werkstätte der Natur in ihrer ganzen sichtbaren Grösse in feierlicher Stille an einem der ersten Schöpfungstage der Erde, da noch kein Gras und Kraut hervorgegangen war und noch kein fruchtbarer Baum zur Erhaltung für Tiere und Menschen grünte; denn auch hier herrscht noch Todesschweigen und nur der Kampf der Elemente zeigt sich in voller Gewalt. Überall liegt noch grauer Schatten der entweichenden Nacht in den tausend Winkeln der Schluchten, und nur so eben badet sich die höchste Nadelspitze des Dru zuerst im goldenen erwärmenden Morgenstrahle des aufgehenden Tagesgestirns. Nun zünden sich auch die hohen Felsennadeln eine nach der andern zu flammenden Kerzen an, und eine neue Erscheinung nach der andern setzt in Bewunderung, dass

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zwei Augen zu wenig sind in so kurzen Augenblicken alle Eindrücke zu fassen und der Seele zuzuführen.
Dabei gebietet das Meer der Eiswogen Aufmerksamkeit und Vorsicht. Das Eis der tausende von vorgelagerten Höhen und Hügeln ist so fest und hart und mächtig, dass selbst die schmetternde Gewalt abgefeuerter Kanonenkugeln wenig oder nichts dagegen vermöchte. Die Eisrücken, die öfter eine Länge von zehn Minuten und Viertelstunden, oft nur eine Breite von wenigen bis zu hundert Klaftern haben, steigen in ungemessne Tiefe, von der das Auge immer nur wenige hundert Fuss erspähen kann, wenn es auch noch so tief hinabblickt. Das Eis ist rein und dicht; nur seine Oberfläche, die täglich schmilzt, von Wasseradern durchfurcht wird und jeden Abend wieder gefriert, ist blasig, mit Schutt und Gruss bedeckt, von herabgewehtem Granitsand und Felssplittern oft ganz rauh und scharf wie Raspel und Reibeisen, so dass es in der Morgenfrische die Sohlen der Schuhe leicht wie Glas zerschneidet. Die Stacheln der Alpenstöcke, der Rat der Guides, ihre Erfahrung, ihre Gewandtheit, ihr unermüdeter Beistand immer voran den besten Weg zu zeigen, die kleinsten Erhöhungen, die engsten Spalten, die sichersten Übergänge zu suchen, kommen trefflich zu Hülfe. Wo die Spalten breiter sind, werden sogleich Fussstapfen in den Eisabhang mit den Alpenstöcken gestochen, ein Führer springt leicht voran, reicht die Hand, zwei andere stützen ihre Stöcke zum Geländer über den Spalt, der vierte leitet bis zum Fusstritte hin, und wenn die Abgründe noch weiter klaffen, reichen sie die langen Stöcke von fern statt der Hände. Mit der grössten Schnelligkeit und Sicherheit werden so Hunderte von Eiswogen und Schlünden übersprungen, auf denen viele Tausende von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Granitblöcken festgefroren liegen, in deren blauen und schwarzen Tiefen überall Bäche rauschen, deren Silberschaum öfter aus der Tiefe heraufblitzt, oder deren Wasserfälle man wie reinen flüssigen Bergkristall aus einem seladongrünen Eisgewölbe in eine andere himmelblaue oder schwarze Eishöhle sich stürzen sieht. Zwischen den unzähligen Eistrichtern, die hinabgehen, liegen einzelne seltnere runde, senkrechte, turmtiefe Löcher, Moulins, aus deren Tiefen die unterirdischen Wasserstürze wie fernes Donnergetöse heraufbrausen. Der kühnste und wildeste der begleitenden Führer, ein gewandter Gemsenjäger, hat seine Freude daran, mächtige Felsblöcke in diesen Abgrund zu poltern, der dafür das Getöse der Unterwelt drohend heraufschickt.

So wie man auf diesem beschwerlichen Marsche das reinere Eis der Veine blanche verlässt und die ersten Schutthügel der sogenannten Veine noire übersteigt, fallen auch die ersten Strahlen der höher gestiegenen Sonnenscheibe über die hohen Schattengestalten schon auf die Fläche des Eismeeres hinab, und viele tausend Diamanten blitzen mit einemmale auf seinen Flächen im Regenbogenlichte; Tausende von frischen Eisflächen, die durch den Nachtfrost auch in der Sommernacht sich gebildet haben, spiegeln das Licht zurück, und wirkliche Bergkristalle in Säulen und Pyramiden von den mannigfaltigsten Formen, durch die Zertrümmerung der Felssplitter hoher Granitgipfel aus ihrer Matrix gelöst, liegen auf dem Schneeteppich zerstreut umher und ziehen den überraschten Wanderer mit magischer Gewalt zum Einsammeln an. Man übersieht von hier erst ganz in der Nähe bis zur Spaltung des Gletschers am Fuss der Periades eine lange Reihe isolierter schwarzer

Trümmerkegel, welche, was sich bisher nicht erkennen liess, die eigentliche Scheidung der Veine blanche und der Veine noire bilden, und ihr Dasein offenbar dem Zusammenstoss beider von verschiedenen Gefällen kommender Eismeerflüsse verdanken, deren gegeneinander nach der Mitte zu schurrende und dringende Gewalt immerfort die Eis- und Trümmerblöcke aus der Tiefe nach oben zu Hügelreihen empordrängt, deren Eis dann nach und nach wegschmilzt, deren aufgehäufte Felstrümmer aber auf den unter ihren in Schatten liegenden Eishügeln kegelartig zurückbleiben müssen.

Man sieht hier am östlichen Uferrande des Eismeers, das man nach drei Stunden angestrengten Marsches in einer Diagonale querüber durchschritten hat, noch einmal zurück auf den gemachten Weg; man wird durch den eignen Anblick überrascht, ein so kleines Häufchen von Wanderern ganz einsam, ohne alle weitere lebendige Spur in einem so unermesslichen Talkessel auch völlig eingeschlossen zu sehen, in den von allen Seiten nur Felszacken und Eislasten herabzustürzen drohen, dessen Talboden statt einer Wiese eine Eisfläche hat, und über dem ein dunkelblauer, völlig klarer Himmel ausgebreitet liegt, ringsum von scharfen Felskonturen abgeschnitten.

Auf dem Montanvert stand man schon 5724 Fuss über dem Meere, links zur Seite stieg die Felsennadel des Dru zu 11556 Fuss auf; nur allmählich war man bis jetzt bergauf, bergab, um weniges höher gekommen. Aber nun gilt es, die fast senkrechten Felsabstürze des Couvercle emporzuklimmen, um auf die Höhe des Talèfre-Gletschers zu gelangen, in dessen Mitte das Gärtchen, le Jardin, liegt, oder le Courtil in der Sprache des Patois der Savoyarden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aiguille du Couvercle heisst die ungeheure Felsenmasse, welche den Eckstein des innern Eismeerbassins ausmacht, wo das Eistal sich in zwei ungeheure Amphitheater teilt, wohl die grössten und erhabensten, die es auf dieser Erde geben mag.

Um vom Eismeere aus in das am höchsten gelegene zu gelangen, muss man etwa eineinhalb Stunden aufwärts steigen. Auf dem Eise dies zu tun, würde unmöglich sein, da der Talèfre-Gletscher wegen seiner abschüssigen Unterlage hier überall mit lauter grade und schief aufstehenden Turmspitzen von Eis igelartig besetzt ist. Sie steigen grade hier zu einer ganz gewaltigen Höhe auf. Man muss daher an den Felsabsätzen, so gut es gehen will, aufwärts herumklettern. Die Führer haben schon für Stricke gesorgt, mit deren Hülfe sich die ersten hinaufschwingen, so dass die fünf Guides treppenartig übereinanderstehen und sich gegenseitig die Wanderer zureichen und aufwärtsschieben oder hinaufziehen. Hat man nur die ersten senkrechten nackten Felsenwände überwunden, so geniesst man dann das Vergnügen in dieser wilden Natur weit bequemer über die Felspfade fortzuschreiten, oft auf dem schönsten Rasenteppich mit der schönsten Alpenflora geschmückt, den noch kein sterblicher Fuss der Menschen betrat. Keinem der Wanderer wird dieser Weg sauer: denn jeder Schritt belohnt sich selbst. Nun ist endlich die Höhe des Couvercle überwunden; man hat die absolute Höhe von 8000 Fuss über dem Meere erreicht, man sieht das Ziel seiner Wünsche ganz nahe: denn vor dem Auge liegt nun offen das höchste Eistal des Gebirges – ringsum ohne Ausgang, von himmelhohen nackten Felsennadeln umzingelt, dessen Arena mit Schnee und Eis gefüllt ist, in dessen Mitte

das grüne Dreieck des Courtil liegt, wie eine bezauberte Insel. Man braucht nur noch über das letzte, wiederum horizontale Schneefeld wegzueilen, das mit seiner blendenden Fläche die Eismassen trügerisch überdeckt, und an dieser Stelle eine rosenrote ins zinnoberrote spielende Farbe zeigt. Verlässt man den Rand des festen Felsbodens, um sich wieder auf das gefahrvolle Schneemeer zu begeben, und sieht man noch einmal die Felsenhöhen des Couvercle hinauf, die man so eben überstiegen hat, so zeigen sich wohl hier die ersten lebendigen Wesen, Herden von Schafen; ein kleiner Schwarm von geselligen Vögeln folgt ihnen, und dies sind die einzigen lebenden Wesen, die man in dem ungeheuern Felsentale erblickt.

In einer kleinen halben Stunde ist das Schneefeld durchschritten, das grüne Eiland erreicht, der reizende bunte Teppich, den die schönsten Blumen schmücken. Alles labt und erquickt die Ruhenden, und von oben die strahlende Sonne, die mit ihrer unumwölkten Scheibe anfangs so angenehm wärmt, bald aber so brennend heiss trifft, als wäre man ihr um die Hälfte näher gerückt; denn von allen Seiten werfen die nackten Felstafeln und die glatten Schneeflächen die Sonnenstrahlen zurück, die wie im gemeinsamen Focus den grünen und bunten Schmelz des Courtil hervorzulocken scheinen aus der eisigen Umgebung. Ungemein schnell blühen darum hier die zartesten und schönsten Alpenblumen mit hochprangenden Farben auf, und ungemein rasch entwickelt sich die reiche Flora dieser polarähnlichen Insel. Die Geschwindigkeit der Zeit wird gesteigert durch den Wechsel der Contraste; daher entfliehn ein paar Stunden auf dieser Erdstelle zugebracht wie Minuten! Kaum hat man Zeit die zehn Minuten

lange Insel zu umwandern und alles nur ins Auge zu fassen. Ehe man hier in dieser neuen Welt sehen und die neuen Formen, Farben, Lichter, Entfernungen beurteilen gelernt hat: so muss man die Insel schon wieder verlassen, um nicht noch von dem irreleitenden Dämmerlichte der Abendstunde in diesen Eisregionen überrascht zu werden. – Hätte man hier die Menge der Felsensplitter, die wie ungeheure Türme noch mehrere tausend Fuss überall im grossen Kranze über den nackten Granitwänden emporragten, auch nur obenhin zählen wollen, so würden viele Hunderte nicht hingereicht haben. Am Fusse der Felswände breiten sich die Schneefelder aus, die völlig wie schneeweisses Porzellan im Sonnenglanze glänzen, und zwischen diese hängen viele grauliche Gletscher herab. Vom Lichtglanz wird das Auge geblendet und alle Sinne werden hier wie berauscht.

Der merkwürdigste Blick aus der Arena dieses völlig geschlossenen Felsamphitheaters eröffnet sich gegen Südwesten, wo der einzige Durchbruch durch die Felsmauer, zwischen zwei erhabenen Torwächtern der hohen Pforte hindurch wie auf einer fernen Szene das wunderbarste Schauspiel zeigt.

Durch die einzige Lücke der Ringmauer ergiesst sich der gefrorne Eissee, in dessen Mitte man steht, in das grosse Eismeer zum tiefern Tale, und jenseit desselben steigt wiederum ein ungeheures Eis- und Schneefeld auf, das man bis in die hohe Ätherregion zum Gipfel des Montblanc verfolgen kann. – Hier zeigt sich dieser König der Berge in seiner vollen Majestät; prachtvoll umhüllt ihn das schimmernde Hermelingewand, und berührt mit dem Saume die kristallenen Stufen des Thrones, dessen Stütze

und Lehne aus unverwüstlichem Granit gehauen der Ewigkeit trotzend dastehn. Die Scheitel aber und die Sternenkrone des hohen Beherrschers erreicht von hier der Blick des sterblichen Auges nicht.

Aber der unendliche Saal unter dem dunkeln schwarzblauen Gewölbe des Himmels, so weit ihn der Blick nur erreicht, ist erfüllt mit den Dienern seiner Macht. Zur Rechten und zur Linken umstehen den Thron bald höher, bald niederer die stolzen Vasallen in Granit gepanzert von Kopf bis zum Fuss, und huldigen voll Ehrfurcht und schweigend ihrem Gebieter, der nur seine Stirn zu schütteln braucht, um die Gewalt der furchtbar geharnischten Schar Verderben bringend gegen die Tiefe zu senden.

Wirklich, man muss in diesen seltsamen Felskolossen versteinte Giganten erblicken; es sind die mächtigsten Söhne der Erde; warum wären sonst diese Riesenkörper so aufgetürmt, in dieser schweigenden Einsamkeit und Stille, die kein Lebender betritt, die auch hier nur selten einmal das Gedonner der Lawinenstürze unterbricht, oder das gellende Pfeifen eines Murmeltiers, oder das Zirpen eines verirrten Printaniers: denn selbst die Gemse ist in diesen schneebedeckten oder nackten steilen Felshöhen nur ein seltner Gast und der Steinbock ist ganz aus diesen Regionen verschwunden. Durch die einzelnen seltnern Erinnerungen an ein anderes lebendiges Wesen ausser dem Menschen wird ein jeder selbst erst durch diese Unterbrechung erinnert an die tiefe Stille dieser erhabenen Natur, in der kein Tritt widerhallt, in der ein jeder darum völlig schweigt, oder nur wie durch einen Zauber gebunden, ganz leise spricht, um die heilige Stille nicht zu entweihen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch die reine berauschende Luft dieser Höhen, der schwarzblaue Himmel mit der hellsten Sonnenpracht, die trunken machenden Lichtspiegel von allen Seiten, der wechselnde Farbenschimmer aller umgebenden Dinge, das Spiel der sanftwehenden Lüfte und kleinen Wolkenkugeln, die sich am Rande des Felsenkranzes umherrollen, alles dies darf nicht zu lange fesseln. Nach der Mittagsstunde muss der Rückweg begonnen werden.

Mit Schnelligkeit und Vorsicht zugleich muss nun das weichgewordene Schneefeld überlaufen werden, um nicht in die darunter verborgenen Eisspalten zu sinken. Mit dem Wechsel der Erscheinungen nun schon bekannter, bewundert man nur im Vorübergehn die chaotische Wildnis dieser Eismassen, und sucht vorsichtig bei jedem Tritt das Fortstossen lockerer Steinmassen zu vermeiden, um die Voraneilenden nicht in Gefahr zu bringen. Sturm und Ungewitter hier zu erleben möchte verderblich sein.

Der Rückweg führt weiter südlich als der Weg am Morgen über das Eismeer; auf den Eiswellen blitzt am Nachmittag das Sonnenlicht hier dem Wanderer wie Funken sprühend entgegen. Neu herabgestürzte Felstrümmer vom hohen Charmoz haben aus ihrem Schosse eine Saat von schimmernden Bergkristallen ausgeworfen.

Der Zug der Wanderer setzt nun schon mit der Natur des Weges vertrauter mit ungemeiner Schnelligkeit im Lauf und Sprung über die Blöcke, Spalten und Eiswellen hinweg, und dehnt sich bald weiter auseinander, wo das Eis flach ist, oder zieht sich in eine Linie zusammen, wo schwierige Übergänge sich zeigen. Nicht leicht ist es, zwischen den tausend Wellenlinien weiter gegen den Ausgang des Meeres die Spur des Morgenweges wieder zu entdecken,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

obgleich man dreifach übereinander gehäufte Felssteine als Wegzeiger an die schwierigsten Punkte zu errichten pflegt, um sie beim Rückwege desto leichter wieder zu erkennen. Noch ist keine halbe Stunde mehr bis zum Rande des Eismeers zu gehen; aber schon seit einer halben Stunde haben prachtvolle Wolken-Cumulus blendend weiss im blauen Äther um die Felsenstirnen gespielt, jetzt haben sie sich plötzlich herabgesenkt in die tiefe Talschlucht und schiffen wie eine grosse segelnde Flotte über dem Eismeere hin; die Tiefe deckt schon feuchter Nebel, und die Aussicht ist von allen Seiten getrübt. Die Führer selbst sind im Zickzack der Spalten und Eiswellen irre geworden in der Richtung des Weges, sie zerstreuen sich, springen mit ihren Alpenstöcken eiligst nach allen Seiten über die Eishügel hin, spähen der Richtung der Hauptspalten nach; sie sind dem Häufchen der Wanderer, das sich in banger Erwartung ruhig verhält, schon fast aus den Augen, sie rufen in ihrem Patois, geben sich Zeichen, kehren zurück, und führen mit Sicherheit aus der umnebelten Eiswelt zur Moräne hin. Den festen Felsen betritt man freudig wie der Schiffer den Strand, wenn auch noch schwierig der Aufweg ist. Das Gerippe einer vom Felsen herabgestürzten Gemse liegt zwischen den Blöcken der Moräne. Jenseit ihrer Trümmer zeigen sich wieder die ersten Grashalme und Blätter. Nun kommt man zu dem Felspfade les Ponts zurück, und erreicht bald die Hütte des Montanvert, von der man selbst noch in der Abenddämmerung auf gebahntem Wege nach Chamouny zurückkehren kann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

LEOPOLD VON BUCH

Die Auvergne.

Die Kegel gehen vom Puy de Dôme weg zu beiden Seiten in einer gleichlaufenden, doppelten Reihe aus, wie in Peru die Vulkane der Anden. Aber das Tal zwischen den Puys ist dem von Quito nicht ähnlich. Es scheint eine Verwünschung auf dieser Gegend zu ruhen. Schlackenfelder und unabsehliche Flächen von finsterem Heidekraut sind die einzigen, traurigen Gegenstände umher. Die hin und wieder zerstreuten Schafherden finden hier nur kümmerlich ihre Nahrung, und von allen Seiten stehen die Kegel in drohenden Formen und erschrecken noch jetzt durch den Anblick ihrer Verwüstungen. Dem Pariou gegenüber hebt sich der hohe Puy de Come, von dessen Fuss weg ein mächtiger Lavastrom sich nach Pont Gibaud herabstürzt. Ihm folgen eine Menge unbenannter Kegel bis unter Riom hinab, unter denen sich der grosse Puy de Louchadière besonders auszeichnet. Gegenüber stehen in gleicher Reihe der Pariou, der Sarcoui, der Puy des Gouttes, der Puy de Chopine, de Chaumont, de la Nugère, alle in einer gleichen Richtung gegen Nordosten. Wir waren auf dem Puy de Chopine, auf welchem man im Mittelpunkte dieser Kegel sie alle mit einem Blick übersieht. Der Berg war uns wegen seiner steilen, fast senkrechten, ungeheuren Felswände merkwürdig; ein Phänomen, das für ihn einzig ist und ihn deswegen bei seiner beträchtlichen Höhe um so mehr auszeichnet. Auch waren wir nicht wenig verwundert, als wir Granit an dieser südwestlichen Seite entdeckten, noch mehr, als wir den Granit bis zum Gipfel des Kegels anhalten und nur in der Mitte durch ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mächtiges Lager von klein- und langkörniger Hornblende und rötlichweissem Feldspat unterbrochen sahen. Der Berg ist gegen achthundert Fuss über der Fläche, doch an absoluter Höhe etwas niedriger als der Pariou. Sein Gipfel ist nur etwa zwanzig Fuss breit, aber gegen zweihundert Fuss lang. Ungeachtet dieser geringen Ausdehnung ist doch gegen Norden auf dieser Höhe Domit anstehend. Beide Gebirgsarten scheiden sich auf einem isoliert stehenden Berge und genau auf der grössten Höhe desselben. So sah man noch nie zwei Gebirgsarten einander sich folgen. Wir suchen die Scheidungslinie, die durchaus keine Veränderung der äusseren Gestalt bezeichnet, und wir finden statt ihrer eine Menge Granitstücke, von denen wir zweifelhaft sind, ob wir sie wirklich noch für Granit erkennen dürfen. Der Quarz ist fast gänzlich verschwunden; er ist so sehr durch eine unendliche Menge kleiner Risse zerteilt, dass er zu einem feinkörnigen Gestein wird und dadurch auch seine äusseren Kennzeichen versteckt; der Feldspat hat noch seinen Perlmutterglanz erhalten, und der Glimmer ist ganz unverändert. Aber das ganze Gemenge ist fast immer mit einer solchen Menge Eisenglimmerblättchen durchdrungen, dass sie sich sogar zwischen die Blätter des Feldspats eingedrängt haben. Diesen Gesteinen folgt bald darauf der Domit und setzt ununterbrochen fort bis an den Fuss des Berges, so dass dieser Berg gänzlich zwischen Granit und Domit geteilt ist. Sein Abhang nach Norden ist zwar steil, aber nicht felsig wie dort, wo der Granit hervorkommt. Eine so überraschende Erscheinung drängt uns unwillkürlich die Frage ab: kann wohl der Domit durch eine Veränderung des Granits entstehen? Nicht durch Schmelzung, aber warum nicht durch Einwirkung gasförmiger Säuren?

oder vielleicht nur von Dämpfen? Der Quarz und der Feldspat würden die Hauptmasse des neuen Gesteins bilden; aber wegen ihrer ausserordentlichen Zerklüftung und wegen der dadurch bewirkten Feinkörnigkeit würden sie durch äussere Kennzeichen nicht mehr zu bestimmen sein. Diese Zersplitterung löst den Zusammenhang des Granits auf, und die Teile des neuen Gesteins sind dann nur schwach unter einander verbunden. Ein Teil des Feldspats erhält seine Form, verliert aber seinen Perlmutterglanz und den blätterigen Bruch. Glimmer und Hornblende widerstehen der Einwirkung gänzlich. Wie auffallend ist es nicht, dass der Domit die Bestandteile des Granits enthält, der diesen Bergen zur Grundlage dient! Wie viel auffallender ist es nicht, dass wir im Domit des Puy de Chopine statt Glimmerblättchen fast nur Hornblendekristalle sehen, und dass eben auch hier sich an dem nämlichen Berge ein so mächtiges Lager von Hornblende im Granit findet! Noch mehr, wir fanden Domit-Stücke auf diesem Berge, mit Titanitsäulen, die im Granit so häufig sind. Und wie könnten zwei Gebirgsarten auf solchem Berge mit einander wechseln, wenn nicht eine aus der andern entstände? Auch ist es dann begreiflich, warum die Granitseite so felsig und steil, der Domitabhang flacher und felsloser ist. Der widerstehende Granit hebt sich nur, wo unmittelbar darunter die treibende Kraft wirkt, und reisst in grossen Felsmassen los. Der weiche Domit hingegen zieht das nachbarliche Gestein mit in die Höhe und bildet eine Kuppel über dem Boden.

Wir wussten uns am Fusse des Puy de Chopine nicht sehr vom Ursprunge des grossen Lavastroms von Volvic entfernt. Auch entdeckten wir ihn bald von einem kleinen

Puy in der Mitte des vulkanischen Tals; denn ungeachtet er nach einer Richtung hinabgeht, die uns von hier durch vorliegende Kegel verdeckt war, so breitet er sich doch so sehr bei seinem Ursprunge aus, dass wir ihn schon von sehr weit hinter den Kegeln wie eine scharf begrenzte schwarze Decke hervortreten sahen. Wir eilten ihm zu, an dem Puy de Chaumont, einem hohen Schlackenberge, vorbei und stiegen dann an dem Puy de la Nugère, dem Vulkan von Volvic, hinauf. Ein Berg nur wenige hundert Fuss hoch. Unten an seinem Fusse gneisähnlicher Granit anstehend und Hornblendelager darin; bald darauf aber betreten wir aschgrauen Domit mit vielem glasigen Feldspat und sehr schönen länglichen Hornblendekristallen. Das Gestein ist schwerer als am Sarcoui, auch erkennen wir im Sonnenlichte leicht eine Menge Eisenkörner darin. Nur wenig Schritt weiter hinauf wird die Grundmasse leberbraun, dann nelkenbraun und sehr dunkel, und im Verhältnis zu dieser Farbenänderung verlieren sich darin die eingemengten Kristalle. Die des Feldspats werden öfter so klein, dass sie sich in der Masse verlieren und sich von ihr nicht mehr unterscheiden, und der Feldspat ist gelblich gefärbt. Noch höher, fast auf dem Gipfel des Berges, ist die Masse schwärzlichgrau und durch eine unendliche Menge kleiner Poren zerteilt; Feldspat und Hornblende sind nur sparsam darin. Es sind nicht zufällig auf dem Abhange herunterliegende Stücke, es ist anstehendes, das Innere konstituierendes Gestein. Auf der Höhe endlich sehen wir nur unzusammenhängende Stücke, eine schwarze schwammige Masse, in welcher wir die noch darin vorkommenden glasigen Feldspate nur mit Mühe erkennen und Hornblendepunkte nur in der Sonne. Über solche Stücke wahrer Schlacken steigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wir in den Krater hinunter und sehen dort grosse Schlakkenblöcke angehäuft und in der Tiefe fast anstehend. Nun ist aller Unterschied mit den anderen Vulkanen dieser Reihe verschwunden. Nur die äussere Rinde besteht aus Domitschichten, der innere Kern ist ein Schlackenberg, und ein allmählicher Übergang verbindet sie beide. So wird aus dem Domit, so entsteht aus dem Granit eine vulkanische Schlacke. Der Krater ist ungeheuer gross, aber er ist nicht vollkommen; gegen Norden fehlt eine Seite, dort ist er offen. Weiter hinaus stellt sich eine mächtige Schlackenhalde vor die Öffnung, und nur erst von ihrem Fuss weg verbreitet sich die Lava. Ein ähnlicher Strom entsteht am Fusse eines noch weiter entlegenen Kegels von Schlacken; sie verbinden sich beide in seiner Nähe und bedecken die ganze Ebene umher. Wir umfassen kaum seine Breite von der Höhe des Puy de la Nugère herab. Es ist ein Blick auf das Höllental (Valle dell'Inferno) am Vesuv, in welches sich seit Jahrtausenden Laven über Laven ergossen. Eine Granithöhe zerteilt den Strom in zwei Arme, sie vereinigen sich wieder am Fusse des Hügels, dann erreichen sie das Tal, das sich wie eine Kluft am Gebirge bis in die Ebene von Riom herabzieht. Die Lava stürzt sich hinein, der Strom wird nun ganz schmal zwischen den eng zusammenstehenden Felsen, aber nur bis zum Ausgange des Tals. Dort verbreitet er sich dann um so mehr weit über die Ebene weg und endigt sich nur erst weniger als eine Viertelmeile vor Riom. Ihm sind fast noch mehr als dem Strom des Pariou die Kennzeichen des Fortfliessens eingedrückt; denn in jedem Teile seiner Erstreckung ist die Bestimmung seiner Richtung und Ausdehnung durch den Abfall des Bodens offenbar. Er ist breit in der Ebene, schmal und hoch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

angehäuft, wo er eingeengt war, noch schmäler, aber weniger hoch, wenn der schnelle Abfall des Grundes ihn zum Abfliessen zwang.

Die Lava gleicht in ihren Kennzeichen noch immer den Schlacken auf dem Rande oder im Inneren des Kraters. Noch sehen wir in der dichten schwärzlichgrauen Hauptmasse Reste von glasigem Feldspat und sehr kleine Hornblendekristalle, immer noch die Gemengteile des Domits am Abhange des Berges, nur stets weniger erkennbar und in einer schwärzeren Hauptmasse. In den oberen Teilen ist aber die Lava wie alle Ströme porös, und dann sind durchaus keine eingewickelten Kristalle jener Fossilien darin, dafür eine so grosse Menge Blättchen von Eisenglimmer, dass sie die innere Oberfläche der Höhlungen in deutlichen Drusen erfüllen, und dass durch sie die ganze Masse der Lava im Sonnenlicht metallisch glänzt. Und die Lava ist um so schwärzer, je mehr sie Eisenglimmer enthält, heller, wenn dieser fehlt, so dass solche Stücke fast unwidersprechlich erweisen: die schwarze Farbe dieser Lava sei überhaupt nur Folge des Eisens, das ihr eingemengt ist.

Und so führen uns die Phänomene dieses Berges zu dem unerwarteten Resultat: die Lava von Volvic sei Domit in Fluss. Denn der Übergang von graulichweissem Domit bis zur schwarzen Lava im Strom ist ununterbrochen, und so sehr, dass wir die letzten Glieder der Reihe nie für geflossen ansehen würden, fänden sie sich nicht in der Mitte des Stroms. Der Eisenglimmer durchdringt den Domit wie den Granit des Puy de Chopine, seine Anhäufung vertreibt Feldspat und Hornblende, und endlich ist die durch ihn gefärbte Masse in Fluss. Domit ist aber aus dem Granit entstanden, daher ist der Granit die erste Masse, aus welcher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich die Lava von Volvic gebildet hat. Der Granit ist durch eine Reihe verschiedenartiger Operationen zu Lava verändert! Und der Sitz dieser Vulkane ist daher im Granit selbst.

LEOPOLD VON BUCH

Der Montdor.

Eine solche alpinische Aussicht, wie von hier auf die Spitzen und die Felsen des Montdor, gibt es vielleicht in ganz Frankreich bis in die Pyrenäen nicht wieder. Wir sehen sie schon mehrere Tage vor uns, und noch haben wir uns nicht an den Anblick gewöhnt. Auch war er so wenig zu vermuten. Immer hatten wir den Montdor nur als ein Gebirge gesehen, das von allen Seiten flach in die Höhe steigt, und auf welchem der Gipfel nur eine flach abgerundete Kuppel zu sein schien. So von Thiers weg und so vom Gipfel des Puy de Dôme. Es ist, als sähe man die Harzer Gebirge in der Entfernung, oder die Euganäen. Und von Orcival hatten wir uns so sanft über mannigfaltige Basalte erhoben, dass uns die Einöde, die Wildnis der Berge eher an ihre Höhe erinnerte als die Beschwerlichkeit der Ersteigung. Wir glaubten einen grossen Wald vor uns fast zu berühren, als wir plötzlich tief unten zwischen uns und dem Walde das Tal Montdor wie eine Spalte zwischen den Bergen erblickten und die grünen Wiesen darin und die Orte Montdor und Quereilh. Wir schwebten auf der Höhe eines tausend Fuss hohen, senkrechten Felsenabsturzes. Der Weg zwischen den Felsspalten zu den Bädern Montdor herunter ist mühsam und nur Fussgängern möglich.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch noch von unten scheint das Tal die Berge gewaltsam zu trennen; und in der Tat, nur Chamounys Umgebungen mögen sich an Erhabenheit dem prächtigen Cirkus vergleichen, den es im Hintergrunde umschliesst. Nicht bloss der hohe Gipfel des Montdor, eine Menge anderer Berge, die sich um ihn her ordnen, stehen mit nackten und senkrechten Felsen um die letzte Fläche des Tales. Rauhe und zackige Grate steigen dunkel aus den Schneemassen auf, und in tiefen Einschnitten zwischen den Felsen rauschen unsichtbar die Wässer herab. Hier gegen den Gipfel heraufzusteigen scheint völlig unmöglich; das ruft uns auch laut der schöne Bogen, mit welchem die Dore von den Schneefeldern des Montdorgipfels über die Felswand herabstürzt. Hier und dort sehen wir den Eingang zur kleineren Kesselumgebung, aber der Ausgang gegen die Bäder Montdor verschwindet fast ganz. Und auch das Stürzen und Treiben der Wässer im Grunde, vom ganzen Umkreise her, führt so sehr in die höchsten Alpen zurück, dass wir nur allein noch die Gletscher vermissen, um die grosse Alpenszene vollständig zu machen.

Der Eindruck erhält sich auf der Höhe nicht ganz. Wie von Orcival her, so sind auch noch diese Berge von ihrer dem Tal weggekehrten Seite leicht zu ersteigen. Oben sind sie nur durch flache und felslose Täler von einander geschieden, und wenn wir nicht dort an den Rand des Cirkus hinträten, würden wir sein Dasein nie ahnen. Es ist eine sanftgeneigte Fläche bis in die Ebene hinab und der Gipfel des Montdor ein freistehender Kegel darüber, fast wie die Riesenkoppe in Schlesien.

Aber das Tal Montdor verliert auch in der Ansicht von diesem Gipfel seine Sonderbarkeit nicht. Wie ein enger und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tiefer Kanal zieht es sich zwischen den Bergen hin, und der Blick in den Cirkus scheint in einen bodenlosen Abgrund zu fallen. Auch jenseits ist noch eine ähnliche Tiefe, aber sie endigt sich in ein solches Tal nicht. Der Ort l'Eglise neuve liegt um vieles offener und freier als die Bäder Montdor.

Sie sehen, dass diese Berge den Puys bei Clermont durchaus nicht mehr ähnlich sind. Ganz andere Formen und andere Verbindungen. Hier ist alles zu einem Ganzen geordnet; von allen Seiten scheinen die niederen Berge dem Gipfel des Montdor zu huldigen und ihn als ihr Haupt zu betrachten.

Wir haben mancherlei von der inneren Struktur dieser Berge gesehen; aber je mehr wir beobachten, um so weniger dürfen wir es wagen, etwas über die Natur dieses Gebirges zu bestimmen. Nicht weit von den Bädern vereinigen sich die Dore und die Dogne, um als Dordogne gegen die Garonne zu fliessen. Die Dogne stürzt von seitwärts über die nördliche Felseneinfassung; ein herrlicher Wasserfall von zweihundert und fünfzig Fuss Höhe. Und dann schäumt sie noch über Felsblöcke siebenhundert Fuss herab bis in den Grund des Tales. An diesem Wasser hinauf ist es leicht, die Gesteine dieser Felsen zu erkennen und sogar ihre Folge über einander zu bestimmen. Es sind Porphyre. In einzelnen Stücken, von der Lagerstätte entfernt, wäre darüber kein Zweifel. Eine Hauptmasse, die eine Menge sehr schöner Kristalle umgibt. Aber wir hatten seit zu kurzer Zeit die Puys bei Clermont verlassen, um hier nicht fast völlig das Gestein des Puy de Dôme und Puy de Chopine wieder zu erkennen. Eine matte, im Sonnenlicht höchst feinkörnige Hauptmasse, halbhart, in den unteren Schichten schwärzlichgrau. Darin eine überaus grosse Menge von

Feldspatkristallen; alle durchaus glänzend, aber immer von Glasglanz und fast stets durch feine Quersprünge nach der Länge zerteilt; dann noch einige Glimmerblättchen und viele sehr kleine dunkelgrüne Kristalle, deren Natur hier in der festen Masse schwer zu bestimmen ist. Höher hinauf, bei dem Wasserfalle selbst, wird die Hauptmasse aschgrau, und die Feldspatkristalle sind von mittlerer Grösse. Jene wird nach und nach von dem Wasser erweicht und fortgeführt; nur die Feldspate bleiben in der nur lockern Masse zurück. Deswegen sammelt man leicht eine Menge dieser Kristalle hinter dem weit vorspringenden Bogen des laut donnernden Falles, von eben der Zwillingsform, wie die Kristalle im Granit bei Elbogen. Etwas tiefer sehen wir eine sonderbare Schicht darunter. Es scheint ein Conglomerat. Dieselbe Hauptmasse, aber von geringerem Zusammenhalt. Darin viele kugelrunde Stücke von einer graulichschwarzen, sehr blasigen Masse, welche viele glasige Feldspate, sehr kleine Hornblendekristalle und eine sehr grosse Menge kleiner Eisenglimmerblättchen umgibt. Es sind Kugeln von Nussgrösse bis zum halben Fuss Durchmesser. Noch höher hinauf wird die Hauptmasse dieses Gesteins völlig graulichweiss, und die Feldspatkristalle haben darin ihren blättrigen Bruch gänzlich verloren; er ist kleinmuschlig geworden. Eine grosse Menge kleiner dunkel lauchgrüner Kristalle stehen aus der Masse hervor, und mit der Lupe erkennen wir bald sechsseitige Säulen mit zwei breiteren Seitenflächen und einer schief aufgesetzten Zuschärfung: die Kristallisation des Augits. Glimmer und Eisenglimmerblättchen sind nur sparsam darin.
Alle diese Gesteine folgen in Schichten über einander, die von den Bergen des Cirkus her sich sanft gegen die Ebene

neigen. Mit ihnen haben wir die tausend Fuss vom Tale herauf erstiegen. Wir gehen noch eine halbe Stunde weiter gegen ein Vorgebirge, das den Cirkus von dieser Seite umgibt, le Rocher des Cousins. Die Oberfläche ist mit einem Gestein bedeckt, das sich weit unter den Wiesen auf dieser Höhe ausbreitet und auch noch die ganze obere Kuppe des Felsens bildet; ein Gestein, wie man es unten im Tale durchaus nie findet. Basalt ist es nicht; dazu ist es zu spröde, im Innern zu matt. Es gleicht den Laven bei Clermont. Seine Farbe ist dunkel schwärzlichgrau, und das Innere durchaus sehr porös. Aber glasige Feldspate sind noch immer darin; dann kleine schwärzlichgrüne Augitkristalle und wenig Punkte von Olivin. Dies Gestein setzt auf der Oberfläche fort bis zur Höhe des Berges von Cacadogne. Dort erscheinen nun häufig in den Poren Kristalle von Eisenglimmer, und oben auf dem Berge selbst ist auch der Eisenglimmer in dem Innern der Masse gar nicht zu verkennen. Deswegen schimmert das Gestein im Sonnenlichte mit metallischem Glanz; dann sind auch der glasigen Feldspate weniger darin, und sie sind nur sehr klein. Das Ganze ist der Lava von Volvic fast völlig gleich. Und wie dort, so vermindern sich auch hier die Feldspatkristalle, je mehr der Gehalt an Eisenglimmer zunimmt. Überhaupt ist es Grundsatz bei allen Gesteinen des Montdor, dass mit der zunehmenden Schwärze die Gemengteile, und vorzüglich die Feldspate, abnehmen. Die Schwärze der Masse ist aber wahrscheinlich eine Wirkung des Eisengehalts; denn fast immer erkennen wir die Eisenkörner durch das blosse, unbewaffnete Auge.

Beide Felsen, le Rocher des Cousins und Cacadogne, stehen einander gegenüber, wenngleich auf derselben Seite des

grossen Cirkus. Sie umschliessen einen kleinen, aber um so tiefer scheinenden Abgrund, aus welchem sie sich fast völlig senkrecht hervorheben. Nur oben ist der Abhang etwas weniger geneigt und dann mit einer grossen Menge blasiger Stücke bedeckt, in denen wir der grossen Blasen wegen weder Hauptmasse, noch Gemengteile erkennen. Und gegenüber, auf der äusseren Seite, hängen beide Kolosse durch eine wenig geneigte Ebene zusammen, die sie fast ohne Felsenabstürze bis in das grosse Tal von Prentigarde herabführt. Von dieser Seite würde man ihre Höhe nie ahnen, die doch sogar auch in den Alpen von Bedeutung sein würde; le Rocher des Cousins fünftausend zweihundert und sechzehn Fuss, Cacadogne fünftausend dreihundert und zwanzig Fuss über dem Meer.

Der Gipfel des Montdor ist diesen Bergen ganz nahe. Von Cacadogne scheidet ihn nur ein kleines, wenig tiefes und flaches Tal. Aber es verändert die Natur des Gesteins. Nun finden wir am Kegel hinauf diese schwarzen Massen nicht mehr; wo ihn nicht Schnee bedeckte (und er lag noch tief herunter an diesen Bergen), da sahen wir auf das neue jenen Porphyr und am deutlichsten auf der obersten Zinne an kleinen Felsen, die gegen Südosten über mehr denn tausend Fuss tiefen Abgründen hängen. Wir sind auf diese Felsen der Höhe besonders aufmerksam gewesen, weil man oft glaubt, Beobachtungen auf solchen Höhen müssten über die Natur des Ganzen entscheiden. Die Hauptmasse des Gesteins ist aschgrau, feinkörnig in der Sonne, sehr spröde; der in Menge eingewickelte Feldspat immer in Zwillingskristallen, immer von Glasglanz und immer voller Risse und Klüfte nach der Länge der Kristalle. Aber an vielen ist doch noch der blättrige Bruch deutlich zu erkennen. Wenig

schwarze Glimmerblättchen und viele schwärzlichgrüne, sechsseitige Säulen von muschligem, nicht blättrigen Bruch liegen dazwischen; sie sind zuverlässig nicht Hornblende, aber wahrscheinlich Augit; ihre Kleinheit verbietet die Aufsuchung durchaus entscheidender Kennzeichen. Von dem Felsen hat sich eine grosse Masse gegen den Abgrund gestürzt; aber ein hervorstehender Grat des steilen Abhanges hat sie einige hundert Fuss unter dem Gipfel erhalten. An ihr sehen wir deutlich die schöne Säulenzerspaltung des Ganzen. Parallele fünfseitige Säulen nebeneinander, wie am schönsten Basaltberge. Und so ist der Kegel des Montdor ein Berg, sechshundert Fuss über der letzten Höhe des Gebirges umher, zweitausend siebenhundert und vierundachtzig Fuss über dem tiefen Tal Montdor, fünftausend achthundert und zwölf Fuss über dem Meer. Es ist uns doch unbegreiflich, wie ein Porphyrgebirge, und ein Porphyrgebirge von dieser Natur, zu einer solchen Höhe aufsteigen könne. In den Euganäen wechseln auch basaltische Porphyre mit Basalten selbst, aber in Kegeln neben einander oder in vierhundert oder fünfhundert Fuss Höhe. Aber hier zieht sich von der Höhe der Porphyrkuppe des Montdor eine balsaltische Decke gegen die Fläche, und nur in der Tiefe gegen Privat und gegen Sauzet und Vernet wird diese Decke zu Bergen zerteilt! Noch weniger gleicht das den böhmischen Bergen, und ebenso wenig den Puys oder einem Vulkan, einem Ätna oder Pic de Teyde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

KARL RITTER

‹Der botanische Reisende.›

Hayti.

Hayti, unter dem Himmelsstriche gelegen, wo Hitze und Feuchtigkeit das Wachstum begünstigt, zeigt eine Vegetation von ausserordentlicher Kraft und Üppigkeit. Allerdings glaubt man in der Ferne oft nur kahles Gebirgsland zu sehen, aber bei näherer Betrachtung staunt das Auge über die Lebensfülle, welche da, wo alles öde schien, verschwenderisch ausgebreitet ist. Und immer wieder nimmt die Landschaft einen andern Charakter an. Da stösst man bald auf dichte, undurchdringliche Waldungen, die noch keines Menschen Axt berührt hat, bald auf weite Sandflächen, die, so weit das Auge reicht, von Stachelgewächsen starren; bald öffnet sich eine Aussicht in tiefe, schön von Bergen umgrenzte Täler, bald auf reich besäte Felder und Plantagen.

Gleich beim Aussteigen ans Land verwundert man sich, aus Steinhaufen und Ruinen üppige Bananen- und Melonenbäume emporsprossen zu sehen. Einzäunungen von Holzstämmen haben Wurzeln geschlagen und sind zu mächtigen Bäumen aufgewachsen. Die kleinen Gärten, welche die Häuser umgeben, sind mit Brotbäumen und mit den schönen roten Blumen der Plumeria rubra geziert, die mit den goldfarbigen Früchten des Mangobaumes, Mangifera indica, oder dem prangenden Farbenspiele der Blätter des Goldblattbaumes herrlich kontrastieren. Schwer mit goldfarbigen Früchten beladene Orangenbäume lachen uns entgegen; während dort eine herrliche Palme wie eine Königin hoch emporragt, alles ringsumher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

majestätisch beschattet und den Wanderer zum Bleiben einzuladen scheint.

In den Ebenen gesellt sich zu den Palmen eine Menge von Scitamineen, als: Heliconia, Amomum, Musa, dann die mächtigen und dichten Bambusgebüsche mit ihren schattigen Bogengängen, worin sich des Nachts Scharen schwarzer Vögel verbergen; endlich mancherlei Arten von Riesengräsern, die ein Schmuck dieser Gegenden sind.

Die sumpfigen Gegenden sind mit vielen Cyperaceen, Sagittarien, worunter auch die schöne Sagittaria lancifolia, mit Maranten, Heliconien, und einer Menge üppiger Riesengräser bedeckt. An sie schliessen sich dann die Sumpfwaldungen der Rhizophora Mangle, Avicennia tomentosa und Conocarpusarten an. Diese Gebüsche kann man aber nur in einem Boote besuchen, ja an manchen Orten sind sie ganz unzugänglich.

Ich hatte oft schon über diese Sumpfwaldungen nachgelesen, konnte mir aber nie eine deutliche Vorstellung von der Eigentümlichkeit derselben machen. Am nächsten kommt denselben in unsern Ländern ein Wald, der eben von einem angeschwollenen Flusse überschwemmt wird, wie es im Frühjahr an den Donauufern bisweilen der Fall ist, – nur mit dem Unterschiede, dass die Stämme nicht innerhalb der Wasserfläche, sondern über derselben auf acht bis zehn armstarken Wurzeln ruhen. Dann reichen von den obern Ästen des Baumes ebenfalls armstarke, keilförmig zugespitzte Wurzeln ins Wasser oder in den Schlamm herab, und bilden in ihrer Umgebung sogleich neue Bäumchen, so dass ein einziger Baum im Stande ist, sich in einen ganzen Wald umzuwandeln. Noch interessanter wird der Anblick, wenn dieser Baum eben mit seinen keilförmig

gestalteten Wurzelfrüchten behangen ist, welche nach ihrer Reife abfallen und ebenfalls zu neuen Bäumchen empor steigen.

Die Urwaldungen, welche teilweise die Gebirge bedecken, sind von unbeschreiblicher Schönheit und gewähren einen majestätischen Anblick. Schattierungen vom Lichtesten bis zum Dunkelsten, die vielartigsten Gattungen von Blättern der Baum- und Staudenarten, die Abwechslung der mit den herrlichsten Farben prangenden Pflanzen, kurz alles, was hier das Auge auf sich zieht, ist für den Europäer entzückend. Nur hier findet der müde Wanderer die angenehmste Kühle, wenn er, von der Tageshitze bis zur Erschöpfung matt geworden, nach Erfrischung lechzt. Undurchdringlich ist hier den mächtigen Sonnenstrahlen die dichte Blätterdecke der mannigfaltigen Feigenarten, der Panax, des Mahagonibaumes, der vielgestalteten Fiederungen der Palmengattungen und des grossen Blattes vom Kanonenbaume, dessen auf der Unterfläche weisse Blätter, wenn sie vom Winde bewegt werden, dem ganzen Walde bald ein silberweisses, bald ein mit dem schönsten Grün abwechselndes Aussehen geben. Die feierliche Stille in diesen gigantischen Waldungen wird oft durch das sonderbare Geschrei eines Waldvogels, oder das Knarren der durch den Wind bewegten, sich aneinander reibenden Stämme ungewöhnlich hoher Bäume, oder durch das Geräusch grosser, steifer Palmblätter unterbrochen.

Der Naturforscher findet sich in diesen Hainen ganz in seiner Sphäre; bald hascht er einen goldschimmernden Schmetterling, bald schiesst er einen bunten Vogel, hier nimmt er einen Käfer auf. Einen eigentümlichen Reiz gewähren in diesen Waldungen die fünfzig Fuss hohen, bald

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

senkrechten, bald wagerechten Wände der Lianen (Schlingpflanzen), welche, als wären sie von Menschenhänden gezogen, bisweilen ganze Lauben bilden, und die riesenhaften Feigenarten, von welchen Wurzeln von hohen Gipfeln herab in die Erde sprossen, an denen sich abermals eine Menge Pflanzen emporwindet. Hat man sich einige hundert Schritte durch alle diese Hindernisse, worunter auch die zahlreichen, morschen und verfaulten zusammengestürzten Bäume zu rechnen sind, durchgearbeitet, so zeigt sich dem Auge ein hoher Steinhaufen oder ein tiefer Abgrund. Man tritt bisweilen plötzlich wie aus einer kühlen Grotte oder einem Walde in die heisse Glut des Tageslichtes hervor, und geniesst nun eine freie und reiche Aussicht. Diese Abgründe sind gewöhnlich der Aufenthalt der Schlangen und anderer Amphibien. Grösstenteils ist ihr Lager mit den schönsten Farrenkräutern ausgeschmückt. Unter dieser Schattendecke, da, wo kleine Wasser rauschen, trifft man auch die herrlichen Cyatheen und die übrigen baumartigen Farrenkräuter, die wie ein Palmenwäldchen aussehen. Die Feinheit und Zartheit ihres mannigfaltigen Gefieders, das am Ende des Stammes eine Krone bildet, macht sie auch in der Tat würdig, den Platz neben der Palme unter den Vegetabilien einzunehmen, und von den Eingebornen werden sie allgemein durch den Namen Crocro marron, wilde Palme, ausgezeichnet. Nirgends habe ich diese herrlichen Pflanzen in grösserer Anzahl getroffen als in den Gebirgsschluchten bei Sans-Souci, wo sie fast in ein ewiges Dunkel gehüllt sind. Ihr Stamm hat einen Fuss im Durchmesser, und zwölf bis vierzehn Fuss in der Höhe. Die Peripherie ist bedeutend, da ein einziger Zweig immer acht bis zehn Fuss Länge hat. Von besonderer Schönheit sind die

Cyathea commutata et arborea, ohne der herrlichen Davallien, Polypodien und Mertensien zu gedenken. Oft kommt man in ein Gewirre rankender und alles umschlingender Passifloren. Ihre Blüten aber gehen meistenteils für das Herbarium verloren, denn hoch auf den Bäumen, auf die sie sich geschlungen, kommen sie erst zur Blüte. Orchideen, besonders Epidendrum-Arten, Tillandsien und Ananas hängen allenthalben, und manchmal sehr hoch, schmarotzerisch auf den Bäumen herum; sie leben einzig und allein von der Rinde der Baumäste, die sie mit ihren trockenen Wurzeln umklammern. Die Vögel tragen die Früchte der Ananas auf hohe Bäume, um sie dort zu verzehren; da der liegen bleibende Same gern in die morschen Bäume einwurzelt, so kommt es, dass Ananas auch auf den Bäumen wachsen. Ich habe die Ananas in den Gebirgen wild und immer gruppenweise angetroffen, oftmals in Gesellschaft von Agave americana an lichten Plätzen im Walde, oftmals aber auch auf Felsen in schattigen Waldungen; zur Zeit der Reife ihrer Früchte umschwärmt sie eine Schar von Insekten, grösstenteils Wespen und Fliegen, die hier eine vollkommene Nahrung finden.

Dies ist ungefähr das Gemälde der mittleren Regionen; erreicht man aber die Alpen-Regionen, so nimmt die gesamte Natur einen andern Charakter an. Hier haben die hohen Waldbäume aufgehört; man sieht sich nun plötzlich von einer Alpenflora umgeben und erblickt die herrlichen Waldungen, aus denen hie und da die mächtigsten Palmen hervorragen, zu seinen Füssen. Schluchten und andere schattige Plätze sind hier mit einer felsigen Pflanzendecke besetzt, bestehend aus verschiedenen Moosen und Farrenkräutern, die durch die feuchten Dünste und Nebel, welche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Nachts die Gipfel der Gebirge umhüllen, hinlängliche Nahrung erhalten.

In den sandigen Gegenden, die in der trockenen Jahreszeit durch die senkrechten Strahlen der Tropensonne beinahe zur Glühhitze gebracht werden und den Negern die Fusssohlen sengen, müsste die organische Natur notwendig verschmachten, hätte nicht die weise Vorsehung auch hier gesorgt, und jedem Strich Landes seine eigene Vegetation angewiesen. Hier nehmen die Stachelgewächse ihren Platz ein. Diese grösstenteils unförmlich gestalteten Gewächse sind fleischig und saftreich, und haben die sonderbare Eigenschaft, in der nassen Jahreszeit so viele Feuchtigkeit einzunehmen, dass sie in den trockenen Monaten nicht nur den glühenden Strahlen vollkommen widerstehen können, sondern sie dienen auch noch vierfüssigen Tieren zur Nahrung, die vom Durste gepeinigt, mit ihrem Hufe den fleischigen Körper der Gewächse verwunden und den aus der Wunde häufig herausquellenden Saft trinken; wie z.B. Cactus Melocactus, der zwei Fuss im Umfang hat, und gegen zwei Mass Saft enthalten kann.

Denselben Nutzen gewähren einige Tillandsien-Arten, deren Blätter so tütenförmig in die Höhe stehen, dass sich das Wasser mehrere Wochen darin hält.

In diesem Sandmeere staunt man ganze Waldungen von Cactus an, deren Stämme ohne Übertreibung einen bis anderthalb Fuss im Durchmesser haben, und bei zwanzig Fuss hoch sein können. Ernst und gross ist der Eindruck, den solch ein Anblick gewährt. Sie sind teils mit roten, teils mit gelben saftigen und süsslich schmeckenden Früchten belastet, die häufig herabfallen und von den Vögeln und Insekten aufgesucht werden. Die Neger nennen diese

Früchte Pommes d'orge, und lassen sie unbenützt. In solchen Gegenden trifft man fast nichts von grün belaubten Pflanzen und glaubt sich daher in eine afrikanische Landschaft versetzt. Statt der grünen Pflanzenteppiche bedecken die Hügel einige Aloen- und niedrige Cactusarten, als foliosus, grandiflorus, triangularis, Opuntia. Nur hie und da wird diese groteske Vegetation durch einige stachlichte Akazien, Acacia cornigera und Farnesiana, die auch hier vorkommt, unterbrochen. Selten und nur in der Nähe von Wohnungen erheben sich einige Tannenpalmen und andere Fruchtbäume.

Noch interessanter wird der Anblick solch einer Landschaft, wenn man von der See aus dahin kommt. Eine Menge scheinbarer Baumstangen ragen über aschgraue, sonderbar geformte Gebüsche empor, deren Zweck man sich anfangs nicht erklären kann, bis man in ihnen die hohen aufrechtstehenden Cactus heptagonus erkennt, die jedoch kaum einen Stamm von etlichen Zollen im Durchmesser bilden, armförmig in die Höhe wachsen, alsdann vermöge der schwachen Wurzel vom Wind in die Arme der übrigen geworfen werden, und sofort einen vegetabilischen Wirrwarr bilden, bis sie endlich zusammenfaulen. – Noch einen verschiedenartigen Anblick gewährt die Vegetation der Kalkgebirge. Hier trifft man lange Reihen von Baumaloen, deren Blumenschäfte hoch emporsteigen, und an der äussersten Spitze mit einer Menge feuerfarbiger Blumen gekrönt sind, welche ich häufig von Kolibris umflattert sah.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

CARL VON MARTIUS

Brasilianischer Urwaldtag.

Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heisse, Geschichtschreiber der Natur sein. Ich versenke mich täglich in das grosse und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonneschauern. – Es ist drei Uhr morgens; ich verlasse meine Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnisvoll und stille ist alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde: Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süssduftende Paullinienhecken begrüsset mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachttau schützet. Gespensterhaft flattern grosse Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker

durchnässt der Tau die frisch aufatmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmässiges Grau, mit Morgenrot verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der in Osten aufsteht, bewegt sie langsam; – schon schimmern rosenrote Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Caryocar-, Bertholletia- und Symphoginastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumer wachen auf, und baden in der erfrischten Morgenluft; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend ins Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's, die Nagtiere laufen ins Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller wird's in der Luft; – der Tag bricht an; – eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam; und siehe! da ist er: wie rote Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, – in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, grosse Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Tauglanz, festlich, jugendlich heiter: die schönste Braut. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Tiere und Pflanzen im Genuss, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Tau zu verschwinden, der Landwind

lässt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmässig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine, weissflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagsgestirn zu, und verlängern sich allmählich weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüten entfalten sich, andere hat schneller Liebesgenuss bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen, und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibris schwirren lustig näher, ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägern Tiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf, und lagert sich in den heissen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfärbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fusswege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith türmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heisser liegt die Glut der Luft auf der Landschaft. Mittag ist vorüber: trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Lust des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Tiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; raschen Schrittes und unabweislich wird sie hereinbrechen: schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler, und vom Winde übertönt lautlos dahin zu fliessen scheinen. Der Sturm ist da! – zwei, dreimal reisst ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erbebend; Tropfen fallen. – Die Pflanzen atmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und – nicht Regen, Wasserströme giesst nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Äste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Rest der Jungfräulichkeit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. Warum auch nicht? – Haben sie nicht geblüht und geliebt; kräuselt nicht die Inga ihre bereits entleerten Staubfäden zusammen; lässt nicht die Banisterie die goldnen Blättchen von dem bereits befruchteten Kelche fallen; gibt nicht der Aronschaft fruchtschwer seine verwelkte Hülltute dem Sturme preis? – Auch

die Tierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt lässt das Säugtier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Flut, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergiesst sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmählich, – aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber. In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturms ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Tier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weissen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Tore des Firmaments; Ruhe und Liebe hat sie der Kreatur zurückgelassen; mit dem

Dunkel des Abends wird Tier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Geflüster und Schwirren belebt die Schatten des Waldes; verjüngte Liebessehnsucht atmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blumen strömen: die Natur überlässt sich dem gewaltigen Zuge des Geschlechtes. Noch schwimmen einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweisse Mond über den dunklen Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Äther, sich in ahnungsvoller Unermesslichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demut und Vertrauen in das Herz der Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tag des Schauens und des Geniessens.

EDUARD POEPPIG

Kamm der Anden.

Man steht zwölftausend Fuss über dem Stillen Meer, und ein ganz einfaches Kreuz, wenig Wochen früher erst errichtet und vielleicht seitdem schon wieder verschwunden, bezeichnet die höchste Stelle, auf der die Natur in ihrer düstersten und unfreundlichsten Gestalt erscheint. Kaum einige dürftige Alpenpflänzchen entkeimen den unbeschneiten Stellen des harten Felsens, auf dem man steht. Die Sonne schien hell, aber dennoch fehlte ihren Strahlen der Glanz der niedrigeren Regionen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wo eine dichtere Luftschichtung sie verschiedenartig bricht. Ein leiser Wind wehte als geisterhaft lautloser Strom über die Schneide des Gebirgs, und nirgends entdeckte der Blick ein lebendes Wesen. Unbeschreiblich sind die Gefühle, die wohl Jeden ergreifen müssen, der unter gleichen Umständen allein diese Höhen erstieg. Einsam steht man auf dem Rücken eines Gebirgszugs, wo alles Leben verbannt ist, wo unter dem Einflusse eines ungewöhnlichen Klimas das Leben nicht bestehen kann. Weit entfernt von der freundlichen Nähe des verwandten Geschlechts der Menschen, bemerkt man keins seiner Zeichen, und kein Ton seiner beweglichen Industrie erhebt sich bis in diese Regionen, die, von den Freuden und den Leiden der vergänglicheren Wesen unberührt, in starrer Majestät daliegen. Grauen müsste hier den einsamen Neuling ergreifen, denn selbst der fühlt sich hier bald unheimlich, der lange an die Wildnisse Amerikas gewöhnt, in ihnen nicht mehr den Menschen und seine Werke vermisst. Man fühlt sich unbeschreiblich vereinzelt, hülflos und arm in der Mitte dieser riesigen Schöpfung, zwischen welcher der Mensch verschwindet. Nur mit Mühe erwehrt sich der Einsame in solchen Augenblicken des demütigenden Gedankens, dass er nur ein geduldetes Wesen sei, keineswegs erforderlich zum Fortbestehen jenes grossen Ganzen, das nicht für ihn allein geschaffen wurde, und dessen riesige Kraftäusserungen sein eignes Einschreiten niemals regeln kann. – Der Charakter der Anden ist in hohem Grade von dem verschieden, den wohl jeder nach kurzem Besuche als den bezeichnenden der Alpen der Schweiz und Tirols erkennt. Selbst ohne Eingehen in naturgeschichtliche Einzelheiten, über denen die Klarheit der allgemeineren Züge leiden würde, ist es vielleicht nicht

unmöglich kurz die Verschiedenheiten zu schildern. Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermesslichen Felswände, ein riesiger Massstab, der nirgends zu verkennen ist, spärliche Vegetation der schluchtähnlichen Täler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände, und eine furchteinflössende Wildnis, welche nirgends durch freundlichere Szenen unterbrochen wird, solche sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. In den Umrissen der Alpen herrscht eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit, ein Pic erhebt sich da über den andern, und neben dem abgerundeten Dom tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissener Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungeteilte Wand erscheinen, über die nur in seltneren Fällen einzelne Spitzen hervorragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermessliche aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit und der Trägheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, dass die Natur es zu verachten schien, hier durch Kontraste den Ausdruck des Grossartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlasst es, dass die Anden einem jeden weit mehr imponieren als die Alpen; allein er bringt es auch hervor, dass nur selten für spätе Folgezeit der Phantasie ein getreues Bild ihrer Szenen bleibt. In den Alpen Europas strecken breite grünende Täler sich hin zwischen den Hochgebirgen, auf denen eine heitere Vegetation sich bis an die unmittelbare Grenze des ewigen Schnees fortsetzt. Laubholz in vereinzelten Gruppen wechselt mit den ausgedehnteren Forsten von Tannen und Fichten; Gletscher glänzen blau von den höchsten

Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Tälern liegen nicht selten ruhige Seen mit fruchtbaren Ufern. Von allen diesem zeigen die Anden dem Beschauer nichts. Braune, graue und gelbliche Mitteltinten sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal scheinende Ebenen bildet, oder die grössere Entfernung ihren mildernden bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hier und da der hochrote Porphyr von den halbzerstörten Jochen, und die engen dunkeln Schluchten, die selten sich weit genug ausdehnen, um dem Landmanne nützlich werden zu können, sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet, und bieten nur verkümmerte Sträuche oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Von allen dem, wodurch der Mensch das Ansehn einer Landschaft verändert und verschönert, seinen heimischen Dörfern und geschäftigen Städten, seinen Kunststrassen und wohlangebauten Feldern, enthalten die einsamen Anden keine Spur. Der Ruf der Sennhirten begrüsst nicht den Wanderer, wenn er am frühen Morgen die steilen Bergseiten erklimmt, und des Abends tönt nicht aus dem Tale dem Heimkehrenden das friedliche Geläut einer Vesperglocke entgegen. Unfähig in ihrem Schosse eine Bevölkerung zu erhalten, werden die Anden nie anders als in ihrer starren Regungslosigkeit erscheinen können, und dieser Charakter, den man selbst in den Einzelnheiten verfolgt und so schwer mit Worten schildert, wird derselbe bleiben, bis die langsam aber sicher wirkende Naturkraft, im Laufe der Jahrtausende, durch Veränderung des Klimas und die gradweise Zerstörung der Oberfläche auch diese Gebirge fähig macht Schauplätze menschlichen Fleisses zu werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FRANZ JUNGHUHN

Javanische Dorfwälder.

Bei diesem ungemeinen Reichtum, wodurch die Flora der Java'schen Dorfwäldchen sich auszeichnet, dieser ausserordentlich grossen Mannigfaltigkeit verschiedener Baumarten, die, durch die Kultur gezwungen, hier in einem verhältnismässig kleinen Raume zusammengedrängt wachsen, ist es nicht leicht ihre physiognomische Eigentümlichkeit mit wenigen Zügen zu malen. Wandelt man aber unter dem Laubgewölbe dahin, so sind unter den Hunderten verschiedener Gestalten doch eine gewisse Anzahl, die den Blick des Reisenden vorzugsweise auf sich ziehen. – Während man hier mit Entzücken auf die dunkelgrünen, rundlichen Kronen der Mangabäume schaut, die wie mit Hunderten faustgrosser goldgelben Eier, ihren herrlichen Früchten, behangen sind, so ergötzt man sich dort an dem Anblick der schönen, weiss und rosenrot gefärbten Djambufrüchte, die unsern Birnen ähneln, oder an der ungeheuern Fülle der Rambutans, deren Zweige unter der Last ihrer rötlichen Früchte zu brechen drohen; hier wird der Blick gefesselt durch Nanghas und stachlichte Durens, Früchte, so gross wie ein Kopf oder ein Kürbis, wie man sie in Europa niemals sieht und die doch nur an dünnen Stielen von den Zweigen und Stämmen herabhängen; dort zieht eine kopfgrosse, kugelrunde Frucht, die Pompelmus, das Auge an, und an andern Stellen leuchten Dutzende goldner Orangenäpfel durch das Laub; am liebsten aber weilt der Blick des Kenners auf der Laubkrone der Garcinia Mangostana und den äpfelgrossen Früchten, die sie reichlich trägt; denn malt sich auch ihre bläulich-braune Farbe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weniger glänzend auf dem grünen Laube ab, so weiss man doch, wie höchst erquickend, saftig und schmackhaft das Fleisch ist, das sie in ihrem Innern bergen. Auch das Laubgewölbe des Waldes bietet in seinem Grün, in der Verteilung seiner Äste grosse Mannigfaltigkeit in Ton und Form. Wenn die Mehrzahl der genannten Baumarten eine rundliche, dicht belaubte Krone trägt, so bringen andere Arten durch ihre verschiedene Gestalt doch Abwechselung ins Blattgewirre; hier tritt Artocarpus incisa mit seinen grossen, zackig-eingeschnittenen Blättern bizarr hervor, dort macht der Kapokbaum sich kenntlich und streckt seine sparrigen Äste horizontal durch das Laub der andern Bäume aus, während an andern Stellen das lockergewebte Laub und der silbergraue Schimmer, der ihm eigen ist, den Durenbaum verrät. Wo man nur seine Blicke hinwendet, da schaut man Überfluss. Oben im Laubgewölbe glänzen Pomonas Gaben, unten auf dem Boden des Waldes blicken die Früchte durch das Grün. Da sieht man die üppige Ananas, so gross als ein Kinderkopf, und den nährenden Pisang, zu Trauben vereinigt, oft so gross und schwer, dass ein Mann sie nicht zu tragen vermag. Schaut dort die bläulich-düstere Gestalt einer Arengpalme aus dem schattigen Hintergrunde hervor, so wird unser Auge hier erquickt vom lichten und doch so lebhaften, schönen Grün des Pisang, dieser riesigen, sechs bis sieben Fuss langen und zwei Fuss breiten Blätter, die, leicht vor jedem Lüftchen biegend, die ländliche Wohnung umflattern.

Gleich dünnen, aber langen, geringelten Säulen steigen hier und da die Palmen zwischen den übrigen Bäumen empor und ragen mit ihren Wedelschirmen über das Laubgewölbe der andern hinaus. Besonders die Pinangpalme zeichnet

sich aus durch ihren schnurgeraden Stamm, der im Vergleich zur ausserordentlichen Länge, die oft hundert Fuss beträgt, sehr dünn ist; da, wo diese gegliederten hellgrauen Säulchen zu Dutzenden neben einander weit über das Laubdach des Waldes hinausragen und im Winde langsam, kaum bemerkbar hin- und herschwanken, gewähren sie einen majestätischen Anblick. Dicker und weniger lang, auch oft etwas gebogen sind die Stämme der Kokospalme. Behendig klettert an diesen Säulen das kleine Eichhörnchen hinan, das die Kokosnüsse anbohrt, nicht nur um das Mark zu essen, sondern auch um die Höhlung der Nuss zu seinem Neste zu erwählen. Es ist ein beständiger Bewohner der Kokospalmwälder und teilt diese Lebensart mit dem fliegenden Eichhörnchen, das man oft, besonders des Abends, von einer Palme zur andern herüberschweben sieht. Zuweilen, doch öfter in der Nähe des Dorfes, als im Dorfe selbst, begegnet man einem Feigen-, Dadap-, Kapok- oder einem andern Baume, der von allem Laube entblösst, wie abgestorben ist, von dessen kahlen Zweigen aber Hunderte ungeheuer grosser, schwarzer Früchte herabhängen. Treten wir näher – ein ammoniakalischer Gestank kommt euch entgegen – so sehen wir mit Erstaunen, wie diese ungeheuren Früchte sich hier und da regen, sich krümmen, und vernehmen zuweilen ein leises Gepiep. Es sind die so genannten fliegenden Hunde, die, den Kopf zu unterst, hier in ungeheuern Scharen an den Bäumen hängen, wo sie den ganzen Tag lang, der glühend-heissen Sonne blossgestellt, ihr Nachtverbleib halten. Nur zuweilen, wenn der eine von dem andern verdrängt wird, sieht man sie für einen Augenblick herumflattern, sonst hängen sie an den Ästen festgehakt, unbeweglich still, bis der fallende Abend sie zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihren nächtlichen Zügen ruft. Dann fliegen sie als riesenmässige Fledermäuse durch die Luft.

Mitten im Walde liegt, gewöhnlich der Wohnung des Häuptlings gegenüber, ein kleiner freier Platz, Alun alun genannt; in der Mitte dieses Platzes erhebt ein Weringinbaum seine nach allen Seiten überhängende Blattkrone, sein schönes, gesättigtes Grün, ein ganzer Berg von Laub, so dicht, so schattig, dass kein Sonnenstrahl von oben hindurchzudringen vermag. Ruht man hier aus von seiner Wanderung, wenn man nach einem bewegten, schwülen Tage ermüdet im Dorfe ankommt, so kann man sich gewöhnlich baden im Wohlgeruch der Blüten; denn zwei Tjampakas, ein Kenanggabaum, die im Walde stehen, sind hinreichend, die ganze Abendluft weit und breit mit ihrem Dufte zu durchwürzen.

In solchen ewiggrünen Wäldchen wohnt zwischen den Bäumen, die er gepflanzt hat, der zufriedene Javan mit seinen Haustieren. Von Laubgewölben beschattet, von Gebüsch umstellt, bleibt seine Hütte jedem spähenden Blicke aus der Ferne verborgen. Nur die Pinang- und Kokospalmen verraten stets das Dorf, stiege auch kein Rauch hier und da zwischen den Baumkronen empor, um zu verkünden, dass Menschen im Walde wohnen. Denn niemals trifft man diese Palmen in Urwildnissen an. Ihre schlanken Stämme durchbrechen das Laubdach und heben ihre Wipfel, die leicht im Winde rauschen, über den Scheitel des Waldes empor. Dann spiegelt ihr gelblich-glänzendes Laub sich in der Sonne und ist in weiter Ferne sichtbar.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

CARL VON MARTIUS

Physiognomie des Pflanzenreiches in Brasilien.

Einen Eindruck von der Majestät und Herrlichkeit der Vegetation erhält der Ankömmling fast überall, wo er sich vom Meere aus Brasilien nähert. Öde Sanddünen begrenzen den Ozean in den nördlichsten Provinzen nur längs einem verhältnismässig kleinen Striche; im Süden, vorzüglich zwischen Porto Alegre und Monte-Video beweisen häufige salzige Binnenwasser, parallel mit dem Meere, ein allmähliches Zurücktreten des letzteren, und in Folge hievon bieten hier grosse Strecken nichts als dürren Sand dar, auf dem einige wenige Uferpflanzen kümmerlich wuchern. Ausserdem aber bedeckt selbst die Grenze des üppigen Weltteiles, wo er aus dem Ozean emporsteigt, entweder unmittelbar am Rande desselben, oder nur durch schmale Sandbänke von jenem getrennt, eine herrliche Vegetation. Wo sich die Ufer steil erheben, krönt sie eine hohe dunkelgrünende Waldung, deren überragende Palmenwipfel den Ankömmling schon aus der Ferne freundlich begrüssen. Wo dagegen das Gestade sanft ansteigt, und besonders in den tiefen, morastigen Buchten, erscheint eine den tropischen Seeufern ganz eigentümliche Vegetation jener aus den Ästen wurzelnden Bäume, deren dichte Gehege sich weit über den oft unergründlich tiefen Schlamm ausdehnen. Ihr saftiger Blätterschmuck umsäumt die niedrigen Ufer mit einem Kranze, dessen lachendes Grün oft durch das purpurrote Gefieder der darauf ausruhenden Ibisse erhöht wird.

Betritt man das höher innen liegende Festland, so sieht man sich am Fusse eines massigen Gebirgszuges, welcher

bald nur wenige, bald dreissig bis vierzig Meilen von der Küste entfernt, und mit dieser in seiner Hauptrichtung fast immer parallel, durch einen sehr grossen Teil des Landes hinläuft, weshalb er beinahe überall mit dem Namen «Serra do Mar», See-Cordillere, bezeichnet wird. Dieses, grösstenteils aus Granit und Gneis bestehende Gebirge beginnt im südlichen Teile der Provinz von Pernambuco, zieht bedeutend erniedrigt, oft nur in Form von Hügeln, durch den östlichen Teil der Capitanie von Bahia, deren heisse, wasserarme Ebenen es mit wenigen Quellen versorgt, und tritt dann im Süden des Rio Peruaguaçú viel höher und grossartiger wieder auf. Von dieser Breite an erstreckt es sich, in einer Ausdehnung von mehr als zwölf Breitengraden, nach Süden. Seine kegelförmig emporstrebenden, selten in grossen Flächen entblössten Felsenkuppen, die bisweilen eine Höhe von dreitausend Fuss und mehr erreichen, zeichnen sich durch einen Charakter von Wildheit aus, der gegen die gewöhnlichen Umrisse der Urgebirge merklich absticht. Nach Süden wird das Gebirge niedrig; ein Teil wendet sich gegen Westen, und bildet unter dem Namen Serra Geral die Wasserscheide zwischen dem Paraná und dem Uruguay; die südlichsten Strahlen aber, die Serra dos Tappes, verlaufen sich in den sandigen Ebenen nördlich von Monte-Video. Das Erdreich, welches auf dem Gestein der Serra do Mar liegt, ist entweder schwarze fette Dammerde, oder ein schwerer rötlicher, bisweilen goldhaltiger Lehm. Häufig sind in den Tälern grosse Strecken mit Sümpfen ausgefüllt. So trocken dagegen, wie in unsern Nadelwäldern, wird hier der Boden niemals, weil ihn viele Quellen bewässern und die Dünste der deckenden Waldung befeuchten. Dieser gesamte Gebirgszug, die Schutz-

mauer des Landes gegen den Ozean, ist fast in seiner ganzen Ausdehnung mit einem dichten himmelhohen Walde bekleidet, welcher so alt als die Felsen, über denen er wurzelt, gleichsam das Mass aller schöpferischen Kraft und Üppigkeit des Kontinentes darstellt.

Vergeblich würde sich der Reisende bemühen, wollte er nur im schwächsten Bilde die Eindrücke wiedergeben, die ihn hier beherrschen. Die Grösse der himmelanstrebenden Stämme, die Fülle des mannigfaltigsten Laubes, der Glanz und die Farbenpracht von tausend verschiedenartigen Blumen, das üppige Gewirre dichter Gehege und weit verschlungener Lianen, die wunderlichen Gestalten der Parasiten, die auf den alten Bäumen ein junges Reich gründen, - welch grosses, erhabenes und reiches Bild! Der Wanderer fühlt sich hier zugleich erhoben und beängstigt. Die Schauer der Einsamkeit dieser dunklen Waldnacht paaren sich mit dem süssen Genusse einer so fremdartigen Anschauung, und mit dem ehrfurchtsvollen Staunen über die höchste Allmacht, welche hier eine neue Welt vor unsere Blicke zaubert, in einer früher nie vernommenen Sprache zu uns spricht, und selbst in dem bescheidenen Leben des ruhigen Pflanzenreiches uns die Kraft und Majestät ihrer Schöpfung offenbart.

Diese Wälder nehmen in den östlichen Provinzen Brasiliens in einem zusammenhängenden Striche viele tausend Quadratmeilen ein, und werden mit dem Namen der allgemeinen Waldung, Matta Geral, bezeichnet. Sie sind der Zufluchtsort jener wilden Indianerhorden, die noch nicht der portugiesischen Oberherrschaft unterworfen, darin als unruhige Nomaden umherstreifen. Hier hausen der träge Coroado, der wilde Puri, der menschenfressende

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Botocudo und andere minder zahlreiche Völkerstämme, von Jagd, Fischfang, den Nüssen des Topfbaumes und anderen Früchten des Waldes, oder von einem unbedeutenden Anbau des Mais, der Mandiocca und Banane lebend. Die Ränder dieser ungeheuern Urwaldung, sowohl gegen das Meer, als gegen die von Portugiesen bewohnten Distrikte im Innern, namentlich gegen Minas Geraës hin, sind in grossen Strecken schon urbar gemacht, aber in der Tiefe derselben haben sich Kolonisten nur hie und da längs den grossen Flüssen niedergelassen. Unglaublich ist die Fruchtbarkeit solcher jungfräulichen Waldungen (Matto-virgem), in denen früher nie die Schläge der Axt waren gehört worden. Wenn die abgehauenen Stämme verbrannt, und der ausgerodete Boden mit Bohnen, Mais, Mandiocca, Kaffee, Baumwolle oder Zuckerrohr bestellt ist, rechnet man, von einer Ernte die Aussaat einhundertundfünfzig-, bis fünfhundertfältig zurückzuerhalten. Wird der abgetriebene Wald sich selbst überlassen, so kehren die Schläge nach wenigen Jahren in einen Zustand von Verwilderung zurück, und bedecken sich mit einem dichten Anfluge schnell wachsender Bäume und Gesträuche.

In gleicher Ausdehnung, als sich diese Urwälder im mittleren Teile Brasiliens über die Berge, Hügel und Täler der Serra do Mar verbreiten, sollen sie, nach den Berichten der Eingebornen, den nördlichen Provinzen von Pernambuco, Paraiba do Norte und Ceará nicht eigen sein. Der granitische oder kalkhaltige Boden jener dürren Landstriche scheint der Erzeugung so hoher Urwälder minder günstig, und diese machen hier mehr isolierte Bestände aus, welche häufig mit den Catingas oder periodisch blattlosen Wäldern abwechseln. Je näher man jedoch nördlich von dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

reissenden Parnahyba-Strome an den Äquator kommt, desto häufiger tritt nun wieder der Urwald auf, und fast scheint es, als verleihe die lotrechte Sonne hier der Erde gedoppelte Kraft, um das Grösste und Ungeheuerste aus ihrem Schosse zu gebären. Finster wie die Hölle, verworren wie das Chaos, erstreckt sich hier ein undurchdringlicher Wald gigantischer Stämme von der Mündung des Amazonenstromes bis weit über das portugiesische Gebiet nach Westen. Dieselbe Fülle, Grösse und Majestät der Formen, wie in den südlicheren Wäldern, herrscht auch hier, aber unter dem Einflusse der glühendsten Hitze, der fast täglich herabstürzenden Regen, der weithin austretenden Ströme scheint die Vegetation in einer ewigen Unruhe und Gärung begriffen. Schnell feiern die riesenhaften Stämme, wie die zarten Kräuter des Bodens, durch das Ausschlagen ihrer majestätischen Kronen und durch unzählige Blüten, womit sie sich bedecken, den Wendepunkt ihrer Entwickelung. Zur Zeit der Reife fallen die wunderbarsten Formen von Samen und Früchten herab, und bedecken hie und da fast fusstief die lebensschwangere Erde. Ungeheuere Massen kohlensaueren Gases entsteigen dann den wachsenden oder faulenden Keimen, und eine dicke schwere Luft hängt qualmend über der Waldung. Das saftreiche glänzende Laub, die lang von den Ästen herabhängenden, baumbartähnlichen Tillandsien triefen beständig vom Regen; die Stauden der Bromelien stehen gleich Bechern mit Wasser gefüllt; dazwischen trocknen heisse Sonnenblicke schnell die nasse Wildnis, und so kommen Auflösung und Fäulnis unmittelbar im Gefolge der heftigsten Lebenserregung. Die sittsame Natur des Pflanzenreiches scheint sich auf einmal in einem unruhigen Drange nach sonderbaren grotesken

Gestaltungen zu gefallen. Gebüsche mit bösartig reizenden Dornen, Palmen mit furchtbaren Stacheln bewaffnet, milchende engverschlungene Lianen verwirren die Sinne des Wanderers, der von den betäubenden Ausdünstungen des Oassacú getroffen, ängstlich aus diesem feindseligen Chaos in die ruhige Majestät der Urwälder auf der Serra do Mar sich zurücksehnt. Kein Wunder, wenn in diesen Umgebungen die Seele des hier umherstreifenden Indianers verdüstert wird, und er, ergriffen von den Schauern solcher schwarzen Waldeinsamkeit, überall gespenstische Ausgeburten seiner rohen Phantasie zu sehen glaubt.

Eine ganz eigene Physiognomie nehmen diese Urwälder in den Niederungen am Amazonenstrome zur Zeit der Regenmonate an. Der Strom und häufige benachbarte Seen ergiessen dann durch ihre Abzüge die Gewässer weithin in das Land, und umfluten in einer Tiefe von 12 bis 20 Fuss die Stämme der Bäume. Als wir im Dezember 1819 den Japurá, einen der wichtigsten Nebenflüsse des Amazonas hinaufschifften, vertieften wir uns in einen solchen Wassergarten, und irrten drei Tage und drei Nächte darin umher, bis ein glücklicher Zufall uns in das Strombette zurückbrachte. Unvergesslich wird uns der Anblick jener unübersehbaren Flut sein, durch welche der Wind hie und da bewegliche, mit Waldung besetzte Raseninseln an uns vorübertrieb, während wir, bald unter dichtem Gebüsche, bald unter himmelhohen Bäumen dahinruderten. Die luftigen Hymenäen, Myrten, Styrax und Caryocar überschütteten uns mit dem Schmucke ihrer herrlich roten und weissen Blüten, und wimmelnde Ballen von Ameisen, die sich ängstlich auf die Zweige geflüchtet hatten, fielen beim geringsten Anstoss zu unserm Schrecken in die Kähne

herab. Verlaufen sich allmählich die Hochwasser, welche fruchtbaren Schlamm über die Kakaowälder geführt haben, so erscheinen die steilabgestürzten Ufer wieder, die sandigen Ränder derselben bedecken sich in kurzer Zeit mit hohem Grase, überall in den Wäldern regen sich neue Lebenskeime, und die phantastische, phallusähnliche Helosis, ein fleischiger, schwammförmiger Parasit, sprosst an den Baumwurzeln aus dem Schlamme hervor.

Diese Urwaldung beginnt am nördlichen Ufer des Amazonenstromes südwestlich von den Grasebenen von Macapá, bedeckt die nordöstliche Hälfte der grossen, von süssem Wasser umfluteten Insel Marajó, und zieht sich vom südlichen Abhange der Sandsteinkonglomeratkette von Parú, und den Granitgebirgen, die die Wasserscheide zwischen Brasilien und dem französischen Gujana bilden, bis zum Rio Negro fort. Sie scheint sich ununterbrochen bis zu den Granitgneisgebirgen der Serra de Parime zu erstrecken, deren in Glimmerschiefer übergehendes, glänzendes Gestein mit Veranlassung zu der Sage vom Dorado gegeben hat. Nur einzelne lichte Wiesengründe, Campinas, liegen zwischen ihr in diesem grossen Raume eingeschlossen, und erst in der Breite der Mündung des Rio Branco in den Rio Negro werden jene Fluren häufiger, welche sich gegen Norden mit denen am Repunuri und Essequebo vereinigen. Fast gar nicht wird die Waldung von Flur in dem ungeheueren Delta zwischen dem Nio Negro und dem Solimões unterbrochen, und gleich grauenvoll und finster begleitet sie den letzteren Fluss und den Rio Japurá bis zu dem Engpass von Arara-Coara, wo sich der Strom einen Weg durch den Granitfelsen gebrochen hat, und von da noch weit über die Grenzen des brasilianischen Reiches

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hinaus. Jene furchtbare Einöde zwischen dem Japurá und dem wasserfallreichen Apapuris, wo Tausende von rohen Skulpturen an den Quadersandsteinfelsen rätselhaft auf die Kultur früherer Bewohner hinweisen, ist ebenfalls mit dichtem Urwalde bedeckt. An dem Sandsteinberge von Cupati, wo sich jene Flüsse vereinigen, der einzigen Erhöhung in mehreren hundert Quadratmeilen, schien der Wald noch nie von eines Menschen Fuss betreten. Die Stämme der Bäume waren sechs bis acht Fuss tief in vermodertes Unterholz eingegraben, so dass sie erst gefällt werden mussten, um als Brücke sicheren Schritt am Abhange des Berges zu gestatten. Nicht minder dicht und üppig scheinen die Urwälder zu sein, die das granitische oder in Hornblende übergehende Gestein im Flussgebiet des höheren Orinoko bedecken. Auch auf der Südseite des Amazonenstromes begleitet die Urwaldung in unermesslicher Ausdehnung sein Stromgebiet, worin die Formation des Quadersteins die häufigste sein möchte; besonders wild und furchtbar ist sie am Ufer des Madeira, der riesige Stämme von Bombax und Cedrela aus Matto-Grosso herabtreibt. Die drei östlicheren Seitenströme des Maranhâo aber, der Tapajos, Xingú und Tocantins, welche aus hochliegenden Fluren herabkommen, sind in geringerer Ausdehnung mit ähnlichen Urwäldern bedeckt, und die Physiognomie derselben weicht mehr oder weniger von der des Hauptstromes ab. Im allgemeinen gehört diese Urwaldung hauptsächlich den niedrigen, in den mannigfaltigsten Richtungen von Kanälen und Seen durchzogenen Gegenden, oder dem unteren Teile der Gebiete dieser gewaltigen Ströme an, wo sie zur Zeit des Hochwassers aus ihrem Bette hervortreten; da wo die Ufer höher werden, und keine Überschwem-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mung mehr gestatten, vermindert sich der wilde Ausdruck der Waldung.

Steigt man in dem mittleren Teile Brasiliens gegen Westen von der Serra do Mar herab, so tritt man entweder unmittelbar aus dem Urwalde, oder aus einem Striche von Catingas, der gleichsam die Grenze beider Gebiete andeutet, in die Campos. Eine weite Aussicht eröffnet sich bald über eine ausgedehnte Ebene, die im Hintergrund ein Gebirgszug von grossartigen Umrissen beschränkt, bald über hügeliges Land, von vielen seichten Tälern in mancherlei Richtungen durchfurcht, bald über eine hohe Gebirgsplatte, Chapada, von deren Grenze aus sich die Gewässer nach den verschiedensten Weltgegenden hinabsenken. Den Boden, grösstenteils einen steinigen rötlichen Lehmgrund, oder weissen Sand, bedeckt ein Teppich graugrüner haariger Grasbüschel, mit dem mannigfachsten Schmucke bunter Blumen durchwirkt; weit und breit kein hoher Baum, nur kleine Gebüsche, die sich in den Niederungen wie künstliche Gärten gruppieren, oder malerisch an einzelne Felsenmassen anlehnen. Ein sanfter kühler Wind fächelt die Wohlgerüche auf, welche Flora durch diese liebliche Gegend ausgestreut hat; der Himmel wölbt sich tiefblau, mit einzelnen kleinen Wolken durchwebt, über die milde Landschaft. Ein unbeschreibliches Gefühl von Ruhe und Wohlbehagen kömmt dem Wanderer entgegen; er fühlt sich hier, in der freien Atmosphäre, erfrischt, zu neuer Tätigkeit gespannt. Wie ein schwerer Traum liegen die Erinnerungen der Urwälder hinter ihm, und anmutige Bilder bemächtigen sich seiner Seele. Solche Fluren erstrecken sich vorzugsweise über denjenigen Teil der Provinz von Minas, welcher durch seinen weitverbreiteten Reichtum an Gold, ihr den

Namen der allgemeinen Minen, Minas Geraës, verschafft hat. Da im allgemeinen nur die bewaldeten Gegenden dem Landbau günstig sind, darf man annehmen, dass der mit Fluren bekleidete Strich des Landes vorzugsweise von jenem Teil der Bevölkerung bewohnt werde, welcher von Viehzucht oder vom Goldwaschen lebt. Die Fluren werden alljährlich, während der trocknen Monate, von den Bewohnern angezündet, um durch die fruchtbare Asche den Graswuchs zu befördern. Mit unglaublicher Wut verbreiten sich die Flammen, vom Kontinentalwinde angefacht, über die dürren Ebenen, und röten in unermesslicher Ausdehnung den nächtlichen Horizont. Als wir von den Ufern des Rio de S. Francisco nach der Hochebene von Paranán, an die Grenze von Goyaz zogen, sahen wir uns bisweilen mitten in einem unbegrenzten Feuermeere; schwarze Staubsäulen wurden vom Winde vor uns hergeführt, und erinnerten uns an die Wolken, welche einst die Israeliten auf ihrem Zuge durch Arabiens Wüste leiteten.

Der allgemeine physiognomische Charakter der Fluren von Minas Geraës erscheint in verschiedenen Gegenden verschiedenartig verändert. Nicht überall deckt nur ein Kleid von hohem Grase oder krautartigen Pflanzen die Campos-Ebene, sondern hie und da erheben sich auch dichte Gesträuche oder niedrige Bäume, die bald in ausgedehnte Gehege verschlungen, bald in isolierte Gruppen zusammentretend, die Aussicht durch das Gebiet beschränken. Oft hat die Hand der Natur diese Pflanzungen von goldblättrigen Malpighien, von vielfarbigen Banisterien, steifen Erythroxilen, schlingenden Apocyneen und Paullinien, niedlichen Declieuxien und lachenden Cassien so kunstreich geordnet, dass man in einer Parkanlage zu wan-

deln glaubt. Treten diese Gebüsche so nahe zusammen, dass sie nur mit Mühe durchbrochen werden, so nennt der Brasilianer die Flur Campo acarrascado, und besteht solch dichtes Gebüsche vorzugsweise aus Stauden, die in den trocknen Monaten ihr Laub verlieren, Campo acatingado. Diese Form des Pflanzenwuchses erscheint besonders verbreitet in den hochliegenden Ebenen des Termo von Minas Novas und in vielen Gegenden der Provinz von Goyaz. Von ganz besonderer Physiognomie sind die Fluren, durch welche einzelne verkrüppelte, dickrindige Bäume, mit krummen weitausgestreckten Ästen und saftlosen graugrünen Blättern zerstreut stehen; man nennt sie im Lande Tabuleiro; wenn die Äste derselben sich berühren, Tabuleiro coperto, und wenn dichtes Unterholz zwischen den Stämmen steht, Tabuleiro serrado. Sobald die Regen der ersten feuchten Monate den trocknen Boden der Fluren belebt haben, brechen tausend Blüten aus diesen Bäumen in geringer Höhe über dem Boden hervor, und bereiten, leicht erreichbar, dem Botaniker ein hohes Freudenfest.

Von der Wasserscheide an, welche in Minas Geraës gegen Norden dem Rio de S. Francisco und dem Rio Doce, gegen Süden dem Rio Grande die Gewässer zuführt, beginnt gewissermassen eine allmähliche Umgestaltung des Charakters der Campos. Die ganze Ansicht des Landes wird gegen Süden hin minder gebirgig; die Berge werden niedriger, die Hügel wölben sich sanfter oder das Land breitet sich wellenförmig oder vollkommen eben in Flächen aus, auf welchen ringsum der Horizont aufliegt. Bisweilen treten krummästige Bäume in ein Tabuleiro zusammen, oder dichtes Gestrüpp und Gebüsche (Carrasco) von gesellschaftlichen Stauden, dem Maté-Strauch, welcher den

Paraguaytee liefert, von einem kleinen Acajú, Myrten, Cassien und Crotonen, bedeckt das Land in weite Ferne hin, und gleicht, vom Winde bewegt, einem grünen Meere. In dem ausgedehnten Stromgebiete des Rio Grande erscheinen grosse Waldstrecken, die den Urwäldern gleichen, nur längs den Ufern der beträchtlichen Flüsse; sie sind der Aufenthalt menschenscheuer Nomadenhorden von der Nation der Cajapós. Eben so sind auch die Ufer des Tieté und seiner grösseren Nebenflüsse mit schöner Waldung eingefasst. Der grösste Teil des Landes aber ist von einem graugrünen Grasteppich überzogen, welchen zahlreiche Rindvieh- und Maultierherden, der Reichtum dieser Gegenden beweiden. Die Ausdehnung der Fluren ist im Verhältnis zu den Wäldern so beträchtlich, dass die Einwohner sie mit dem Namen der allgemeinen Fluren, Campos Geraës, bezeichnen. Weiter gegen Süden, in der Capitanie von S. Pedro oder Rio Grande do Sul, und in der neuerrichteten Provinz Cisplata, wo jene Campos Geraës in die Pampas von Buenos-Aires übergehen, erscheinen Wälder nur selten, und machen niedrigem Buschwerke Platz; ja es fehlt hie und da selbst an Holz zum Bedürfnis der Feuerung, und die Hirten bedienen sich statt dessen getrockneten Mistes. Die Bäume erreichen in diesen Breiten eine geringere Höhe, und empfinden den Abstand vom Äquator; nur wenige der niedrigen Arten erhalten die Blätter immer grün, auch in den dortigen Wintermonaten. Hier erblickt das Auge nichts als eine ausgedehnte sandige Ebene, mit buschigem Grase besetzt, oder die Coquilhos, unbedeutende, mit einem schmalen Felsenkamme bekrönte Hügel. Die brasilianische Fichte, der einzige Baum aus der Familie der Zapfenträger, welcher Brasilien bewohnt,

macht besonders im Innern der Provinz S. Paulo grosse Bestände aus, die, nach Art der europäischen Nadelwälder, keine andere Baumart zwischen sich aufkommen lassen. Dieser Baum geht aber nicht weit nach Norden; die letzten Bestände sehen wir in 20 Grad südlicher Breite. Palmen sind in dem ganzen Gebiete der Campos nicht häufig, nur einige niedrige, zum Teil stammlose Arten schmücken die Abhänge der Hügel. Auch Cereusstämme erscheinen hier nur sporadisch, aber weitausgebreitete Haufen von Tuna und Coccustragendem Cactus laden zur Kultur der Cochenille ein. Zwei Pflanzengruppen jedoch, welche ganz vorzüglich die Physiognomie der Campos Geraës bilden helfen, sind die Eriocaula und Rhexiae; jene vielverästelte Lilienstengel mit kopfförmig zusammen gedrängten in Dolden gestellten Blütchen, diese heidenartige Gebüsche vom zierlichsten Blätterbau und dem herrlichsten Farbenschmuck in zahlreichen Blüten. Doch verschwinden auch diese tropischen Zierden der Flur mehr und mehr jenseits des Wendekreises, und machen allmählich andern, der europäischen Flora eigenen oder verwandten Gattungen Platz. Von ähnlichem Charakter wie in dem eigentlichen Minenlande sind die Campos, welche auf der Fortsetzung des Gebirgskernes von Minas Geraës nach Norden, der Serra de Rio de Contas und de Sincorá in der Provinz von Bahia erscheinen. Gegen Westen aber, wo sich das Gebiet nach dem majestätischen Rio de S. Francisco abwärts senkt und eine ausgedehnte Formation von Jurakalk auftritt, die ungeheure Massen von Salpetererde einschliesst, verändert sich die Szene. Die Campos werden auf den trockneren Höhen ärmlicher, mit periodisch blattlosem Unterholze häufiger bewachsen, oder in den feuchten Niederungen

sieht man sich in herrliche Palmenhaine versetzt, welche neben den, mit einzelnen Bäumen geschmückten Grashügeln meilenweit hinziehen, oder die bebuschten Sumpfwiesen einnehmen, und mit dem Gesäusel ihrer wallenden Wipfel eine Magie ganz eigener Art auf das Gemüt des Reisenden ausüben. Diese Vegetation majestätischer Palmen, deren Schafte sich zu den herrlichsten Säulengängen und Naturtempeln vereinigen, herrscht in Minas jenseits des Rio de S. Francisco, in grosser Ausdehnung bis zu der Wasserscheide, welche westlich dem Tocantins, östlich dem erstgenannten Strome die Gewässer zuführt. Diese Gegenden erstrecken sich von den westlichen Abhängen der Serra de Mantiqueira, und deren Fortsetzungen jenseits des Rio de S. Francisco weit in das Innerste Brasiliens. In diesen trocknen, sparsam mit Gras bekleideten Campos weicht die Physiognomie der Flora bedeutend ab von der der Fluren des übrigen Minenlandes und der Campos Geraës von S. Paul und S. Pedro do Sul. Bäume und Gesträuche, hier zahlreicher, sind oft ausgezeichnet durch grössere, harte, während der Dürre abfallende Blätter, und dadurch denen der Catingas ähnlich. Es scheint hier bei heftigerer Einwirkung der Sonne, dauernder Erhitzung der Atmosphäre, Mangel des Nachttaues, Trockenheit des Winters und bei der Häufigkeit heisser Landwinde das feuchte und unbeständige Insularklima jener Fluren in ein wahres Kontinentalklima überzugehen, wo kein nahes Meer die Spannungen in der Tag- und Nachttemperatur aufhebt. Deshalb sind hier die Säfte der Pflanzen dicker, feiner verarbeitet, reicher an eigentümlichen Stoffen, die Blumen von edlerem und intensiverem Geruche, die Früchte wohlschmeckender; eine Erscheinung, welche der hier bemerkba-

ren stärkern Ausbildung und Individualisierung der tierischen Säfte entspricht, denn man behauptet, dass hier sonst unschädliche Tiere giftig seien, und das Gift der Schlangen und Skorpione stärkere Wirkung hervorbringe.

Dies sind die allgemeinsten Züge der Pflanzenphysiognomie von Brasilien. Sie führen uns eine Vegetation vor das Auge, welche sich seit undenklichen Zeiten unberührt von menschlichem Einflusse erhalten. Kein Hirtenvolk beweidet hier mit gezähmten Tieren die reizenden Fluren, kein Pflug hat die uralte Erde berührt; ganz anders, als in Europa, das vor Jahrtausenden schon den heiligen Dienst der Ceres aus dem weisen Osten empfing. Hier verbreiteten Pelasger die goldne Saat mehlreicher Grasarten über die Gefilde, hier beschränkten keltische Stämme die Grenzen der nordischen Waldungen. Auf dem Boden Europas, getränkt mit dem Blute verheerender Kriege, geöffnet vom segensreichen Pfluge, wo sich die Denkmäler jeder menschlichen Grösse erhoben, ist den Pflanzengeschlechtern schon lange mehr kein sicherer Standort vergönnt. Die majestätische Eiche, wie die bescheidene Blume der Flur weichen dem Einflusse menschlicher Herrschaft. Nicht so in Brasilien, dessen wenige Urbewohner, scheu und heimatlos in den Wäldern umherirrend, es noch nicht unternahmen, die Kraft der Vegetation zu bemeistern. Zwar nennt die Sage auch einen Osiris oder Bacchus des Westens, jenen weissen bärtigen Tsumé, der dem rotfärbigen Menschengeschlechte die Segnungen des Ackerbaues, die Kultur der Mandiocca gelehrt haben soll, doch hat menschliche Tätigkeit nicht eher die Oberfläche Brasiliens umzugestalten begonnen, als bis sich die neue Welt dem besiegenden Osten öffnete. Deshalb entfaltet sich hier die Vegetation in ihrer ursprüng-

lichen Eigentümlichkeit, und, wie die Gebirgsbildung, nach grossartigen Verhältnissen. Form und Art der Gebirge ist es übrigens, was am wesentlichsten den Pflanzenwuchs bestimmt. Wo höhere Berge die Dünste um sich versammeln, oder durch ihre Lage den Strich der Winde, besonders von der See her, begünstigen, da grünen mächtige Urwälder oder Campos agrestes; wo die Berge niedriger, auch schon deshalb an Quellen ärmer, durch das Land ziehen, und einen lebhaften Windwechsel hindern, da bemerkt man häufiger dürre Catingas und die Vegetation der anmutigen Campos mimosos. Eben so scheint die Granit- und Gneisformation des mittlern, und die Quadersandsteinformation des nördlichen Brasiliens der Bildung von Urwäldern, die Schieferformation der von Campos, die Kalkformation der von Catingas und von rauhen Campos besonders günstig zu sein. Die Form und Höhe der Gebirge bedingt ganz vorzugsweise einen merkwürdigen Gegensatz in der Vegetation Brasiliens mit der seines westlichen Nachbarlandes. In Peru erhebt sich die Erdoberfläche vom Meere aus schnell bis zu den eisigen Gipfeln der Andes, und bietet je nach ihrer Erhebung über das Meer die verschiedenen Zonen des Erdballs und die diesen entsprechenden Pflanzenstriche über einander dar. Brasilien hingegen, welches von Perus Grenze an gegen Osten in ungeheurer Ausdehnung niedrig, von einem Netze tiefer Kanäle und Flüsse bewässert, sich ausbreitet, geniesst fast überall eines tropischen Klimas, und seine Hochländer, deren Gipfel nirgends die Schneegrenze erreichen, werden nur selten von den Frösten höherer Breiten betroffen. Den Einflüssen der kalten Zone entzogen, entwickelt sich hier das Pflanzenleben überall unter der Herrschaft einer mächtigern

Sonne, und der Hauptfaktor seiner Lebensbedingungen ist somit die Entfernung des Ortes vom Äquator. Die Grenzen der verschiedenen Pflanzengruppen werden vorzüglich durch Parallelkreise angegeben, und die Aufeinanderfolge verschiedener Pflanzenstriche gemäss dem Abstand vom Meeresspiegel bleibt sich minder gleich. Deshalb behält die Vegetation in denjenigen Flussgebieten Brasiliens, welche von Westen nach Osten laufen, ihren Charakter mehr bei, als in jenen, die sich von Nord nach Süd erstrecken. Während in Peru unter dem Äquator in einer Höhe von achttausend Fuss sich die Oberfläche der Gebirge mit einer kahleren Campos-Decke zu bekleiden anfängt, beginnen die Fluren in dem südlichen Teile Brasiliens in einer Breite von 30 Grad bis 34 Grad unmittelbar am Gestade des Meeres, in dem mittleren Teile bei einer Erhöhung von vierhundert bis fünfzehnhundert Fuss über dem Ozean. Während also jene peruvianischen Bergfluren in einer Höhe, die teilweise kein Wasserstand früherer Epochen erreicht hat, uralte und gleichsam der primitiven Formation angehörende Pflanzengeschlechter beherbergen, deuten grosse Strecken der Campos in Brasilien durch ihre geringe Erhebung über das Meer, ihren Abfall von Westen nach Osten, ja zum Teile durch den Salzgehalt ihres Bodens auf eine frühere Meerbedeckung hin, und ihre Pflanzenformen gehören wie die der Llanos, welche das mit Flözgebilden bedeckte ehemalige Meerbecken von Caracas einnehmen, einer sekundären Formation an. Wenngleich ausgezeichnet durch ihren tropischen Reichtum an Pflanzen, haben sie doch in genetischer Beziehung Verwandtschaft, teils mit den salzigen Steppen Russlands, teils mit den Heideländern, deren unfruchtbarer Strich durch einen grossen

Teil des nördlichen Europas hinzieht. Jene höher liegenden Campos von Minas Geraës aber, wo man neben dem reinkristallisierten Kohlenstoff, dem Demant, besonders häufig solche Pflanzenformen lebend antrifft, welche uns in den Kohlenflözen als Hauptbestandteile der untergegangenen Pflanzenwelt begegnen, verbreiten vielleicht einst durch dieses sonderbare Zusammentreffen in der Erscheinung des Kohlenstoffes ein neues Licht über geognostische Verhältnisse.

HERMANN ABICH

Der Ararat.

Von Erivan, dem Ausgangspunkte meiner Reise, will ich Euch nicht schneller die etwa 16 deutsche Meilen betragende Entfernung bis Nachitschevan in Gedanken durchmessen lassen, als eben genügt, um wenigstens eine Vorstellung von dem allmählichen Emporsteigen der die südliche Hälfte der Araxesebene umschliessenden schönen Gebirge über den südlichen Horizont zu erhalten, auf deren horizontaler, an ozeanische Fernen erinnernder Begrenzung die Gipfel einiger derselben gleich Inseln, zitternd in der erhitzten Luft, von Erivan aus gesehen werden. Während so im raschen Dahineilen über die blühenden Gefilde, die bereits in ihren Fruchtfeldern zum Teil der nahen Ernte sichtlich entgegenreifen, der Blick mit Wohlgefallen die Ferne der allmählich an Breite gewinnenden Ebene erspäht, bietet sich ihm zur Seite eines der schönsten Schauspiele dar. Es ist der wunderbare Doppelberg, dessen kolossale, aber dennoch von dem Gesetze eines

immer die Linien des schönsten Ebenmasses gleichsam unbewusst bedingenden Baues beherrschte Masse, in ununterbrochener Verschiebung der gegenseitigen Lage ihrer einzelnen Teile, immer neue und neue Ansichten vorführt. Der Mitte des Berges gerade gegenüber hat sich die dem Val di Bove am Ätna vergleichbare Einsenkung, welche von Erivan kaum mehr als ein Spalt gesehen wird, zum weiten klaffenden Tale geöffnet; gleich als hätten unterirdische Gewalten hier den Zentralkörper des mächtigen Systems gesprengt und die von einander getrennten Teile gegenseitig mit ungeheurer Kraft von einander abgestossen, so öffnet sich von hier gesehen das Tal von St. Jakob, einem kraterähnlichen Schlunde vergleichbar. Deutlich sieht man den Talboden erst sanft, dann steil im Innern hinansteigen bis zu den senkrechten Felsmassen, deren Häupter der ewige Schnee des Berggipfels berührt, den sie wie mächtige Pfeiler zu tragen scheinen. Auf das reinste und schärfste sondert sich die Kontur jedes einzelnen Gliedes des grossen, keineswegs so einfachen Ganzen, wie man bisher anzunehmen gewohnt gewesen. Die Durchsichtigkeit der Luft ist wunderbar und der Kontrast zwischen dem in den tiefsten Farbentönen eines unvergleichlichen Blau sich darstellenden, vom Schnee nicht bedeckten Teile - ein Blau, welches bald auf grünlichem, bald auf violettem Grunde aufgetragen erscheint - und den bläulich schimmernden Schneemassen des oberen Gipfels befördert wie immer so auch hier ausserordentlich das Eindringen in die Plastik des Ganzen, und gibt eine so klare Anschauung, dass es mir immer ein Rätsel bleibt, wie eine Naturform von solcher Bedeutung, von solchem Interesse wie der Ararat so lange hat unbekannt und in ihrer wahren Natur und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Beschaffenheit verkannt bleiben können. Ein aufmerksamer Beobachter kann, wenn er den Ararat umreist, eine so genaue und richtige Vorstellung von seinem ganzen detaillierten Bau erhalten, wie sie ihm ein unmittelbarer Besuch aller seiner Abhänge kaum und nur mit vieler Mühe geben würde. Schön ist es, wie nun immer mehr und mehr der herrlich geformte, in seiner Regelmässigkeit an den Vesuv oder noch besser an den Pic von Teneriffe erinnernde kleine Ararat in den Vordergrund tritt, wie er rein und frei auf seiner weiten, sanft ansteigenden Basis sich erhebt und nach und nach so vor den grossen Ararat tritt, dass er zuletzt gänzlich in demselben sich aufzulösen scheint, ja von ihm überragt und kaum noch gesehen wird, wie dies von Nachitschevan der Fall ist.

Man kann die Araxesebene in mehrere getrennte Talstufen teilen, deren Grenzen durch quer durchziehende niedere Hügel gebildet werden. Jenseits der letzten Grenze öffnet sich eine neue und überraschende Aussicht. Der Ararat ist bereits in den Hintergrund getreten. Die persischen Gebirge des Khanats von Maku verbinden jetzt die Grenzen seines Südfusses mit jenen schönen Berggruppen, welche am südlichen Horizont sich kühn erheben und bereits dem Gebiete angehören, welches jenseits des Ararats anderen orographischen Richtungen gehorcht und dem bisher südlichen Laufe des Araxes jenen hohen Damm entgegenstellt, den derselbe nur mit Hilfe plutonischer Mächte so weit zu durchbrechen vermochte, dass er sich wirklich im gegen Südosten gerichteten Laufe einen engen Ausgang zur tiefen Ebene und dem dieselbe bespülenden Meere erzwang. Von plateauartiger Höhe, die sich allmählich zur Ebene streckt, wo der Araxes dem nicht mehr fernen Aus-

trittspunkte von dem armenischen Hochlande entgegenströmt, werden zuerst die hohen mit Schnee bedeckten Karabaghischen Gebirge im Südosten wahrgenommen, eine Kette bildend, an welche sich im Süden dem Auge wohlgefällig die persischen Gebirge anschliessen. Aber in grösserer Nähe, einem andern System angehörig, tauchen merkwürdig geformte Felsenkegel von bedeutendem Umfang frei mit dem Charakter der Unersteiglichkeit empor; auffallend erinnern sie in ihrer Form an den Takjaltu bei Kulpi, und merkwürdig genug stehen sie mit ihren untergeordneten Formationsgliedern in ganz gleicher Beziehung zu dem Salzvorkommen bei Nachitschevan, welches jetzt dicht vor dem Wanderer liegt, weit sich ausbreitend zwischen Gärten auf flachem Terrain mit dem Charakter eines Plateaus. Was Kulpi wahrscheinlich macht, hat Nachitschevan nur bestätigt. Der hohe Felsenkegel des Hanly oder Schlangenberges, der Nahadir u. s. w. sind Ausflüsse ein und desselben Gesetzes, welches in seinem Wirken sich hier zu meiner Freude noch deutlicher verriet als in Kulpi. Nachitschevan, die quellenreiche, von herrlichen Fruchtgärten umgebene uralte Perserstadt, nimmt mehr in der Reflexion und Erinnerung als durch Aussergewöhnliches in ihrem Erscheinen das Interesse in Anspruch; hier lebte Noah, hier zeigt man die Gräber seiner Familie.

Über mehrtägigen Aufenthalt hinweggehend, lade ich Euch ein, mir gleich bis an das entfernteste Ziel meiner Reise, d. h. dahin zu folgen, wo der Araxes, in langer und tiefer wilder Talschlucht dahinrauschend, ein für die physikalische Geschichte des armenischen Hochlandes bedeutungsvolles Faktum darstellt, zugleich aber Naturszenen von aussergewöhnlicher Erhabenheit bedingt. Das Kloster des heiligen

Jakob bezeichnet auf langem Felsenvorsprunge die Stelle, wo der Araxes unweit Nachitschevan zuerst die Ebene verlässt und in das enge Felsental von Djoulfa tritt. Am Ende desselben nach wenigen Stunden rauscht er an den ausgedehnten Ruinen der alten, ehemals reichen und blühenden Handelsstadt Djoulfa vorüber; die persische Despotie im sechzehnten Jahrhundert vernichtete ihre Einwohner gewaltsam. Hier ist die Grenze der eigentlichen Araxesebene bereits überschritten; ein ganz neues Tal nimmt den nun immer rascher strömenden Fluss auf, führt ihn durch ein Gebiet der wildesten plutonischen Wirkungen, lehrreich wie kaum ein anderes, am Fusse des hohen Kanaghi Dagh der Perser vorüber in mannigfaltigen Windungen bis zum Ende des Tales, wo das liebliche Ordubad mit seinem reinen, gesunden Klima, seinen schönen Quellen, seiner uralten Platane, seinen Obst- und Weingärten am hohen Abhange der Vorberge von Karabagh eine Oase in der umgebenden Steinwüste erscheint. Hier, wo die Natur auf den Flächen und auf den Rücken und Abhängen der Sandstein- und Konglomeratberge, zerrissen von roten Porphyren, nur spärliche Bedingnis zur höheren vegetativen Entwicklung findet, zeigt sie im Innern der mit dem höheren Gebirge kommunizierenden Seitentäler, in welchen befruchtende Quellen rauschen, den ganzen Reichtum jener Entwicklung, deren sie unter diesen Breiten fähig ist. So in Akulis, jener merkwürdigen alten armenischen Stadt, versteckt und beinahe vergraben in Gärten, hinaufziehend in unscheinbaren, Ordubad benachbarten Tälern.

Noch an keinem Orte erregte die Localität soviel italienische Reminiszenzen wie in dem schönen Tale von Akulis. Die Art und Weise der villaähnlichen, unter den Bäumen

der Gärten terrassenförmig übereinander liegenden Gebäude im Verein mit dem schönen Klima erinnert an Italien, allein wie anders ist die Vegetation! Da zeigen sich weder Portugali, noch Limoni, noch Cedroni; keine Cypresse richtet ihre schlanke Gestalt in die blaue Luft; keine Myrte, kein Arbutus winkt von den Felsabhängen und keine Granate leuchtet mit dem Blütenrot durch das dunkle Grün. Die kontinentale Lage, verbunden mit der absoluten Höhe aller Orte des armenischen Hochlandes über dem Meere, sowie die grösstenteils davon abhängigen Extreme der Wärme im Sommer wie der Kälte im Winter sind die hauptsächlichsten Ursachen einer so grossen Verschiedenheit, welche der rein geographischen Lage nach nicht erwartet werden sollte. Alle jene Bäume, Sträucher und Pflanzen, welche der Sommerwärme nach wohl gedeihen würden, müssten bei der strengen Winterkälte, die das Eingraben der Rebe in Erivan nötig macht, verfrieren, deshalb sieht man sie nicht. So bleibt denn trotz so mancher hier herrlich entwickelter Elemente wirklicher Schönheit diese Gegend von Transkaukasien noch immer weit hinter den Naturschönheiten des unvergleichlichen Italien zurück.

Wenige Werst von Ordubad beginnt nun die berühmte Talspaltung, durch welche der Araxes zum zweiten Male auf eine bei weitem längere Strecke sich durchzwängen muss, um endlich mit dem Erreichen der Karabagh'schen Niederungen alle Stufen überschritten zu haben, welche sein Stromlauf von seiner Entstehung im Paschalik Erzerum an ihm vorschreibt, bis er im beruhigten Laufe vereinigt mit dem vom benachbarten Quellengebiet erzeugten Kur, der ebenfalls durch das wilde und enge Bordjomtal sich mühsam den Lauf erzwingen muss, dem Kaspischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meere zuströmen kann, aus welchem kein weiterer Abfluss stattfindet; vielmehr ist es gewiss, dass alle jene grossen in dieses Binnenmeer einströmenden Flüsse ihr Wasser durch Verdunstung der warmen Atmosphäre wieder mitteilen und somit ihren Tribut an den ewigen Kreislauf in der organischen Natur auf diese Weise entrichten. – Hoch und hehr, unveränderlich und fest hebt der Ararat sein glänzendes Haupt in die reinen Regionen der Atmosphäre, welche der irdische Staub niemals trübt, und während sein Fuss in der geheimnisvollen Sphäre niemals vergehender Glut des zentralen Wärmequells des Planeten ruht, verdichtet sein Gipfel als natürlicher Kondensator dieselben Wasserdämpfe in der Höhe der Atmosphäre wieder und führt sie als zahllose unter den, seinen verschiedensten Höhen in ungeheurem Massstabe entströmten Lavenmassen hervortretenden köstlichen Quellen auf das neue dem niemals alternden Araxes wieder zu. Das Tal des Araxes zwischen Ordubad und Nigri ist eine der grossartigsten Naturszenen, die man auffinden kann. Die Rosstrappe mit dem weiter hinauf noch mehr sich verengenden Bodetale könnte am besten eine Vorstellung vermitteln, nur en miniature. Denn hier handelt es sich um mehrere tausend Fuss hohe, senkrecht himmelanstrebende, auf das wildeste zerrissene Felsenwände, welche senkrechte, zahllos nebeneinander hinunterlaufende Spalten oft in ganze Gruppen gigantischer Pfeiler zerlegen, welche schon ein Erdstoss in Trümmer herabzustürzen zu vermögen scheint. Hier verengt sich an mehreren Stellen der Strom verhältnismässig noch mehr als nur irgend im Bodetale die Bode; über hoch in seinem Bette aufgehäufte Trümmerblöcke des Urgesteins von der Karabagh'schen Zentralkette, die rechtwinklig auf

ihrer Erstreckung vom Strome geschnitten wird, wühlt der geängstigte Strom die ganze Fülle seines Wassers, in das engste Volum gedrängt, brausend, in schäumenden Kaskaden, vor deren Rauschen nur lautes Schreien den Redenden verständigen kann. Endlich ist die Karabagh'sche Zentralkette überwunden, und nun beginnt ein schon etwas beruhigterer Lauf. Das enge Tal breitet sich stellenweise aus und nimmt auch von beiden Seiten breite Quertäler auf, deren eins das mit Recht hochgepriesene Migrital ist. Seiner Mündung gegenüber liegen persische Orte neben einer weit über die Felsenhöhen fortziehenden malerischen Befestigung, die ärmlichen Reste eines nutzlosen Widerstandes der Barbaren gegen die Macht unwiderstehlich auf sie eingedrungener Zivilisation, deren Sieg der Fall von Erivan auch für diese fernsten Grenzen des grossen Kaiserreiches verkündete. Das wunderschöne Migrital, durchströmt von dem kristallhellen, rasch über glänzende Urgeschiebe dahinrauschenden Migritschai, wird mir unvergesslich bleiben. Die blühenden Granatbäume, die schon jenseits des Araxes aus dichten Gartengebüschen herüberleuchtend die Herrschaft eines milderen Klimas verkündeten, gesellten sich auch hier zu der überall wuchernden wilden Feige und der wilden Rebe, die, von Baum zu Baum dichtes Schlinggewächs rankend, bereits ihre zahlreichen, kleinbeerigen Trauben durch das schöne Laub hervorblicken liess. Maulbeerbäume verhüllten überall mit ihrem saftigen Grün den nackten Fels, und blumendurchsäetes Wiesengrün bildete den Boden der zahllosen Gärten, in welchen regelmässige Laubengänge der edelsten Weinreben den Hauptkulturzweig der Bewohner in seiner schönsten Entwicklung zeigte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

PHILIPP FRANZ VON SIEBOLD

Japanische Pflanzengeographie.

Auf den japanischen Inseln durchläuft, wie bei uns, die Vegetation eine vierfache Periode, und die Landschaft erscheint jedesmal in einem der Jahreszeit entsprechenden Gewande. Aber der Wechsel der Jahreszeiten unterscheidet sich dort von dem eines nördlichern Himmelsstriches dadurch, dass der Übergang des Sommers in Herbst und dieses in Winter nicht so scharf bezeichnet ist, als der vom Winter zum Frühling. Denn die unter rauhem Nordwind und Schneegestöber eingeschlummerte Vegetation erwacht plötzlich, und in wenig Wochen kleidet die Landschaft sich in ein reizendes Frühlingsgewand. Die erwähnten Frühlingsherolde gesellen sich nun (Februar) zu den bereits früher (Januar) in Gärten blühenden Aprikosen, Camelien, Mispeln und Kornelkirschen; es folgen (März) Kerrien, Weigelia, Corylopsis, Seidelbast, Jasmin, Primeln und Loniceren, der frühzeitige Stachyurus, die amerikanische Cercis, Hamamelis, Calycanthus und Astragalus, und zahlreiche Arten und Spielarten von Pflaumen, Kirschen und Pfirsiche, und schmücken, durchwebt von zarten und bunten Blättern der Ahorne, Haine, Gärten und Hecken. Die immergrünen Lorbeer-, Stechpalmen-, Myrten- und Eichenarten erneuern (April) ihre Blätter, und zahlreiche Kätzchenbäume vertauschen ihre Blüten gegen Laub. Die Wälder prangen im mannigfaltigen Gemische dunkeln und hellen Grünes mit hartem und sanftem Laube, und blühende Azaleen, Deutzien, Euryen, Hydrangeen, Magnolien und Päonien, Viburnum-, Evonymus-, Crataegus- und Rubusarten und die prachtvolle Paulownia

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erheitern den Blick düstrer Cedern und Lebensbäume, des Taxus und Podocarpus und anderer Nadelhölzer, und verbergen die noch laublosen Terebinthaceen und den durch tausend Hände entblätterten Teestrauch. Im jungen Grün steigen dann (Mai) hoffnungsvoll die jungen Cerealien auf den Rücken der Hügel empor, und der frühreifende Rübsamen, der noch vor kurzem das frischgepflügte Bauland mit goldnem Saum umzog, senkt verbleichend seine schweren Stengel. Die Arbeitsamkeit des Landmanns wetteifert mit der Zeugungskraft der Natur. Durch bewundernswürdigen Fleiss der vulkanischen Zerstörung abgewonnen, ziehen an den Hängen der Berge stufenweise Felder hinan, die sorgfältig unterhaltenen Gärten gleichen – ein Werk tausendjähriger Kultur, das den Reisenden in Erstaunen setzt.

Allmählich wird das Laub der Bäume dichter (Junius), es überschattet die verblühenden Sträuche, und das in immer dunklern Abstufungen sich erhebende Grün verkündet die Ankunft des Sommers. Eine brütende Wärme treibt nun (Julius) aus dem Wurzelstocke des Bambusrohres riesenhafte Sprossen hervor, welche zur Seite der Mutterpflanze so üppig aufwachsen, dass sie diese, die kaum von den Stürmen des Herbstes und Frösten des Winters sich erholt hat, bald an Grösse übertreffen; wie unter einem Tropenklima breiten einzeln stehende Palmen und Musen ihre Blätter aus, als wollten sie den Menschen, dem sie aus wärmern Ländern hieher gefolgt, durch ein schattenreiches Dach beschützen, und Orangen, Osmanthus, Tuberosen und Orchideen und andere gewürzhaft riechende Pflanzen blühen, ihre ermatteten Pfleger mit Wohlgerüchen zu erquicken. Prächtige Liliengewächse und in Purpur

prangende Celosien und Amarante schmücken die Gärten, und Lippen- und Larvenblumen, Winden und Malven zieren das Feld, und der heilige Lotus erhebt seine schwimmenden Blätter und bedeckt sumpfige Stellen mit schönen Blumen. Die ganze Natur schmachtet jetzt bei einer Hitze von oft mehr als 95 bis 100 Grad Fahrenheit. Die edlern Gewächse ringen mit rankendem und kriechendem Unkraut: zahlreiche Arten von Polygonum, Achyranthes, Phyllanthus, Cissus, Chenopodium, Commelina, und üppige Gräser-Arten von Cyperus, Panicum, Cynosurus besiegen die verblühten edlern Kräuter und Staudengewächse längs trockenen Rainen und den Ufern versiegter Quellbäche, und wuchern im Baulande.

Die mit Ungeduld erwartete Regenzeit tritt ein. Sie benutzend, jätet und verpflanzt der Landmann, säet Hirse und gewinnt dem weniger fruchtbaren Baulande noch eine zweite Ernte ab. Gerste und Weizen wurden bereits im Junius geerntet und an ihrer Stelle Reis, Bataten, das essbare Arum und Solanum, Tabak, das Färberpolygonum u. dgl. gepflanzt. In den Tälern brütet der Reis, und an den sonnigen Hängen der Hügel bringen Kürbisse und Melonen saftige Früchte, und die Hülsengewächse trockene Schoten.

Wohl einen Monat und darüber (August) erscheint im äussern Pflanzenleben keine auffallende Veränderung; bloss hie und da zeigt sich noch eine spätblühende Staude oder Baum - ein Clerodendron, Hibiscus, Bignonia, Lagerstroemia, und Arten von Patrinia, Eupatorium, Prenanthes, und einzelne blühende Kräuter der früher erwähnten Gattungen sehen mit mattem Grün aus dem gelben Grase hervor. Baumfrüchte und Samen reifen, die Reisfelder

erbleichen, und wo im Frühling Veilchen und Anemonen blühten, zeigen sich jetzt (September) Strahlblumen, Glocken, Gentianen und einzelne Schirmpflanzen.
Die Blätter der frühzeitigen Amygdaleen fangen an dürr zu werden (Oktober), die der Dattelpflaume fallen, und die lichtern Zweige prangen mit rotgelben Früchten. Einige frühblühende Staudengewächse, die mehrerwähnte Forsythia, Deutzia, Kerria, Rosen und Jasmin bringen jetzt noch zum zweiten Male einzelne Blüten und zieren, mit den beliebten Spielarten von Chrysanthemum, Herbstanemone, Riesenhuflattich und Astern die Gärten. Einige Gattungen Gräser, wie Erianthus, Andropogon, Anthistiria, entwickeln, was merkwürdig ist, im Spätherbst noch Blüten, und das auf einer Seehöhe von oft mehr als sechshundert bis achthundert Meter, wo sie die Gipfel der Berge mit üppigem Grün kleiden. Auch die zahlreichen Spielarten von Pomeranzen, Cedern und einigen andern Nadelhölzern, erneuern in dieser Jahreszeit, oft noch bei ziemlich kühlen Nordwestwinden, ihre Blätter, als geschehe es, um in dem frisch angelegten Kleide den Winter besser zu durchdauern. Vor dem mächtigen Einfluss der Sonne geschützt, entwickeln nun die Pflanzen mit Knollenwurzeln um so kräftiger ihre der Erde angehörigen Teile, die Wurzeln; weisse und gelbe Rüben, Rettiche und Erdäpfel gedeihen jetzt am besten.
Das sich rötende Laub der Wachsbäume und Ahorne verkündet endlich die sinkenden Kräfte der Natur. Ein grosser Teil Bäume und Sträuche verlieren die Blätter, die Stengel perennierender Staudengewächse verdorren (November). Nur einzelne Chrysanthemen, Camelien, Tee, Tazetten und Rosen blühen noch in Gärten und auf dem Felde. Aus

lichten Gehölzen blicken die roten und schwarzen Beeren der Lorbeerbäume und Stechpalmen und einzelne Apfelsinen hervor, und Leber- und Laubmoose blühen an schroffen Felsen, an den Stämmen entlaubter Bäume. – Schon wochenlang sind die Gipfel hoher Berge mit Schnee bedeckt; es herrscht ein kalter Nordwestwind; es friert, schneiet, hagelt. – Aber nur kurze Zeit dauert der Winterschlaf höherer Gewächse. Schon zu Anfang Januars regen sich einige Bäume und Kräuter; und man sieht ein gesegnetes Jahr angekündigt, wenn bereits am Neujahrstage ein blühender Zweig des Prunus Mume oder ein Adonis den Altar der Hausgötter schmückt.

Ein mehr als tausendjähriger Verkehr mit dem benachbarten asiatischen Festlande, vorzüglich mit China, Korea und den mehr südlich gelegenen Inseln, den Liukiu, hat die japanische Flor mit vielen auswärtigen Nutz- und Zierpflanzen bereichert, und das Bild einer bewohnten Landschaft trägt unverkennbar ein fremdes, durch Kunst veredeltes Gepräge. Wo wir jetzt an den Hängen der Hügel stufenartige Beeten mit Cerealien und Gemüsen emporsteigen sehen, da wucherte früher hohes Gras. Wo jetzt die Teestaude die mit Rübsamen, Tabak, Färberpolygonum, Saflor, Mohn, Sesamum, Hanf und Baumwolle blühenden Felder umzäunt, wuchsen einst, in buntem Gemische, Keuschlamm, Schneeball, Spiräa, Hortensien, Brombeer- und Weissdorn-Arten, Bocksdorn und ähnliches. Wo der Reis stundenweite Ebenen mit einfärbigem Grün überzieht, standen Sümpfe, bedeckt mit Riesen-Wasserrosen und Euryale, und anderen reichblühenden Wasserpflanzen, während Schilf- und Riedgräserarten die einsamen Ufer säumten; oder Flüsse und Bergbäche breiteten noch

frei waltend ihre Betten aus. Aus den Wildnissen um Tempel und Klöster schuf der ordnende Geist bezaubernde Haine, die er mit bunten Azaleen, Camelien, Päonien und prachtvollen Lilien und Orchideen schmückte; und am öden Strande, von armen Fischern gepflegt, wuchsen süsse Kastanien und essbare Eicheln zu Wäldchen auf, die Hütten ihrer Pflanzer freundlich beschattend. – Erst durch die Kultur mancher Geschlechter haben die japanischen Landschaften ihren nunmehrigen Charakter erhalten. Apfelsinen, Granatäpfel, Pfirsiche, Aprikosen, Äpfel, Birnen und Quitten, wie noch manche mit dem Wörtchen Japonica bezeichnete Pflanze, sind fremden Ursprungs, und man kann annehmen, dass von etwa fünfhundert Nutz- und Zierpflanzen mehr als die Hälfte eingeführt sind.

JOSEPH VON HAMMER-PURGSTALL

Rhodos.

Nordwestwärts hinter der Stadt Rhodos erhebt sich eine Felsenreihe, die längs dem Gestade hinläuft, und sich landeinwärts in eine abhängige Fläche, mit Gärten, Feldern und Weinbergen bedeckt, verliert. Die Aussicht vor der äussersten Spitze dieses Felsenwalls, das ist, von der Terrasse eines hohen anmutigen Landhauses ist eine der reizendsten, welche die Einbildung zu malen und die Natur auszuführen vermag. Zur Rechten und Linken das Meer durch sich selbst begrenzt, gegenüber die Gebirge der Küste Asiens in naher Ansicht. Im Vorgrunde die Festung, die Stadt und der Hafen. Die Abdachung der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fläche landeinwärts ist ein romantisches Gemische von wucherndem Pflanzenwuchs und halbzerfallenem Gesteine. Ein einziger grosser Garten voll Schattengängen und Lauben, Labyrinthen und Ruinen. Auf der steilen Seite des Walls, den die Natur längs dem Gestade aufgemauert hat, formen die Felsen natürliche Grotten und Bogen, Brücken und Terrassen, deren Nachahmung der Kunst schwer gelingen würde.

Der reinste Himmel umfliesst das Haupt, zu den Füssen liegt die klare Flut des Meeres von einem grünen Wogenstreife längs dem Gestade besäumt. Wenn eine vollkommene Windstille das Meer platt drückt, sind doch die Grundströme, die in mäandrischer Richtung die unteren Wasser durchrinnen, sichtbar. Wenn bei frischem Winde die Fluten an den Felsen sich brechen, steigen hie und da zwischen dem grauen Gesteine senkrechte Schaumsäulen von einer beträchtlichen Höhe empor, die wie Schneegestöber auf dasselbe brandend zurückfallen. – Die Signalfahnen des auf der obersten Terrasse aufgepflanzten Flaggenmastes verkünden die fernsten Schiffe; die einlaufenden begrüssen die Festung mit Kanonen, deren Gelärme von den Gebirgen der asiatischen Küste durch mehrere Minuten, wie ein langer Donner nachhallt. Ein beständiger Wechsel von Booten und Kähnen belebt die unter den Augen liegende Reede. Unmittelbar daran grenzen von der Landseite Felder und Baumgärten, mit hohen Mauern eingefasst wie persische Paradiese, nicht um darin Tiere, sondern dieselben vor den Tieren und Menschen zu bewahren.

Eine halbe Stunde ausser dem Flecken, und beiläufig eben so weit vom Meere entfernt, erhebt sich aus der Felsenreihe,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die von Rhodos angefangen längs dem Gestade hinläuft, der Berg des heiligen Stephanus steil und vereinzelt, mit Föhren gekleidet, gekrönt mit den Zinnen alter Festen, die auf eine grosse Entfernung von allen Seiten sichtbar sind. Auf dem breiten Gipfel findet man die Reste zweier durch Alter und Bauart von einander deutlich unterschiedenen Anlagen, wiewohl beide in derselben Absicht, nämlich als Schutzwehre des Landes und als Lug ins Feld aufgeführt. Die östliche und grössere Fläche ist mit den mächtigen Ruinen eines festen Schlosses der Ritter, auf mehr als eine halbe Stunde im Umkreise bedecket; der Wall, dessen Fuss mit dem Felsen senkrecht in die Tiefe hinabsteigt, steht an vielen Orten noch wohl erhalten mit seinen Zinnen und Schussscharten da. Wo die Steinblöcke niedergeworfen und hinabgestürzt sind, bezeichnen die Grundmauern die Linie des Umkreises, der den toten Steinhaufen in sich schliesst. Mitten unter den Schutthügeln erhebet sich ein Palast und die Kirche des heiligen Stephans ziemlich unbeschädigt. Efeu durchrankt die zersplitterten Mauern, und umschlingt als Guirlande die Wappen des Ordens, die in den Ecken am Ende der gotischen Gewölbquasten angebracht sind. Hie und da stehen die Eingänge unterirdischer Gewölbe, von Steingetrümmer noch unverschüttet, offen.
Auf der Westseite des Berges ist der Umfang einer weit älteren Festungsmauer, deren Trümmer an manchen Orten noch unversunken und unzerstört der Zeit trotzen, sehr wohl erkennbar. Beiläufig in der Mitte des Kreises stehet ein altes aus Quadersteinen aufgeführtes Gewölbe, dessen Bau, wiewohl die Zeit den Mörtel ausgefressen und alle Fugen durchsichtig gemacht hat, durch das Gegengewicht der Quadersteine noch zusammen gehalten wird, und an der

äussersten Spitze des Berges türmen sich zwei ungeheuere Mauerpfeiler, in der Form eines abgeschnittenen Kegels, aus Ziegeln und Steinen auf. Die Zeit hat diese Mauer in wahren Stein verwandelt, sie trotzen den Jahren und spotten der Ohnmacht der Werkzeuge, mit denen, wie es aus den zurückgelassenen Spuren erhellt, die Erbauer der neuen Feste die Massen der alten zu zerstören umsonst sich bemühten. Diese Kegel waren vermutlich die Grundpfeiler, auf denen sich die Türme des Schlosses erhoben, denn noch sind dieselben der Standpunkt, von dem das Auge die schöne und weite Aussicht der ganzen Gegend mit einem Blicke umfasst: Karamaniens Küste ehrwürdig durch den Kranz ihrer blauen Gebirge, und die Trümmer verfallener Städte; das Meer hier unbegrenzt, und dorten vom festen Lande umfangen. Die Eilande Sciro und Simia zum Teile in ferner Ansicht. Die Bewohnerinnen Sciros handeln mit Schwämmen, und die Mädchen von Simia wandern in die benachbarten Eilande aus, um sich dorten als Mägde zu verdingen, oder durch Handarbeit zu ernähren. Ausser diesen Eilanden umfasst der Blick von der Höhe einen grossen Teil der Insel Rhodos selbst, und nachdem derselbe lange auf Hügel und Tal, auf Meer und Inseln herum geirrt hat, ruht er mit sinnendem Wohlgefallen auf den Schutthaufen der beiden Festen des Berges, auf den Wällen, und Gewölben, auf dem eingestürzten Palaste, der mit Efeu umrankten Kirche aus. – Wenn die Nacht auf diesen Höhen dunkelt, wenn der Mond durch die Bäume und zerrissenen Mauern die Finsternis der alten Ritterkapelle halb erhellt, wenn der Wind in dem Föhrenwald brauset, der Giessbach ins Tal hinab und die Brandung vom Felsengestade herauftoset, da naht der Augenblick der Erscheinungen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

JOSEPH VON HAMMER-PURGSTALL

Vorgelände von Brussa.

Sobald man Modania eine Viertelstunde hinter sich hat, gegen Südwesten, und auf der rechten Seite der Strasse gegen Brussa, liegen mitten unter den Weingärten die Ruinen zerfallener Mauern, deren Steine, durch die Landesbebauer neu aufgeschichtet, Gartenmauern wider die herabrollende Erde bilden. Die Wurzeln der Maulbeerbäume haben sich durch die Massen der Grundfesten ihren Weg gebahnt, und grosse behauene Steinblöcke sind vom wuchernden Weinlaub versteckt; diese Mauern tragen nun, statt Türmen, Bäume; sie schirmen keine Stadt mehr, sondern nur Pflanzungen, und die Fruchtbarkeit des Bodens hat ihre Rechte wider die Usurpation der Bauten geltend gemacht. Dies sind, der Lage nach zu urteilen, die Reste der alten Stadt Apamea, deren Namen sich in dem der Ruinen erhalten hat, welche von den Einwohnern Amapoli genennet werden. Von hier angefangen stellt das Land das schönste Gemälde wuchernder Pflanzung und emsigen Anbaues dar. Man fühlt sich von allem Zauber des Himmelsstriches Kleinasiens umfangen, und vergisst dabei, dass man sich in der Türkei befindet. Die Strasse ist von beiden Seiten mit Weingehegen und Maulbeerpflanzungen eingesäumt, wie die schönsten Strassen Italiens. Kühle Quellen, die sich in gewölbten Behältnissen sammeln, oder aus Fontänen hervorspringen, tränken überall den durstigen Wanderer und Boden. Nach einer halben Stunde immer aufsteigenden Weges erblickt man rechts auf der Höhe des Berges Misopolis, ein grosses von Griechen bewohntes Dorf, und eine Stunde weiter zieht man

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch das türkische Dorf Tschakirchan, mit einem Tschiftlik oder Meierhof, dem Charadschoghli, einem der reichsten Bewohner von Brussa, gehörig. Die Strasse, die bis hierher gestiegen, senkt sich nun weiter fort auf der andern Seite des Bergwalles, welcher Brussas Ebene von dem Meere trennt. Eine Schlucht, durch welche sich der Weg senkt, öffnet auf ein Mal die grosse Aussicht der Ebene und des Flusses und des Hügeldammes, von denen sie durchschnitten wird, und der grossen Masse des Olympos im Hintergrunde. Nach einer halben Stunde Weges übersetzt man den Nilufer (Lotos Nenufar), im Sommer denselben zu Pferde durchwatend, im Winter mittelst einer steinernen Brücke. Dieser Strom, der als silberne Schlange auf der Paradiesesfläche Brussas ausgedehnt liegt, verdient seinen schönen Namen, sei es, dass er denselben in ältester Zeit vom Lotos erhalten, der nach Homeros auch an den Ufern des Simois und Skamandros üppig sprosste, sei es, dass er denselben, wie die türkische Sage es will, der schönen Sultanin Nilufer, der Gemahlin Orchans, dankt. Nachdem man über denselben gegangen, führt der Weg durch das, in einer kleinen Entfernung vom Flusse mitten unter Kornfeldern gelegene türkische Dorf Besler (Nährend). Sanft erhebt sich der Weg durch die Hügelreihe, die zwischen dem Olympos und dem Meere mit dem zurückgelassenen Gebirgswalle fast gleich läuft. Mit dem Vordringen in die Talschluchten verliert sich die Aussicht, und erst nach einer Stunde, beim Dorfe Ahmedie, tut sich die Ebene von Brussa in ihrer ganzen herrlichen Weite auf, und das Auge misst in seiner ganzen Grösse den Riesen des Olympos vom Kopfe, den die Stirnenbinde ewigen Schnees schmückt, bis zum Fusse, den die Gärten Brussas, wie ein reiches kaschmirisches

Shawl umhüllen. Noch eine Stunde zieht man, aber ohne sich, wie bisher, des Schattens der Bäume als Schutz wider die Hitze der Sonne zu erfreuen, bis man zum zweiten Male dem Nilufer begegnet, der nun in einer ganz entgegengesetzten Richtung daher strömt, so, dass es für den Augenblick zweifelhaft wird, ob es wohl ein und derselbe Fluss mit dem bereits durchwateten sei. Diesen Zweifel veranlasst sein schlangenförmiger Lauf, mit welchem er, seine schönen Ufer mit Bedauern fliehend, denselben wieder sehnsüchtig entgegen eilt, aber dadurch auch in vielen Niederungen und Armen austretend und Sümpfe bildend die Luft mit giftigem Fieberhauch verpestet. Er entspringt in den westlichen Tälern des Olympos, umfängt denselben in seiner ganzen Breite von Westen nach Osten, nimmt in seinem Laufe alle Bäche und Gebirgsströme der östlichen Täler des Olympos auf, kehrt hierauf in der Richtung seines ersten Weges zurück, umgürtet das Ende der Hügelreihe, welche die Fläche durchschneidet, fliesst dann längs derselben und in einer seiner ersten ganz entgegengesetzten Richtung, nämlich von Osten nach Westen gegen den Rhyndakos, mit dem er seine Wasser, ein wenig ober der Mündung desselben, vereinigt.

Nächst der grossen steinernen Brücke bei dem zweiten Übergange über den Nilufer ist eine grosse Fontäne, welche Adschemler tscheschmessi (der Perserbrunnnen) heisst, mitten auf einer kleinen von Platanen beschatteten Halbinsel des Flusses. Eine um so mehr erquickende Ruhestätte für den labsalbedürftigen Wanderer, der dieses Weges nach Brussa zieht, als ihm seit einer Stunde weder Quell noch Baum liebliche Kühlung oder freundliches Obdach gewähret. Nur wer im Morgenlande in der brennenden Hitze des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sommers gereiset ist, kann mit gebührender Dankbarkeit den Wert dieser öffentlichen Anstalten erkennen, welche die Grossmut und Frömmigkeit auf den Landstrassen Kleinasiens und Syriens vervielfältigt hat. Der Reisende, von Hitze ermattet und von Müdigkeit erschöpft, segnet vom Grunde seines Herzens den Stifter oder die Stifterin, welche eine Inschrift in Prose oder Versen mit passenden Sprüchen aus dem Koran oder dem Chronographe der Errichtung meldet. Aus allen frommen Stiftungen, welche die Religion des Moslims, als gute Werke, mit einem Verdienstdiplom für diese und jene Welt adelt, sind Brunnen und Brücken, wenn nicht (wie Moscheen und Schulen, Krankenhäuser und Armenküchen) die verdienstlichsten für den Stifter, doch die erspriesslichsten für den Sohn der Strasse, welcher ohne dieselben auf seinem Wege durch den Überfluss der Ströme aufgehalten, oder durch den Mangel an Quellen verschmachten würde; daher auch viel verdienstlicher als die frommen Stiftungen der Bäder und Brunnenhäuser in den Städten, welche durch gehitztes und eisgekühltes Wasser bloss für Reinlichkeit und Sinneslust sorgen.

Die Flut des unmittelbar vor dem Eingange Brussas gelegenen Perserbrunnens, welche aus mehr als einer Röhre gewaltsam hervor sprudelt und ganz allein einen Bach bildet, verkündet im voraus den Überfluss des Wassers, der den Wanderer auf der izt aufsteigenden Höhe des Olympos und in der Stadt erwartet, deren Kuppeln und Türme nun mitten aus dem grünen Gewirre von Gärten und Pflanzungen hervor scheinen. Das Dorf, oder vielmehr die Vorstadt Tschekirdsche, auf der unmittelbar von der Fontäne an sich erhebenden Höhe gelegen, stellt sich mit der grossen

Moschee und seinen Bädern als das schönste Gemälde dar. Von Seite der Stadt laufen mehrere Strassen, alle mit grossen Steinen gepflastert und von grossen Bäumen beschattet, auf den Perserbrunnen als ihr gemeinschaftliches Gesichtsziel aus. Die grösste derselben führt von hier, fast geraden Weges und immer aufwärts, an die Tore der Stadt. Erst glaubt man sich nur in der Allee eines grossen Gartens; das üppige Wachstum der Bäume verbirgt von allen Seiten die Aussicht, nur die höchste Kuppe des Olymps erscheint am Ende der Allee wie die Kuppel eines grossen Gebäudes an dem Ende einer Allee eines grossen Parks. Immer führt der Weg hinauf unter dem schweigenden Schatten, wie der Probepfad des Pythagoreers unter Schweigen zur Vollendung. Auf ein Mal stören die heilige Stille zwei Fontänen, welche von beiden Seiten des Weges ihre Wasser murmelnd sich einander entgegen giessen; rechts erhebt sich ein Felsen, ganz mit Grün bekleidet, und links ein malerischer Köschk, und hier tut sich die volle Aussicht des Zaubertales auf.

Ein unermesslicher Hain von Maulbeerbäumen, deren wogende Gipfel ein weites Meer bilden, das, so fern die Blicke reichen, grüne Fluten schlägt. Aus der Mitte desselben erheben sich, als Zauberinseln, die majestätischen Dome der grossen Bäder, die im Sonnenglanze wie die Magnetberge oder Demantkuppeln im grünen Meere der blauen Märchen der tausend und einen Nacht strahlen. Mit jedem Schritte näher gegen die Stadt belebt sich die Szene mit neuem Zauber. Köschke, Fontänen, Bäder und Moscheen erheben sich überall, oberhalb der Strasse auf dem Berge, und unterhalb derselben im Tale, und nachdem der Blick eine halbe Stunde lang von Domen zu Kuppeln geflogen,

und von den Spitzen der Minarets zu den Gipfeln der Cypressen auf den goldenen Seilen der Abendsonne hin- und zurückgetanzt hat, hemmt seine weiteren Ausflüge das Stadttor, Beschikler kapissi (das Wiegentor) genannt.

HEINRICH VON KLEIST

Würzburg.

Ich finde jetzt die Gegend um diese Stadt weit angenehmer, als ich sie bei meinem Einzuge fand; ja ich möchte fast sagen, dass ich sie jetzt schön finde – und ich weiss nicht, ob sich die Gegend verändert hat, oder das Herz, das ihren Eindruck empfing. Wenn ich jetzt auf der steinernen Mainbrücke stehe, die das Citadell von der Stadt trennt, und den gleitenden Strom betrachte, der durch Berge und Auen in tausend Krümmungen heran strömt und unter meinen Füssen weg fliesst, so ist es mir, als ob ich über ein Leben erhaben stünde. Ich stehe daher gern am Abend auf diesem Gewölbe und lasse den Wasserstrom und den Luftstrom mir entgegen rauschen. Oder ich kehre mich um, und verfolge den Lauf des Flusses bis er sich in die Berge verliert, und verliere mich selbst dabei in stille Betrachtungen. Besonders ein Schauspiel ist mir sehr merkwürdig. Grade aus strömt der Main von der Brücke weg, und pfeilschnell, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es, ungeduldig, auf dem kürzesten Wege ereilen – aber ein Rebenhügel beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und zeigt ihm mit edler Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird - - und er ehrt die bescheidne Warnung und folgt der freundlichen Weisung, und gibt sein voreiliges Ziel auf und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe, seine blumigen Füsse ihm küssend.

Selbst von dem Berge aus, von dem ich Würzburg zuerst erblickte, gefällt es mir jetzt, und ich möchte fast sagen, dass es von dieser Seite am schönsten sei. Ich sahe es letzthin von diesem Berge in der Abenddämmerung, nicht ohne inniges Vergnügen. Die Höhe senkt sich allmählich herab und in der Tiefe liegt die Stadt. Von beiden Seiten hinter ihr ziehen im halben Kreise Bergketten sich heran, und nähern sich freundlich, als wollten sie sich die Hände geben, wie ein paar alte Freunde nach einer langen verflossenen Beleidigung - aber der Main tritt zwischen sie, wie die bittere Erinnerung, und sie wanken, und keiner wagt es, zuerst hinüber zu schreiten, und folgen beide langsam dem scheidenden Strome, wehmütige Blicke über die Scheidewand wechselnd.

In der Tiefe, sagte ich, liegt die Stadt, wie in der Mitte eines Amphitheaters. Die Terrassen der umschliessenden Berge dienten statt der Logen, Wesen aller Art blickten als Zuschauer voll Freude herab und sangen und sprachen Beifall, oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des grossen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab, und versteckte sich hinter die Erde - denn es sollte ein Nachtstück aufgeführt werden. Ein blauer Schleier umhüllte die ganze Gegend, und es war, als wäre der azurne Himmel selbst hernieder gesunken auf die Erde. Die Häuser in der Tiefe lagen in dunkeln Massen

da, wie das Gehäuse einer Schnecke, hoch empor in die Nachtluft ragten die Spitzen der Türme, wie die Fühlhörner eines Insektes, und das Klingeln der Glocken klang wie der heisere Ruf des Heimchens – und hinten starb die Sonne, aber hochrot glühend vor Entzücken, wie ein Held, und das blasse Zodiakallicht umschimmerte sie, wie eine Glorie das Haupt eines Heiligen.

Vorgestern ging ich aus, einen andern Berg von der Nordseite zu ersteigen. Es war ein Weinberg, und ein enger Pfad führte durch gesegnete Rebenstangen auf seinen Gipfel. Ich hatte nicht geglaubt, dass der Berg so hoch sei – und er war es vielleicht auch nicht, aber sie hatten aus den Weinbergen alle Steine rechts und links in diesen Weg geworfen, das Ersteigen zu erschweren. Drei Schritte weit sieht man, weiter nicht, und nichts als die Stufen, die erstiegen werden müssen, und kaum ist ein Stein überschritten, gleich ist ein andrer da, und jeder Fehltritt schmerzt doppelt, und die ganze Mühseligkeit wird gleichsam wiedergekaut – aber man muss an die Aussicht denken, wenn man den Gipfel erstiegen hat. O wie herrlich war der Anblick des Maintales von dieser Höhe! Hügel und Täler und Wasser, und Städte und Dörfer, alles durcheinander wie ein gewirkter Fussteppich! Der Main wandte sich bald rechts bald links, und küsste bald den einen, bald den andern Rebenhügel, und wankte zwischen seinen beiden Ufern, die ihm gleich teuer schienen, wie ein Kind zwischen Vater und Mutter. Der Felsen mit der Citadelle sah ernst auf die Stadt herab, und bewachte sie, wie ein Riese sein Kleinod, und an den Aussenwerken herum schlich ein Weg, wie ein Spion, und krümmte sich in jede Bastion, als ob er rekognoszieren wollte, wagte aber nicht in die Stadt zu gehen, sondern verlor sich in die Berge.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber keine Erscheinung in der Natur kann mir eine so wehmütige Freude abgewinnen, als ein Gewitter am Morgen, besonders wenn es ausgedonnert hat. Wir hatten hier vor einigen Tagen dies Schauspiel – o es war eine prächtige Szene! Im Westen stand das nächtliche Gewitter und wütete, wie ein Tyrann, und von Osten her stieg die Sonne herauf, ruhig und schweigend, wie ein Held. Und seine Blitze warf ihm das Ungewitter zischend zu und schalt ihn laut mit der Stimme des Donners – er aber schwieg, der göttliche Stern, und stieg herauf, und blickte mit Hoheit herab auf den unruhigen Nebel unter seinen Füssen, und sah sich tröstend um nach den andern Sonnen, die ihn umgaben, als ob er seine Freunde beruhigen wollte. – Und einen letzten fürchterlichen Donnerschlag schleuderte ihm das Ungewitter entgegen, als ob es seinen ganzen Vorrat von Galle und Geifer in einem Funken ausspeien wollte – aber die Sonne wankte nicht in ihrer Bahn, und nahte sich unerschrocken, und bestieg den Thron des Himmels – – und blass, wie vor Schreck, entfärbte sich die Nacht des Gewölks, und zerstob wie dünner Rauch, und sank unter den Horizont, wenige schwache Flüche murmelnd. –
Aber welch ein Tag folgte diesem Morgen! Laue Luftzüge wehten mich an, leise flüsterte das Laub, grosse Tropfen fielen mit langen Pausen von den Bäumen, ein mattes Licht lag ausgegossen über die Gegend, und die ganze Natur schien ermattet nach dieser grossen Anstrengung, wie ein Held nach der Arbeit des Kampfes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Augenblicksbilder.

*

Worms.

Ich stieg zu dem Absatze des einen Turms empor, und sah nun die herrliche Ebene der Nibelungen vor mir ausgebreitet. Sanfte Hügelzüge teilen die Fläche in mässige Quartiere ab, der Rhein schlendert in Bogenkrümmungen daran her, in der Ferne begrenzen die Aussicht Taunus und Odenwald, rechts Donnersberg, Vogesen und Haardtgebirge. Kehrt man nun in die Nähe zurück, so versteckt sich mehr, als dass er sich aufdrängte, ein blasser grauer Werder im Rheine. Das ist der Rosengarten.

Die beiden grössten Epen der Welt spielen in räumigen gebirgumgrenzten Flächen. Man fühlt es, nur ein solches Terrain mit seiner ruhigen Mannigfaltigkeit ist der Boden jener Gattung. Da gedeiht das Heldengedicht, wie in enger Felsgegend die Sage sich anekdotenhaft verdichtet oder zersplittert.

Ein Ruysdaelscher weissblauer Himmel lag segnend über der Bergstrasse, die von allen Geistern der Fruchtbarkeit strotzte. Man glaubt es nicht, dass die Erde so viel tragen könne. Reben, so weit man sieht, dazwischen Obstbaum an Obstbaum, und alle Feldfrüchte, Tabak, Hanf, Mais. Dazu der schöne einfache Gegensatz, links die sanften, lieben Hügel, beherrscht vom Melibokus, rechts die goldne Fläche im sanftvermittelnden Abendlichte!

*

Heidelberg.

Am Morgen in der reinen Frühe wurde die Stadt und das Neckartal beschaut. Sie liegt in einem Dreieck eingekeilt

zwischen den Hügeln, denen Fruchtbäume, Weinstöcke und Laubhölzer die mannigfaltigste Färbung geben. Das Schloss thront stattlich darüber, die Brücke zieht die Landschaft zusammen, die im grünen Flusse noch einmal auflebt. Ich musterte diese Herrlichkeiten bei der Helle eines klaren Septembertags.

Nun ging es den Berg hinan zu der berühmten Ruine. Die verschiedensten Zeiten haben daran gebaut, und ich glaube, dass, als das letzte fertig, das erste bereits wieder verfallen war. Vom ältesten Teile, dem Ruprechtsbau, stehn nur noch wenige Trümmer. Der Kranz von Rosen um den Zirkel, die Engel, die den Kranz halten, sind ein schönes, sinnvolles Zunftzeichen. Von diesen Mauerresten aus gehn die übrigen Fragmente, der Ludwigsbau, der Ottoheinrichsbau, der Friedrichsbau und der Englische Bau um ein verschobnes Bodenquadrat. Sie sind zum Teil im schlechtesten Stil, jenem neuitalienischen oder französischen entstanden. Dennoch macht das Ganze, von innen oder aussen betrachtet, trotz der kommodenartigen Leisten und Schnitzeleien in dem braunroten Stein, trotz der geschmacklosen allegorischen, profanen und heiligen Statuen in Giebelfeldern und Blenden, die grosse, oft gepriesene Wirkung. Verworren und reich liegt dieses Gemisch vor uns, wenn wir im Hofe stehn; die Zeit hat das Scharfe und Ungehörige gemildert. In Ein Schicksal des Verfalls gerissen, ruhn die Ungehörigkeiten friedlich neben einander, wie die Leichen der Gebliebnen von diesem und jenem Heer auf dem Felde der Schlacht. Geht man aber in die innern Räume, so steht es still und wüst um uns her, der Tag findet den nächsten Weg durch Decken und Mauerlücken, ein seelenloses Gerippe starrt uns an.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie verschieden wird es, wenn wir uns vor diesem trüben Wesen in die grüne Fülle des Gartens flüchten! Dem herrlichen Reichtume gegenüber thront nun auf mächtig vorspringendem Bergrücken der grosse Bau als frisches Ganzes. Starre Mauern tragen ihn vom absteigenden Fels empor, gewaltige Türme zeichnen die charakterisierenden Grenzen in die Luft. Und dann, wenn man sich wieder näher hinzumacht, das Wuchern von Strauch, Baum und Kraut in den Gräben, und die gutmütige Zudringlichkeit des Efeus! Um Wappen und Bildsäulen ist er gekrochen, ganze Burgstücke hat er besponnen. Ein Turm ist in zwei Hälften gesprengt, das eine Stück liegt unzerbrochen unten, das andre ist mit offnem Innern stehn geblieben. Da hat sich der Schmarotzer herzugeschlichen, und weht mit seinen Ranken hin und her, als wolle er gefällig die Blösse verhüllen.

Der Nachmittag war so schön als der Morgen. In der romantischen Wildnis sah ich den Wolfsbrunnen aus dem Gestein quellen. Er füllt unterhalb drei oder vier Weiher. Herden von Forellen durchstrichen in dunkeln Zügen diese Schalen. Der Weg ist entzückend. Die Sage des Orts handelt von einem halbgöttlichen Wesen, Jetta oder Jutta. Sie soll, oft unsichtbar, den Menschen die Zukunft geweissagt, und verkündet haben, in diesem Tale würden einst viele Wohnungen stehn. Von ihrem ferneren Schicksale gibt es mehrere Erzählungen; die eine ist im weiteren Kreise bekannt geworden, wonach sie am Brunnen von einem Wolfe zerrissen ward.

Das Märchen einer Gegend ist der Atem ihres Geistes. Im Harz deuten alle Sagen auf das geheimnisvolle Leben des Metalls und der Berggewässer, das ist die Krone der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Prinzessin, das sind die Kleinodien, die der Schäfer aus dem Berge holt, und nicht ansehn darf, sie verwandeln sich sonst. Im zerstreuten Riesengebirge foppt Rübezahl ohne Zweck, der Rhein erzählt die Geschichte von Fehde und Zwist, von Scheiden und Meiden. Die Kräfte der Urwelt lagen dort in Hader, gewaltsam musste der Strom das Bekken der Felsen durchbrechen, die jetzt wie feindliche Brüder von Ufer zu Ufer einander anstarren. Und was erregt mehr den Gedanken von Ankunft und Abschied in uns, als ein so lang sich hinspinnender Wasserfaden? – Hier nun, im lustigen Tale des Neckar, sprach die Natur in prophetischer Weise von ihren noch verhüllten Schätzen.

Sie ist nur gar zu übermächtig, wenn sie einen wieder einmal mit dem grossen, ewigen Antlitze nahe anblickt. Dicht neben der Freude über ihre nackte Schönheit liegt die furchtbarste Verzweiflung, und schon fühlte ich das Sausen des Abgrunds, als unter den Bäumen des Schlossgartens bei dem Anblicke einer Nuss, die im Grase lag, mir ein Märchen begegnete, und die Schrecken hinwegscherzte.

*

Die Sächsische Schweiz.

Aus Dresden, wie Eulenspiegel, im Regen gefahren. Wir trödelten so sacht ein paar Stunden zwischen ziemlich unbedeutenden Bergflächen hin, und schon glaubte ich, die Sächsische Schweiz wolle mich täuschen, als der Hauderer hinter Lohmen uns gebot, auszusteigen, und der Führer uns auf fast senkrecht hinuntergehenden Stufen in den Ottowalder Grund brachte. Da waren wir denn mit einem Zauberschlage im wildesten Felsental. Hier begann die Reihe der Erscheinungen, die mir dieses Gebirgsland

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegeben hat. Ich fasse sie so zusammen. Sie sind doppelter Art. Entweder Aussichten auf ein weites, zerklüftetes Bergterrain mit hervorragenden Felshörnern in abgestumpfter konischer Form, oder labyrinthisches Tal, mauergrade aufsteigender Sandstein, viereckte, rundlich abgewaschne Quadern, wecken- oder sackartig übereinander getürmt. Das steht oft in solchen Spitzen, in so schmalen Wänden einzeln, gesondert in die Lüfte, dass man kaum begreift, wie es nicht längst hat zusammenstürzen müssen. In Zakken springt es vor, in Toren und Schwibbögen hat es sich übergebaut, ungeheure Stücke sind zu Tale gestürzt, darüber hin wucherte Moos, Farrenkraut, Gebüsch, darunter rauschen, springen, zerschäumen wüste Waldbäche. Neben diesem Felsgeripp schauderhafte Abgründe, mit der düstern Tanne und Fichte besetzt, deren schwarze Nadel die Melancholie der Szene vermehrt. Nirgends etwas Heitres und Liebliches, die Natur, bei aller Grösse, wegen der stumpfen Form matt.

Ich sah an den jähen Felsen vielfältig einen hochgelben Anflug, der sie noch greller leuchten machte. Als ich etwas davon sammeln wollte, zerrieb er sich mir unter den Händen. Es war ein mürber, pulverartiger Mooskörper.

Nachdem wir den Höllengrund durchschritten, standen wir zu Mittag bei klarem Wetter auf der Bastei, achthundert Fuss über dem Spiegel der Elbe, die sich unten wie ein schmales Band durch das Tal schlängelt. Es ist etwas Ausserordentliches, aber nichts Schönes, und wenn man es einmal gesehen, hat man es genug, wie alle starken Effekte.–

Nach einem wunderbaren Marsche durch die wilde Gegend erreichten wir spät abends das Tor. Hier lebte ein Böhme, halb im Felsen. Wir krochen in seine Höhle, tranken Mel-

necker, assen Ziegenkäse, und schliefen auf weichem Moose. Wie ward uns am folgenden Morgen, als wir hart am Abgrunde erwachten, und das, was uns bei Sternenschimmer als schwarze Schattenmasse bedroht hatte, sich im Frühlicht als das sonderbarste Bogen-, Bastion- und Brükkenwerk enthüllte, welches die Natur in ihrer Laune jemals gebildet hat! Durch die Fürsorge des Fürsten Clary, der überall Geländer ziehn, und die Klüfte durch Balkenlagen verbinden liess, ist es möglich geworden, alle diese Grate zu beschreiten.

Der Abend auf dem Winterberge, die Nachtwanderung, und nun dieses Riesenspiel der Urkräfte brachten in uns eine Stimmung hervor, dass wir still durch den Bielgrund zum Strom hinabschritten. Die Gondel wiegte mich noch mehr in Träume ein, deren ich nicht immer Meister werden kann. So kamen wir nach Schandau zurück.

Wer aufmerksam dem Gange der Dinge folgt, wird öfters wahrnehmen können, dass Natur und Menschenschicksal in einem tiefen Zusammenhange stehn. Es gibt Gegenden, die mit einem zuweilen herben Zwange das Unvermittelte, Springende, Grelle im Menschlichen erzeugen, natürlich bei denen am entschiedensten, die den Boden als Gäste betreten. Es ist mit der Selbstbestimmung nicht so weit her. Jeder, der nicht zum Stubenmenschen verschrumpfte, fühlt in sich das Elementarische ganz klar durch; jene gerühmte Freiheit ist nur eine Form, und zwar die, worin die Notwendigkeit zu Tage steht. Die echten, göttlichen Taten gelingen eben, wenn wir uns als Komplement der Natur betrachten und das vollführen, wovon Baum, Blume, Fels und Ebene die Chiffre und Andeutung geben.

*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die kleinen Flusstäler zu besuchen, gewährt ein grosses Vergnügen. Sie haben so etwas Heimlich-Beschlossnes, und alles, was man darin sieht, zieht sich, durch das Wasser verbunden, zu einem Ganzen zusammen.

Ahrweiler liegt am Eingange des eigentlich engeren Ahrgrundes; näher dem Rhein weichen die Berge nach Remagen und Sinzig aus einander. Mit alten Mauern, Zinnen und Türmen geschmückt, von Wein umrankt, ist es die artigste kleine altdeutsche Stadt, die ich je gesehen. Hier liesse sich das Gedicht von Tristan schreiben. Gegenüber steht auf einem Hügel eine Abtei, zu der Stationen emporführen. Links vor dem Tore brannte unter gotischer Nische ein ewiges Lämpchen. In der Stadt sahen wir ein Haus, von dem wir uns kaum losreissen konnten. Es war ein ganz gewöhnliches Gebäude, aber sonderbar halbiert. Ein Teil desselben schien niedergerissen worden zu sein, das Erhaltne stand, wie mit dem Messer abgeschnitten, unsymmetrisch in Türen und Fenstern geworden, da. Rings umher lag ein blühender Garten gebreitet, den Hintergrund machte die alte Stadtmauer. Ein mächtiger Turm und die blauen Berge schlossen das Bild, welches Ihr Euch nicht einfach und reizend genug denken könnt.

Wir gingen durch das Felsenportal hinter Ahrweiler in das enge Tal ein und konnten über Walporzheim und Mayschoss bis zur Lochmühle fahren. Von da muss man gehn und gelangt, zum Teil klimmend, auf steilen Klippenpfaden zu der Ruine, welche das Ziel der Wandrung sein sollte.

Diese Natur war uns nicht unbekannt, schon vielfach hatten wir sie im Bilde angeschaut. Das Ahrtal ist die Studien-

kammer der Düsseldorfer Landschafter. Graue, kraus in einander verschränkte Schieferwände, hin und wieder mit Kuppen von andrem Gestein bedeckt, sperren die Gegend zu. Am Fusse der Felsen liegen kleine arme verfallne Ortschaften zerstreut, das Flüsschen windet sich an ihnen mäandrisch durch. Einsame Brücken von einer eignen rohen Konstruktion liegen darüber. Damit uns aber die vollständige Wiederholung der Gemälde, die wir so oft mit Vergnügen gesehen hatten, würde: über dem Ganzen zitterte das fahle Licht eines trüben ungewissen Tages.

Wein baun sie, wo Fels und Kies nur einen Quadratschuh hergeben will. Wie sauer müssen sich's diese armen Menschen um andre werden lassen! Der auf den Höhen wächst, ist der beste. Wir haben Walporzheimer getrunken, welcher dem stärksten Burgunder an Feuer und Schwere nichts nachgab.

Aus dieser Tiefe, worin alles schweigsam und traurig ist, emporkletternd, gelangten wir auf diese hohe Felskoppe, welche die Ruine Altenahr trägt. Die äussersten Zacken des Schiefergebirges laufen hier in eine Zunge aus, die sich in den widersprechendsten Launen nach allen Seiten hin windet und streckt. Gegenüber liegt das graue Steingewirre der andern Flussseite, und unten quält sich die Ahr, die man an sechs, sieben Orten glitzern sieht, durch die labyrinthische Gasse.

Auf dieser luftumpfiffnen Höhe wächst Wermut in unendlicher Fülle. Wendet man sich gegen Abend, so sieht man in ein weites blaues Hügelland. Dies ist die wilde Eifel, von vulkanischem Feuer emporgeworfen, rauh, dürftig, kalt.–

In das Städtchen Dietz fuhren wir bei Lampenschein, Musik, Saus und Gebraus ein. Es feierte seine Kirmes. Desto

stiller war es in Limburg, wo wir übernachten wollten. Es schlief alles bereits im roten Ochsen, obgleich die Glocke noch nicht zehn geschlagen hatte. Patriarchalische Sitten! Nur eine einsame Magd war noch wach und tosete umher.- Hinter Limburg ward der Rücken des Westerwaldes, über den man fortwährend fährt, einförmiger und kälter. Nur in der Ferne zeigten sich rechts die blauen, geschwungnen Linien des Taunus. Weilburg in der Tiefe, das Schloss darüber mit der reinlichen Gartenterrasse hat etwas Stilles, Liebes; später zeigt sich Braunfels auf rundem freistehendem Berghügel, dann öffnet sich das Wetzlarer Tal. Ein unsäglich reizender Anblick! Die goldenste Abendsonne erweckte in dem Grün der Wälder und Pflanzungen, welches sich schon herbstlich zu röten begann, reiche und doch so sanft verschmolzne Farbentöne, die Linien der Hügel und Berge gingen gelinde gegen einander an, die Lahn war wie ein Silberband durch die Gegend geflochten, und über dem Ganzen wehete ein Hauch des Friedens und der Anmut, den ich allen Euren Tagen gönne.

*

Wetzlar.

Ostern, als ich Goethes Tod erfuhr, hegte ich die geheime Absicht, hieher zu wallfahrten, mit der Andacht des Pilgers die Plätze seiner Jugend zu besuchen und Werther an Ort und Stelle zu lesen. Denn obgleich ich nicht, wie gewisse ästhetische Hämlinge, glaube, dass in ihm die alleinige Inkarnation der Poesie gesetzt sei, vielmehr meine, dass diese noch öfter komme als Wischnu, der zehnmal erschien, so war mir doch, da der Alte auch endlich so mit fortgespült wurde, als gebe es nun keinen rechten Verlass mehr auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

etwas Irdisches, und ich wollte mich wieder herstellen auf der Tenne, wo er die ersten Garben gedroschen hat.
Werther ist der eigentliche Sohn des Manns, das Buch, das Werk schlechthin. Ich halte es für viel grösser, einziger, als den Faust, in welchem das Thema mehr geistreich und witzig, als gründlich und tief gefasst ist. In Werther aber ist Alles ganz, merkwürdig, neu und doch uralt, von dem Gesumm der Mückchen bis zu der wühlenden Überschwemmung, von dem Kerl, dessen Leidenschaft dem Helden das Blut erhitzt, und der zuletzt, nachdem er den Nebenbuhler totgeschlagen, sich aufs Leugnen legt, bis zu der in ihren Tiefen knirschenden Kreatur, von der Maienblüte, womit das Buch anfängt, bis zum Schnee, unter dem es ausgeht. Eins ist darin, wovon man nicht begreift, wie es möglich war, es zu machen. Nämlich das Verweben des menschlichen Herzens mit der Natur. Denn ich weiss nie, wenn ich es zum hundertsten Male wiederlese, ob der Frühling Werthers Herz so blühn, der Winter es so erstarren macht, oder ob umgekehrt Glanz und Duft im Lenze, tödliche Kälte im Dezember von jenem überreichen, überarmen Herzen ausgegangen ist.
Damals, in den ersten Tagen nach seinem Tode, kam es nicht zum Pilgerzuge, jetzt, sechs Monate später, habe ich hier einen frommen Dienst der Erinnerung gefeiert.
Nur in Wetzlar konnte Werther entstehn, in solcher reichsstädtischen Kleinlichkeit. Die Türen, die Fenster, die Schränke und Kommoden sind braun, vernutzt, altmodisch; aus wie vielem noch sonst weht einem auf diesem abgelegnen, wenig besuchten Fleckchen der Atem jener gutherzigen deutschen Philisterei entgegen, die andrer Orten mehr und mehr verschwunden ist. Gewisse Kurialfor-

meln, die man sonst nirgend mehr hört, sind hier noch in Gebrauch.

Die Stadt selbst hat so etwas Deutsch-Mühseliges. Sie liegt mit ihren schiefergedeckten Häusern einen Berg grade hinauf. In mittlerer Höhe überragt der düstre Dom von braunrotem Sandstein unvollendet alle die fertigen Häuserchen. Diese Lage gibt die ganze Tiefe auf einmal kund, deshalb scheint der Ort grösser, als er ist. Der erste Anbau fand am Fusse des Berges statt; dort sind die ältesten Häuser, nachher hat man sich immer mehr in die Höhe gedrückt, besonders als das Personale des Kammergerichts eine Menge neuer Wohnungen nötig machte. Weil aber niemand gern geradezu bergan baut, sträubte man sich rechts, links, schräg, quer und schief, so viel als möglich, und aus diesen architektonischen Seitenbewegungen ist das geplagte, rumplige, abschüssige Nest entstanden, welches Wetzlar heisst.

SCHINKEL

Triest.

Der Eintritt in Italiens schöne Gefilde kann dem Deutschen nicht frappanter sein als bei Triest. Auf einem Wege von zwölf bis vierzehn Stunden wechselt plötzlich Klima, Gegend, Bauart, Sprache und Charakter der Nation. Die Gebirge von Steiermark und Krain, welche man auf dem Wege von Wien durchstreift, bieten abwechselnd grosse, rauhe und angenehme Szenen. Dichte Tannenwälder, dunkle, enge Flusstäler und die Rauheit des

Klimas, erzeugt durch die Höhe der Gegend, charakterisieren das deutsche Land. Vierzehn Stunden vor Triest steigt man aus dem letzten Tale deutschen Charakters beim Städtchen Planina in die Höhe und bleibt bis Triest auf der Oberfläche des Gebirges, das gleichsam den Damm des Meeres ausmacht. Nichts wüsteres ist denkbar, als der Anblick dieser Gegend, welche von den schrecklichsten Revolutionen der Erde zerrüttet scheint. Ein Tonschiefer, mit weissem Marmor gemischt, streckt seine verwitterten, nackten Spitzen auf einer Fläche von fünf bis sechs Quadrat-Meilen aller Orten hervor; meilenweite Felder sind mit Felsblökken bedeckt und lassen nicht eine Handbreit ebenen Boden blicken. Die weisse Farbe, welche die ganze Gegend an sich trägt, gibt ihr das Ansehen von einer Schnee- oder Gletscher-Region. Selten sieht man Gesträuch, welches dem Felsen ein spärliches Fleckchen abgewann. Oft erblickt man tiefe Grotten, senkrecht in den Boden hinabgehend, auf deren Grund das Regenwasser mit der Zeit ein wenig Erde häufte, der sterilen Gegend ein Getreidefeld zu geben. Man klimmt mit Gefahr die steilen Klüfte hinunter, bestellt mit Mühe das bisschen Land von wenigen Quadratfussen und schafft mit eben so grosser Not den spärlichen Gewinn heraus: das zeugt von der Grösse des Mangels. Sechs grössere Höhlen, die meilenweit in das Innere der Felsen führen, zeigen sich an verschiedenen Orten, und unzählige kleinere erblickt man am Wege und an den Bergen, welche sich von dieser Gebirgsfläche noch zu erstaunlicher Höhe erheben. Unterirdische Ströme, plötzlich steigende und austrocknende Seen, Kupfer- und Quecksilber-Bergwerke sind in diesem wunderbaren Raume gedrängt und machen ihn unbeschreiblich interessant. Das Terrain,

welches gegen das Meer hin steigt, erlaubt keine Aussicht auf den Ufer-Hintergrund; der Horizont schliesst sich mit den steinigen Feldern, wodurch die Gegend einen überaus nackten und wilden Charakter erhält. Was den Eindruck des wüsten noch vermehrt, ist die Unsicherheit auf den Strassen. Von der Seite der Türkei ziehen sich Zigeuner und anderes Gesindel zu ganzen Banden ins Land, und täglich hört man von Räubereien und Mordtaten. Man wählt gewöhnlich zur Reise auf entlegenen Strassen, die durch Wald führen, solche Tage, an denen in der Gegend ein Fest oder ein Markt ist, damit man durch die Lebhaftigkeit der Strasse gesichert werde.

Die Sonne neigte sich stark dem Untergange zu, als ich mich dem Abhang des Gebirges näherte. Ich hatte bisher keine Begriffe von dem Eindruck einer solchen Naturszene. Aus dieser Steinwüste blickte ich plötzlich in die weite Fläche des adriatischen Meeres, das viele tausend Fuss unter mir die steilen Vorgebirge mit seinen im Abendgold glänzenden Fluten umzog. Weinberge legten sich an das Gebirge den Abhang hinunter; viele hundert Landhäuser mit schön berankten Lauben prangten aus ihrem Grün, oder versteckten sich in den Tälern. Ganz in der Tiefe am Fusse des Gebirges breitet sich Triest auf einer schmalen Landzunge aus und streckt kühn einen ausgeschwungenen Damm mit einem Fort in das Meer, der den Hafen schützt. Viele hundert Schiffe liegen um die Stadt und segeln gleich Punkten auf der weiten Fläche des Meeres. Über Triest zieht sich ein grosser Meerbusen, entgegengesetzter Seits von den Gebirgen Istriens begrenzt, über welche hinaus der Seehorizont mit seinen reinen Linien den Blick ins Unendliche lockt. Lange verweilte ich bei dem grossen Anblick

dieser mir neuen Welt, bis die Sonne ins Meer tauchte; dann näherte ich mich auf der steilen Strasse, die künstlich hin und her am Abhang in die Tiefe führt, der Stadt, welche bei der einbrechenden Finsternis erleuchtet, aus der Tiefe herauf ein zauberisches Bild gewährte, während die glatte Fläche des Meeres noch den matten Schein des Abends trug und gegen die dunkeln Formen der steilen Vorgebirge einen unbeschreiblich schönen Kontrast machte. Es war Mitternacht, als ich die Tore erreichte; so lange hatte der Wagen auf dem beschwerlichen Wege durch die Weinberge von den Höhen des Gebirges bis in die Tiefe der Stadt zugebracht. Hier nun stellte sich das nächtliche Leben Italiens, erzeugt durch die Hitze des Tages, in seinem ganzen Umfang dar. Alles ist in voller Bewegung; bunt durch einander drängt sich das Gewirr der Nationen, welche der Handel zusammenführt; alles jubelt beim Wein, und unbehinderte Freiheit herrscht. Durch die ganze Stadt schreit das Geräusch der lärmenden Freude und des Zanks rauher Schiffsmannschaft. Die rastlose Geschäftigkeit der südlichen Völker zeigt sich bei jeder Handlung und ist dem Deutschen neu und frappant.

Am andern Morgen machte ich einen Spaziergang in der Stadt. Der grosse Kanal, welcher sich vom Hafen in die Hauptstrasse zieht und von Schiffen vollgepfropft ist, gewährt einen herrlichen Anblick, besonders wenn man vom Hafen aus hinein sieht; der Wald von Mastbäumen, der mit den artigen Häusern malerisch kontrastiert, im Hintergrund die Kirche von St. Antonio, auf welche der Kanal in gerader Richtung zuläuft, über ihr die Gebirge mit den Villen und Weinbergen machen ein reiches Bild. Der Weg am Hafen bietet vorzüglich viel Abwechselung; ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beständiges Gewühl des Schiffsvolks aus allen Häfen Italiens, der Levante, Griechenlands, Russlands, sowie der übrigen europäischen Länder, ja selbst Ost- und Westindiens, zeigt, dass von Zeit zu Zeit der Handel von Triest selbst den von Venedig übersteigen muss. Die grossen Schiffe, welche im Hafen liegen, und durch deren Menge man oft nur spärliche Blicke ins weite Meer zu senden vermag, gewähren einen erhabenen Eindruck; hierzu häufen die herrlichen Umgebungen des Golfs eine unnennbare Menge von Schönheiten. Vom Kastell, welches auf einer felsigen Anhöhe auf der Seite der Altstadt liegt, die sich an diese Anhöhe amphitheatralisch anlehnt, gewinnt man eine herrliche Übersicht der Stadt, des Hafens und des ganzen Golfs.

LUDWIG RICHTER

Olevano.

Sobald wir aus den stillen Gässchen Tivolis herausgetreten waren, nahm uns der alte Olivenwald auf. Der Weg ging den Berg hinab, unten brannte noch ein Lämpchen vor einem einsamen Marienbilde. Der Anblick hatte etwas Rührendes in dieser Abgeschiedenheit, im tiefsten Schweigen der Nacht, das nur vom leisen Gezirpe einer Grille unterbrochen wurde. Wir gingen immer an dem Abhang der Gebirge hin und trafen weder ein Haus an noch einen Menschen. Die Nacht war sehr schwarz und der Himmel bedeckt; schweigend zogen wir unseres Weges. Aus dem dunklen Buschwerk eines Bachufers ertönte manchmal das Kreischen und wunderliche Geschrei der Reiher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Rohrdommeln, die durch unser Vorüberziehen aufgescheucht unter einander in Streit gerieten. Zuweilen stimmte einer der Eseltreiber, die mit ihren Tieren ein gut Stück voraus waren, ein Ritornell an, welches der andere dann in bekannter einförmiger Weise, mit dem langgezogenen Ton am Schluss, beantwortete.

Endlich graute der Tag hinter den dunklen Gebirgen hervor, und am Morgen erreichten wir Palästrina, wo wir nur einen Tag uns aufhielten, herumstiegen und etwas zeichneten. Anderen Tages kamen wir nach Gabi und Genazano, wo zur Rechten das schön geformte Volsker-Gebirge hervortritt und links der schluchtenreiche Monte Serone, eine Hauptheimat der Briganten. Durch Feigen-, Wein- und Ölpflanzungen stiegen wir nach Olevano hinauf, dessen Felspyramide, mit der Ruine einer Burg gekrönt, vor uns auftauchte. Oberhalb Olevano liegt die Casa Baldi; dort nahmen wir Einkehr. Es war noch gar nicht lange her, dass diese Gebirgsgegend gewissermassen entdeckt wurde, denn früher getraute sich kein Reisender bis hierher in die wilden Berge vorzudringen. Koch war einer der ersten, der durch die Grossartigkeit des landschaftlichen Charakters und den Reichtum der Motive angezogen, längere Zeit hier verweilte und Studien zu seinen stilvollen Landschaftsbildern sammelte.

Die Serpentara, von welcher ich soviel hatte sprechen hören, ist freilich ein Stück Erde, wie für den Maler besonders hergerichtet. Eine halbe Stunde von Olevano erhebt sich ein mit Eichen bewachsener Hügel, und zwischen seinen Klippen und zerstreuten Steinklötzen winden sich wilde Pfade auf und wieder herab. Ginster, Wacholder und wilde Rosen wachsen hie und da aus dem öden Gestein.

Solche Terrainbildung, verbunden mit den malerisch sich gruppierenden Bäumen, gibt nun freilich höchst abwechselnde, formenreiche Vorgründe; von überwältigender Schönheit aber ist die nahe und ferne Umgebung. Zur Rechten, im Abend, das Gebirge der Äquer mit den kühnen Felsennestern Monte Compatri und Rocca di Cavi, weiterhin der schöne Monte Artemisio mit dem fernen Meere; im Süden das Volsker-Gebirge und gegen Morgen der mächtige Serone. Kehrt man sich um und schaut zwischen den Stämmen und Wipfeln der Eichen hin nach Norden, da steigt der ganz kahle und schroffe Felsrücken empor, auf dessen höchster Spitze das armselige Civitella liegt. Es machte mir diese bleiche Steinmasse immer einen geheimnisvollen, fast unheimlichen Eindruck, wie eine versteinerte Sphinx. Man denke sich nun, wie durch verschiedene Beleuchtung und atmosphärische Zustände hier Effekte entstehen mussten, die Herz und Sinn aufjubeln oder auch ganz verstummen machten.

ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF

Lieblingsblick.

Es gibt eine Stelle, die mir sehr lieb ist, und der Winter muss es arg treiben, soll ich sie nicht jeden Tag begrüssen, wenigstens einmal; bis jetzt habe ich den grössten Teil der gestohlenen Zeit dort verlebt. Hören Sie! Neben dem Hause liegt ein herrlicher Wald mit Anlagen, die nur eben so viel von der Kunst geborgt haben, um das Unbequeme zu entfernen; lauter alte Buchen, herrliche hohe Laubgewölbe, mit Vögeln von allen Farben und Zungen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hier und dort Felsstücke zum Ausruhen, eine Menge lebendiger Quellen, die sich sammeln zu artigen Teichen, auf denen genug und zum Überfluss weisse Wasserrosen schwimmen, die man bei uns so sorgfältig zieht; das alles bildet ein unschätzbares Ganze, d.h. eben für uns unschätzbar, die wir gern spazieren gehen, aber ungern den Berg hinab galoppieren. Dieser Wald aber wird nur durch eine schöne und tiefe Schlucht vom Hause getrennt, worüber eine Brücke führt, die sich wahrlich nicht schlecht ausnimmt. Sie denken, dieses sei der geliebte Ort; keineswegs! ich beschreibe seine Vorzüge nur, um ihm mit desto grösserem Glanze den Hals zu brechen, wenn ich hinzufüge, dass ich ihn hundert Mal unter die Erde gewünscht habe, zu den alten muffigen Stämmen, die drüben bei Zielschlatt im Torfmoore liegen; denn was er verbirgt, ist mir lieber, als alles, was er geben kann. Ach! lieber keinen Wald, keinen Spaziergang ausser der Chaussee und unter den Obstbäumen, mit denen das Tal bestreut ist; und dafür meine lieben Alpen, meinen Säntis, meinen Glärnisch, meine Tiroler Gebirge und meinen schönen, klaren See mit seinen Segeln; sehn Sie, das alles käme uns zu, brächte der Wald uns nicht drum; nun seh ich es zwar auch mitunter, aber nicht so oft ich will, z.B. nicht eben jetzt, wo ich fünf Groschen drum gäbe; ich sehe es nur an dem Plätzchen, wovon ich schon so lange geredet und Sie noch immer nicht hingeführt habe.

Es ist ein Gartenhäuschen an der höchsten Stelle des Waldes, wo sich die Aussicht ins Tal öffnet. Zwei Wege gibt es dorthin, einen steil und dornicht, wie den der Tugend, und ihn pfleg ich zu gehen oder vielmehr zu klettern; denn er bringt mich in drei Minuten hinauf, wenn auch keuchend und halb tot; der andre gleicht dem der Sünde, breit und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gemächlich, deshalb verschmähe ich ihn auch, zumal da er die Eigenschaft besitzt, eine Viertelstunde lang zu sein. Sie mögen gewählt haben, wen Sie wollen, wir sind jetzt jedenfalls oben. Es ist ein einsamer Fleck Erde, sehr reizend und sehr grossartig. Ich sitze nur bei rauher Luft im Rebhäuschen, sonst davor unter einer grossen Trauerweide, ganz versteckt durch die Reben, mit denen der Abhang bis ins Tal besetzt ist, das Tal selbst schmal und leer, die Gebirge gegenüber sehr nah und mit Nadelholz bedeckt, was sie schwarz und starr aussehen lässt; so nun Berg über Berg, ein kolossales Amphitheater, und zuletzt die Häupter der Alpen mit ihrem ewigen Schnee, links die Länge des Tals vom Bodensee geschlossen, dessen Spiegel im Sonnenscheine mich blendet, und der überhaupt mit seinen bewegten Wimpeln und freundlichen Uferstädtchen hinüberleuchtet, wie das Tageslicht in einen Grotten-Eingang. Es ist seltsam, wie die Klarheit der Atmosphäre jeden Gegenstand heran rückt; ich bedarf hier nur einer guten Lorgnette, um meilenweit zu sehen, und dasselbe leisten andere mit freien Augen. In Hülshoff habe ich den Spiegel eines nicht fünf Minuten entfernten, grossen Teiches nie deutlicher gesehen als hier am Rebenhäuschen den eine Meile fernen See, auf dem ich jedes Segel zähle, ja sogar in dem Städtchen Lindau am jenseitigen Ufer einzelne Gebäude unterscheide. Die Alpenhäupter nun gar, denen nicht viel mehr Luft als keine geblieben, scheinen oft so nah, dass man nur sogleich hinangehen möchte. Ich unterscheide jede Schlucht am Säntis so genau, dass ich meine, wenn ein Gemsjäger daraus hervorträte, ich müsse es sehen, und doch sind's sechs gute Stunden bergauf, bergab bis zum Fusse dieses alten Herrn und zu seinem Gipfel. –

Von meiner Bank unter der Weide aus durchstöbere ich jede Schlucht, besteige ich jede Klippe, zwar nur in Gedanken, aber was so nah und deutlich erscheint, davon hat man schon so genug und glaubt nichts Neues gewinnen zu können durch Annäherung. Hier träume ich oft lange, komme oft recht verklammt zurück, denn die Abende werden allmählich frisch; aber hier droben ist meine Heimat, hier geht alles an mir vorüber, was ich nur in meinem Herzen habe mitnehmen können. Vieles, Vieles. Wenn ich den ganzen Tag mit andern Vorstellungen bin gefüttert worden, hier mache ich mein eignes Schatzkästlein auf und reiche Ihnen, mein teurer Freund, von hier aus die Hand über so manche Stadt, so manchen Berg und den breiten Rhein. Den Tag hindurch ist noch Leben im Tal, aber wenn es dämmert, wenn die Tiefe um Eins so tief, die Höhe um Eins so hoch wird, der Fichtenwald dasteht wie die eigentliche Finsternis, und nur die weissen, kalten Massen droben wie Gespenster herableuchten, glauben Sie mir, das flache Land bietet keinen Begriff für die Einsamkeit solcher Augenblicke, – öde und gewaltig, – der Tod in seiner grossartigsten Gestalt.

BETTINA BRENTANO

Rheinlandschaft.

Du wirst doch auch einmal den Rhein wieder besuchen, den Garten deines Vaterlands, der dem Ausgewanderten die Heimat ersetzt, wo die Natur so freundlich gross sich zeigt. – Wie hat sie mit sympathetischem Geist die mächtigen Ruinen aufs neue belebt, wie

steigt sie auf und ab an den düstern Mauern und begleitet die verödeten Räume mit schmeichelnder Begrasung, und erzieht die wilden Rosen auf den alten Warten und die Vogelskirsche, die aus verwitterter Mauerluke herablacht. Ja komm und durchwandre den mächtigen Bergwald vom Tempel herab zum Felsennest das über dem schäumenden Bingerloch herabsieht, die Zinnen mit jungen Eichen gekrönt; wo die schlanken Dreiborde wie schlaue Eidechsen durch die reissende Flut am Mäuseturm vorbeischiessen. Da stehst Du und siehst, wie der helle Himmel über grünenden Rebhügeln aus dem Wasserspiegel herauflacht, und Dich selbst auf deinem kecken, eigensinnigen, basaltnen Ehrenfels inmitten abgemalt, in ernste, schaurig umfassende Felshöhen und hartnäckige Vorsprünge eingerahmt; da betrachte Dir die Mündungen der Tale, die mit ihren friedlichen Klöstern zwischen wallenden Saaten aus blauer Ferne hervorgrünen, und die Jagdreviere und hängenden Gärten, die von einer Burg zur andern sich schwingen, und das Geschmeide der Städte und Dörfer, das die Ufer schmückt.

*

Wer sich nach der schönen Natur sehnt, der wird sie am besten beschreiben, der wird nichts vergessen, keinen Sonnenstrahl, der sich durch die Felsritze stiehlt, keinen Windvogel, der die Wellen streift, kein Kraut, kein Mückchen, keine Blume am einsamen Ort. Wer aber mitten drinnen ist und mit glühendem Gesicht oben ankommt, der schläft wie ich gern auf dem grünen Rasen ein, und denkt weiter nicht viel; manchmal gibt's einen Stoss ans Herz, da seh' ich mich um und suche, wem ich's vertrauen soll.
Was sollen mir all die Berge bis zur blauen Ferne, die

blähenden Segel auf dem Rhein, die brausenden Wasserstrudel! – es drückt einem doch nur, und – keine Antwort, niemals, wenn man auch noch so begehrend fragt. –
So lauten die Stossseufzer am Abend, am Morgen klingt's anders, da regt sich's schon vor Sonnenaufgang und treibt mich hinaus, wie einer längst ersehnten Botschaft entgegen. Den Nachen kann ich schon allein regieren, es ist mein liebstes Morgengebet, ihn listig und verstohlen von der Kette zu lösen und mich hinüber ans Ufer zu studieren. Allemal muss ich's wieder von neuem lernen, es ist ein Wagstück, mit Mutwill' begonnen, aber sehr andächtig beschlossen; denn ich danke Gott, wenn ich glücklich gelandet bin. Ohne Wahl belaufe ich dann einen der vielen Strahlenwege, die sich hier nach allen Seiten auftun. Jedesmal lauscht die Erwartung im Herzen, jedesmal wird sie gelöst, bald durch die allumfassende Weite auf der Höh', durch die Sonne, die so plötzlich alles aus dem Schlaf weckt; ich klimme herab an Felswänden, reinliches Moos, zierliches Flechtwerk begleitet den Stein, kleine Höhlen zum Lager wie gegossen, in denen verschnauf' ich; dort zwischen dunklen Felsen leuchtet ein helleres Grün: kräftig blühend, untadelig, mitten in der Wüste find' ich die Blume auf reinlichem Herd, einfache Haushaltung Gottes; inmitten von Blütenwänden die Opferstätte feierlich umstellt von schwanken priesterlichen Nymphen, die Libationen aus ihren Kelchkrüglein ergiessen und Weihrauch streuen, und wie die indischen Mädchen goldnen Staub in die Lüfte werfen. – Dann seh' ich's blitzen im Sand; ich muss hinab und wieder hinauf, ob's vielleicht ein Diamant ist, den der Zufall ans Licht gebracht hat. Wenn einer wär', ich schenkte ihn Dir, und denk' mir deine Verwunderung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über das Kleinod unserer rheinischen Felsen. Da lieg' ich am unbeschatteten Ort mit brennenden Wangen und sammle Mut, wieder hinüber zu klettern zur duftenden Linde. Am Kreuzweg, beim Opferstock des heiligen Petrus, der mit grossem Himmelsschlüssel ins vergitterte Kapellchen eingesperrt ist, ruh' ich aus auf weichem Gras, und such' vergebens, o Himmel! an deinem gewölbten Blau das Loch, in das der Schlüssel passen könnte, da ich heraus möchte aus dem Gefängnis der Unwissenheit und Unbewusstheit; wo ist die Tür, die dem Licht und der Freiheit sich öffnet? - Da ruschelt's, da zwitschert's im Laub, dicht neben mir, unter niederem Ast sitzt das Finkenweibchen im Nest und sieht mich kläglich an.

*

Ein Heer von Wolken macht mir heute meine frühe Wanderung zu Wasser, dort drüben die Ufer sind heute wie Schatten der Unterwelt schwankend und schwindend; die Turmspitzen der nebelbegrabenen Städte und Ortschaften dringen kaum durch, die schöne grüne Au ist verschwunden. - Es ist noch ganz früh - ich merk's! kaum kann es vier Uhr sein, da schlagen die Hähne an, von Ort zu Ort in die Runde bis Mittelheim, von Nachbar zu Nachbar; keiner verkümmert dem andern die Ehre des langen Nachhalls, und so geht's in die Ferne wie weit! Die Morgenstille dazwischen, wie die Wächter der Moscheen, die das Morgengebet ausrufen.

Morgenstund' hat Gold im Mund, schon seh' ich's glänzen und flimmern auf dem Wasser, die Strahlen brechen durch und säen Sterne in den eilenden Strom, der seit zwei Tagen, wo es unaufhörlich giesst, angeschwollen ist.

Da hat der Himmel seine Schleier zerrissen! - nun ist's

gewiss, dass wir heute schön Wetter haben, ich bleibe zu Hause und will alle Segel zählen, die vorüber ziehen, und allen Betrachtungen Raum geben, die mir die ferne, allmählich erhellende Aussicht zuführt. Du kennst den Fluss des Lebens wohl genau, und weisst, wo die Sandbänke und Klippen sind, und die Strudel, die uns in die Tiefe ziehen, und wie weit der jauchzende Schiffer mit gespanntem Segel, mit frischem Wind wohl kommen wird, und was ihn am Ufer erwartet.

Wenn Dir's gefällt, einen Augenblick nachzudenken über den Eigensinn meiner Neigung und über die Erregbarkeit meines Geistes, so mag Dir's wohl anschaulich sein, was mir unmündig Schiffenden noch begegnen wird. O sag' mir's, dass ich nichts erwarten soll von jenen Luftschlössern, die die Wolken eben im Safran- und Purpurfeld der aufgehenden Sonne auftürmen, sag' mir: dies Lieben und Aufflammen, und dies trotzige Schweigen zwischen mir und der Welt sei nichtig und nichts!

Ach, der Regenbogen, der eben auf der Ingelheimer Au seinen diamantnen Fuss aufsetzt und sich übers Haus hinüberschwingt auf den Johannisberg, der ist wohl grad wie der selige Wahn, den ich habe von Dir und mir. Und der Rhein, der sein Netz ausspannt, um das Bild seiner paradiesischen Ufer drin aufzufangen, der ist wie diese Lebensflamme, die von Spiegelungen des Unerreichbaren sich nährt. Mag sie denn der Wirklichkeit auch nicht mehr abgewinnen als den Wahn; – es wird mir eben auch den eigentümlichen Geist geben und den Charakter, der mein Selbst ausspricht, wie dem Fluss das Bild, das sich in ihm spiegelt.

*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Warst Du schon auf dem Rochusberg? – er hat in der Ferne was sehr Anlockendes, wie soll ich es Dir beschreiben? – so, als wenn man ihn gern befühlen, streichlen möchte, so glatt und sammetartig. Wenn die Kapelle auf der Höhe von der Abendsonne beleuchtet ist, und man sieht in die reichen, grünen, runden Täler, die sich wieder so fest an einander schliessen, so scheint er, sehnsüchtig an das Ufer des Rheins gelagert, mit seinem sanften Anschmiegen an die Gegend und mit den geglätteten Furchen die ganze Natur zur Lust erwecken zu wollen. Er ist mir der liebste Platz im Rheingau; er liegt eine Stunde von unserer Wohnung; ich habe ihn schon morgens und abends, im Nebel, Regen und Sonnenschein besucht. Die Kapelle ist erst seit ein paar Jahren zerstört, das halbe Dach ist herunter, nur die Rippen eines Schiffgewölbes stehen noch, in welches Weihen ein grosses Nest gebaut haben, die mit ihren Jungen ewig aus- und einfliegen, ein wildes Geschrei halten, das sehr an die Wassergegend gemahnt. – Der Hauptaltar steht noch zur Hälfte, auf demselben ein hohes Kreuz, an welches unten der heruntergestürzte Christusleib festgebunden ist. Ich kletterte an dem Altar hinauf; um den Trümmern noch eine letzte Ehre anzutun, wollte ich einen grossen Blumenstrauss, den ich unterwegs gesammelt hatte, zwischen eine Spalte des Kopfes stecken; zu meinem grössten Schrecken fiel mir der Kopf vor die Füsse, die Weihen und Spatzen und alles was da genistet hatte, flog durch das Gepolter auf, und die stille Einsamkeit des Orts war Minuten lang gestört. Durch die Öffnungen der Türen schauen die entferntesten Gebirge: auf der einen Seite der Altkönig, auf der andern der ganze Hunsrück bis Kreuznach, vom Donnersberg begrenzt; rückwärts kannst

Du so viel Land übersehen als Du Lust hast. Wie ein breites Feiergewand zieht es der Rhein schleppend hinter sich her, den Du vor der Kapelle mit allen grünen Inseln wie mit Smaragden geschmückt liegen siehst; der Rüdesheimer Berg, der Scharlach- und Johannisberg, und wie all das edle Gefels heisst, wo der beste Wein wächst, liegen von verschiednen Seiten, und fangen die heissen Sonnenstrahlen wie blitzende Juwelen auf; man kann da alle Wirkung der Natur in die Kraft des Weines deutlich erkennen, wie sich die Nebel zu Ballen wälzen und sich an den Bergwänden herabsenken, wie das Erdreich sie gierig schluckt, und wie die heissen Winde drüber herstreifen. Es ist nichts schöner, als wenn das Abendrot über einen solchen benebelten Weinberg fällt; da ist's, als ob der Herr selbst die alte Schöpfung wieder angefrischt habe, ja, als ob der Weinberg vom eignen Geist benebelt sei. – Und wenn dann endlich die helle Nacht heraufsteigt und allem Ruh gibt, – und mir auch, die vorher wohl die Arme ausstreckte und nichts erreichen konnte; die an Dich gedacht hat, – deinen Namen wohl hundertmal auf den Lippen hatte, ohne ihn auszusprechen; – müssten nicht Schmerzen in mir erregt werden, wenn ich es einmal wagte? – und keine Antwort? alles still? – Ja Natur! wer so innig mit ihr vertraut wär', dass er an ihrer Seligkeit genug hätte! – aber ich nicht! –
Gestern abend ging ich noch allein auf den Rochusberg, und schrieb Dir bis hierher, dann träumte ich ein wenig, und wie ich mich wieder besann und glaubte, die Sonne wolle untergehen, da war's der aufgehende Mond; ich war überrascht, ich hätte mich gefürchtet, – die Sterne litten's nicht; diese hunderttausende und ich beisammen in dieser Nacht! – Ja, wer bin ich, dass ich mich fürchten sollte, zähl'

ich denn mit? – Hinunter traute ich mich nicht, ich hätte keinen Nachen gefunden zum Überfahren; die Nacht ist auch gar nicht lang jetzt, da legt' ich mich auf die andere Seite und sagte den Sternen gute Nacht; bald war ich eingeschlafen, – dann und wann weckten mich irrende Lüftchen, dann dacht' ich an Dich; so oft ich erwachte, rief ich Dich zu mir, ich sagte immer im Herzen: Sei bei mir, damit ich mich nicht fürchte; dann träumte ich, dass ich längs den schilfigen Ufern des Rheins schiffe, und da wo es am tiefsten war, zwischen schwarzen Felsspalten, da entfiel mir dein Ring; ich sah ihn sinken, tiefer und tiefer, bis auf den Grund! Ich wollte nach Hülfe rufen, – da erwachte ich im Morgenrot, neubeglückt, dass der Ring noch am Finger war. Ach Prophet! – deute mir diesen Traum; komm dem Schicksal zuvor, lass unserer Liebe nicht zu nahe geschehen, nach dieser schönen Nacht, wo ich zwischen Furcht und Freude im Rat der Sterne deiner Zukunft gedachte. Ich hatte schon längst Sehnsucht nach diesem süssen Abenteuer; nun hat es mich so leise beschlichen, und alles steht noch auf dem alten Fleck. Keiner weiss wo ich war, und wenn sie's auch wüssten, – könnten sie ahnden, warum? – Dort kamst Du her, durch den flüsternden Wald, von milder Dämmerung umflossen, und wie Du ganz nahe warst, das konnten die müden Sinne nicht ertragen, der Thymian duftete so stark; – da schlief ich ein, – es war so schön, alles Blüte und Wohlgeruch. Und das weite, grenzenlose Heer der Sterne, und das flatternde Mondsilber, das von Ferne zu Ferne auf dem Fluss tanzte, die ungeheure Stille der Natur, in der man alles hört, was sich regt; ach, hier fühle ich meine Seele eingepflanzt in diese Nachtschauer; hier keimen zukünftige Gedanken; diese

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kalten Tauperlen, die Gras und Kräuter beschweren, von denen wächst der Geist.

*

Ich bin sehr müde, lieber Freund, und würde Dir nicht schreiben, aber ich seh', dass diese Blätter auf dieser wunderlichen Kreuz- und Querreise sich zu etwas Ganzem bilden, und da will ich doch nicht versäumen, wenn auch nur in wenig Zeilen, das Bild des Tages fest zu halten: lauter Sturm und Wetter, abwechselnd ein einzelner Sonnenblick. Wir waren bis Mittag in St. Goarshausen geblieben, und haben den Rheinfels erstiegen; meine Hände sind von Dornen geritzt, und meine Kniee zittern noch von der Anstrengung, denn ich war voran und wählte den kürzesten und steilsten Weg. Hier oben sieht es so feierlich und düster aus: eine Reihe nackter Felsen schieben sich gedrängt hinter einander hervor, mit Weingärten, Wäldern und alten Burgtrümmern gekrönt; und so treten sie keck ins Flussbett dem Lauf des Rheins entgegen, der aus dem tiefen stillen See um den verzauberten Lurelei sich herumschwingt, über Felsschichten hinrauschend, schäumt, bullert, schwillt, gegen den Riff anschiesst und den überbrausenden Zorn der schäumenden Fluten, wie ein echter Zecher, in sich hineintrinkt.

Da oben sah ich bequem unter der schützenden Mauer des Rheinfels die Nachkommenden mit roten und grünen Parapluies mühsam den schlüpfrigen Pfad hinaufklettern, und da eben der Sonne letzter Hoffnungsstrahl verschwand, und ein tüchtiger Guss dem Gebet um schön Wetter ein End' machte, kehrte die naturliebende Gesellschaft beinah am Ziel verzagt wieder um, und ich blieb allein unter den gekrönten Häuptern. Wie beschreib' ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dir diese erlebte Stunde mit kurzem Wort, treffend; kaum konnte ich Atem holen, – so streng und gewaltig. Ach ich bin glücklich! die ganze Welt ist schön, und ich erleb' alles für Dich.

Ich sah still und einsam in die tobende Flut, die Riesengesichter der Felsen schüchterten mich ein; ich getraute kaum den Blick zu heben; – manche machen's zu arg, wie sie sich überhängen, und mit dem düstern Gesträuch, das sich aus geborstener Wand hervor drängt; die nackten Wurzeln, kaum vom Stein gehalten, die hängenden Zweige schwankend im reissenden Strom; – es wurde so finster, – ich glaubte, heute könne nicht mehr Tag werden. Eben überlegte ich, ob mich die Wölfe heute nacht fressen würden, – da trat die Sonne hervor, und umzog mit Wolken kämpfend die Höhen mit einem Feuerring. Die Waldkronen flammten, die Höhlen und Schluchten hauchten ein schauerliches Dunkelblau aus über den Fluss hin; da spielen mannigfaltige Widerscheine auf den versteinerten Gaugrafen, und eine Schattenwelt umtanzt sie in flüchtigem Wechsel auf der bewegten Flut; alles wankte, – ich musste die Augen abwenden.

*

Den gestrigen Tag wollen wir zum Schluss noch hierher malen, denn er war schön. Wir gingen mit einem irreführenden Wegweiser durch eine Talschlucht einem Fluss entlang, den man die Wisper nennt, wahrscheinlich wegen dem Rauschen des Wassers, das über lauter platte Felssteine sich windet, und in den Lücken schäumt und flüstert. Auf beiden Seiten gehen hohe Felsen her, auf denen zerfallene Burgen stehen, mit alten Eichen umwachsen. Das Tal wird endlich so enge, dass man genötigt ist, im Fluss zu

gehen. Da kann man nicht besser tun, als barfuss und etwas hochgeschürzt von Stein zu Stein zu springen, bald hüben, bald drüben am Ufer sich fort zu helfen. Es wird immer enger und enger hoch über uns; die Felsen und Berge umklammern sich endlich; die Sonne kann nur noch die Hälfte der Berge beleuchten; die schwarzen Schlagschatten der übergebogenen Felsstücke durchschneiden ihre Strahlen; aus der Wisper, die kein ganz unbedeutender Fluss ist, – sie rauscht mit ziemlicher Gewalt, – stehen erhöhte Felsplatten wie harte, kalte, heilige Betten hervor. Ich legte mich auf eins um ein wenig auszuruhen; ich lag mit dem glühenden Gesicht auf dem feuchten Stein; das stürzende Wasser beregnete mich fein, die Sonnenstrahlen kamen sans rime et raison quer durch die Felsschichten, um mich und mein Bett zu vergolden; über mir war Finsternis; meinen Strohhut, den ich schon längst mit Naturmerkwürdigkeiten angefüllt hatte, liess ich schwimmen, um die Wurzeln der Pflanzen zu tränken; – wie wir weiter kamen, drängten die Berge sich nesterweise an einander, die nur dann und wann von schroffen Felsen geschieden wurden. Ich wär' gar zu gern hinauf geklettert, um zu sehen, wo man war; es war zu schroff, die Zeit erlaubte es nicht, dem gescheuten Wegweiser waren alle Sorgen auf dem Gesichte gemalt; er versicherte jedoch, dass er keine im Herzen hege; es wurde kühl in unserer engen Schlucht; so kühl war mir's auch innerlich; wir trippelten immer vorwärts.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

TIECK

Landschafts-Vision.

Der Wagen fuhr indessen das Tal hinunter, als die Naturbeobachter noch oben im dichten Nebel standen und kaum die nächsten Sträucher am Wege unterscheiden konnten. Wachtel sagte: Eigentlich, meine Freunde, ist dies, was wir hier nicht sehn, und indem wir nichts sehn, der erhabenste Anblick der Natur. Dies ist ein Bild vom alten uranfänglichen Chaos, welches der wundersame Grossvater aller Formen und Gestaltungen war. Wir übereilen uns, wenn wir uns das Nichts als nichts denken wollen: was sich weder denken noch vorstellen lässt. Nein, so wie wir es hier vor uns sehen, ist das Nichts beschaffen. Alles, so weit man sieht und denkt, ein unreifer Brei, eine angehende Milch, ein blöder Lehrling für ein Sein. Wie Silhouetten-Gespenster dort die Bäume und Sträucher, eben nur zu erraten, Finsternis in diesem bleichen Dunkel, dort ebenso die Wand der Kirche. Alles nur Rätsel: steht da, wie Aberglauben im Meere der Unvernunft. Wenden wir nun einmal dieses eingebräute Gleichnis vor uns auf unsre eigne Köpfe an, so – –

Hier versagte dem Schwatzenden das Wort im Munde, denn einem Wunder gleich riss sich eine grosse breite Spalte in dem dichtgewundenen Nebel, und grünes Land, sonnenbeglänzter Wald lag unten, gegenüber funkelnde Berge im wachsenden Lichte. Kaum entdeckt, brachen links und rechts neue Klüfte im weissen Nebelmeer auf, und wie selige Inseln zeigten sich von allen Seiten Gebirg und Flur im spielenden Glanz des flutenden Sonnenscheines, indessen noch dazwischen wie Wände oder Säulen die ineinander

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geflochtenen Wolken alle Aussicht deckten. Nun entstand ein Kampf zwischen Licht und Dunkel: alles wallte und zog hin und wider. Die Wolken löseten sich in Streifen, die leichter und wolliger zerflossen und sich endlich in den Glanz verloren und untertauchten. So wurden von unsichtbarer Hand allgemach die Vorhänge weggehoben und das ganze Gebirge mit seinen schönen Formen lag weit ausgebreitet in allen Abstufungen des vollen und gemilderten Lichtes vor den Augen der entzückten Beschauer.

Diese Landschaft, rief endlich Ferdinand aus, muss eine der schönsten in Deutschland sein.

Wie oft ich auch die Reise machte, sagte Walther, so habe ich doch niemals dieses überraschende Entzücken genossen, welches mich heut ergriffen hat. Wie herrlich wäre es, wenn der Elbstrom durch dieses Tal flösse, denn nur Wasser fehlt dieser lieblichen Natur.

Sprechen wir nur nicht so, rief Wachtel aus, wie ich dergleichen schon so oft habe hören müssen. Ihr waret ja eben noch entzückt, Freunde, und schon fangt ihr an, Mangel zu empfinden, zu kritteln und zu kritisieren. Wie schön der Anblick eines gewundenen Stromes auch sei, wenn er wie ein belebender Geist hin durch die Landschaft glänzt, so passt er doch nicht in jede Naturszene hinein. Hier, wo alles so lieblich, so anklingend ist, würde er mich nur stören: er höbe das Gefühl dieser behaglichen Einsamkeit gewissermassen auf. Rhein, Neckar, Mosel und der schöne Teil der Elbe beherrschen die Gegend, durch welche sie strömen, prägen ihr den Flusscharakter auf; hier aber führen die schönen Gebirge unmittelbar selbst das Wort. Stören kann oft eine kahle, unbedeutend schroffe Wand, wenn sie zwischen den schönen Linien der Gebirge sich eindrängt,

ein nackter Hügel, dem man die Waldung geraubt hat, eine wüste Sandfläche, die sich totenbleich und krank zwischen lustiges, lebensvolles Grün der Fluren wirft, aber hier, Freunde, ist alles so ganz und voll, dass euch nichts mangeln sollte.

Sie stiegen jetzt beim schönsten Wetter den Berg hinab. Ein Fusspfad führte sie durch den Wald, aus welchem sie bald hier, bald dort wieder den freien Ausblick zu den Gebirgen hatten. Die Frühlingsvögel sangen nicht mehr, aber durch die feierliche Einsamkeit schrillten und zirpten die kleinen Vögelchen ihre einfachen kindischen Melodien.

*

Der schönste Sonnenuntergang traf uns auf der Höhe von Engelhaus.

Kann man nicht diese Glut, diesen Purpurbrand und alle diese Röten in ihren Abstufungen bis zum lichten Rosenschmelz, als Blut des Heilandes, vom Haupte strömend, aus der Seite, den Füssen und Händen fliessend, anschauen? Sein Haupt, die Sonne, sinkt tiefer und tiefer hinab, der Nacht und dem Tode entgegen; nun ist die göttliche Scheibe verschwunden, und die Röte gleitet ihr dunkler und farbloser nach. Er ist scheinbar tot, der göttliche Tag, und sein alles erleuchtendes Licht erloschen. Über uns türmen sich Wolken und kreisen umher, vom letzten Licht getroffen und schwach gefärbt. Sie bäumen sich auf und ergreifen flockend, anwachsend, sich lösend, diese und jene Gestalt. Es sind die alten Fabelgötter, die ein Traum- und Scheinleben erringen. Da sitzt der alte Jupiter, ungeheuer und in sich schwankend, auf seinem bebenden Dunstthrone, Bacchus erhebt trotzig und jubelnd den Pokal, und so wie er trinken will, zerfliesst und schwindet der grosse Arm,

und die Figur des Trunkenen wandelt sich unvermerkt in den springenden Pardel, der jetzt den leeren Wagen zieht. Von dort schreitet der Juno erhabene grosse Gestalt durch das dunkle Blau, sie sucht ihren Gemahl und schrickt zusammen, weil dort schon ein goldner Stern durch den Äther blinkt. Haupt und Locken lösen sich, die gewölbte Brust schmilzt wie Silber im Ofen, die zerbrochenen Formen leuchten noch einmal auf und tauchen dort in den finstern Streif, in welchen sich alle rollenden Bildnisse versenken. Der Traum ist ausgeträumt und die dunkle Nacht tritt herauf. Ein Sternbild nach dem andern bricht aus dem finstern Dome glänzend hervor; oben die unvergänglichen festen Lichter, unten auf Erden Dunkelheit, Nacht, Tod; kein Fels, kein Wald mehr zu unterscheiden, alles unkenntlich in eine schwarze Masse zerronnen, die ohne Anfang, die ohne Ende ist. Beides ein Bild der stummen Ewigkeit. So steht die Nacht fest, unerschütterlich, wie es scheint. Abend- und Morgenrot sind Wahn; die erhabne Unendlichkeit der Gestirne, die unzählbaren Lichter und Welten in unermesslichen Fernen wandeln dem rückgekehrten Blick die Erde in nichtig Spielwerk und den Glauben an Gnade und Erlösung in Fieberphantasie. Der Zweifel und das Dahingeben in das Unbegrenzte, Schrankenlose, gibt sich für Wahrheit und Religion. Da erzittert die ewige Nacht in sich selbst, die finstern Wälder schütteln sich im Morgenhauch, die ergrauende Dämmerung wächst wie weissagend am Horizont empor. Plötzlich tritt die liebliche Morgenröte hervor, mit ihren Wundern über die Berge klimmend; Farbe, Licht, Wonne, Gestalt vertreiben siegreich den Unglauben der formlosen Nacht, und der Glaube tritt wieder in die jauchzende Natur. Sie trägt, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

trostreiche, freundliche Mutter, den glänzenden, auferstandenen Sohn als leuchtendes Kind in ihren Armen, und Wälder und Gebirge sind im blauen und grünen Schimmer der letzte Saum des fliessenden Gewandes, wie sie aufgerichtet steht, hoch in den Himmel ragend. Und die Ströme jauchzen und schluchzen in Freude, und die Blumen lachen und duften, und die Felsen erklingen, und die Waldung rauscht Lobgesang.

Wir konnten nichts mehr sehen, denn es war ganz finstere Nacht geworden. Wundersam leuchteten von unten die zerstreuten Lichter aus Karlsbad, und nach vielem Rütteln und Stossen unseres Wagens, indem einmal der grosse hölzerne Hemmschuh brach, der hier dem Rade untergelegt wird, gelangten wir spät und nicht ohne Gefahr in dem Städtchen an.

*

Wie aber Gefühle abstarben, wie der Sinn für das Schönste sich verlieren kann, muss ich täglich mehr erfahren. Rührt uns schon in Stadt und Feld die Hinweisung auf Geschichte und belebt und weiht den toten Stein und den Wald, wie viel mehr jenes Mahnen an die Wunder und die Süssigkeit unserer Religion. Und diese forttönende Poesie, dieses Erklingen der feierlichen Harfensaiten, dieser still lebende und stumm beredte Gottesdienst in der Einsamkeit der Natur, im Gewühl des Marktes, in Felsgrotten und Wäldern, im Verherrlichen der Brücken und Ströme finde ich nur noch in den katholischen Provinzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zauberlandschaft.

Der Jüngling verlor sich allmählich in süssen Phantasien und entschlummerte. Da träumte ihm erst von unabsehlichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Tiere sah er; er lebte mit mannigfaltigen Menschen, bald im Kriege, in wildem Getümmel, in stillen Hütten. Er geriet in Gefangenschaft und die schmählichste Not. Alle Empfindungen stiegen bis zu einer niegekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; starb und kam wieder, liebte bis zur höchsten Leidenschaft, und war dann wieder auf ewig von seiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draussen die Dämmerung anbrach, wurde es stiller in seiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er musste über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter gerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuss er eine Öffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu sein schien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer grossen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hinein trat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes stieg, und oben in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unzählige Funken zerstäubte, die sich unten in einem grossen Becken sammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeste Geräusch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieser Flüssigkeit überzogen, die nicht heiss, sondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläuliches Licht von sich warf. Er tauchte seine Hand in das Becken und benetzte seine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn sich zu baden, er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendrots; eine himmlische Empfindung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihm sich zu vermischen; neue, niegesehene Bilder entstanden, die auch in einander flossen und zu sichtbaren Wesen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein zarter Busen an ihn. Die Flut schien eine Auflösung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkörperten. Berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewusst, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfloss. Eine Art von süssem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das

gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe, lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. –

*

Klingsohr begann:

Die lange Nacht war eben angegangen. Der alte Held schlug an seinen Schild, dass es weit umher in den öden Gassen der Stadt erklang. Er wiederholte das Zeichen dreimal. Da fingen die hohen bunten Fenster des Palastes an von innen heraus helle zu werden, und ihre Figuren bewegten sich. Sie bewegten sich lebhafter, je stärker das rötliche Licht ward, das die Gassen zu erleuchten begann. Auch sah man allmählich die gewaltigen Säulen und Mauern selbst sich erhellen; endlich standen sie im reinsten milchblauen Schimmer, und spielten mit den sanftesten Farben. Die ganze Gegend ward nun sichtbar, und der Widerschein der Figuren, das Getümmel der Spiesse, der Schwerter, der Schilder und der Helme, die sich nach hier und da erscheinenden Kronen von allen Seiten neigten, und endlich wie diese verschwanden, und einem schlichten, grünen Kranze Platz machten, um diesen her einen weiten Kreis schlossen:

alles dies spiegelte sich in dem starren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der sich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man konnte nichts deutlich unterscheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöse herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkstatt. Die Stadt erschien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchsichtigen Mauern warfen die schönen Strahlen zurück, und das vortreffliche Ebenmass, der edle Stil aller Gebäude, und ihre schöne Zusammenordnung kam zum Vorschein. Vor allen Fenstern standen zierliche Gefässe von Ton, voll der mannigfaltigsten Eis- und Schneeblumen, die auf das anmutigste funkelten.

Am herrlichsten nahm sich auf dem grossen Platze vor dem Palaste der Garten aus, der aus Metallbäumen und Kristallpflanzen bestand, und mit bunten Edelsteinblüten und Früchten übersäet war. Die Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit der Gestalten und die Lebhaftigkeit der Lichter und Farben gewährten das herrlichste Schauspiel, dessen Pracht durch einen hohen Springquell in der Mitte des Gartens, der zu Eis erstarrt war, vollendet wurde. Der alte Held ging vor den Toren des Palastes langsam vorüber. Eine Stimme rief seinen Namen im Innern. Er lehnte sich an das Tor, das mit einem sanften Klange sich öffnete, und trat in den Saal. Seinen Schild hielt er vor die Augen. Die schöne Tochter Arcturs lag an seidnen Polstern auf einem Throne, der von einem grossen Schwefelkristall künstlich erbaut war, und einige Mädchen rieben emsig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zusammengeflossen schienen. Nach allen Seiten strömte unter den Händen der Mädchen das reizende Licht von ihr aus, was den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Palast so wundersam erleuchtete. Ein duftender Wind wehte im Saale.

*

Das Land erhob sich immer mehr und ward uneben und mannigfach. In allen Richtungen kreuzten sich Bergrükken. Die Schluchten wurden tiefer und schroffer. Felsen blickten schon überall durch, und über die dunkeln Wälder ragten steile Klippen hervor, die nur mit wenigem Gebüsch bewachsen zu sein schienen. Der Weg lief an einem Abhange fort und hob sich nur unmerklich in die Höhe. Wenn auch das Grün der Ebene hier merklich verdunkelt war, so zeigten dafür verschiedene Bergpflanzen die buntesten Blumen, deren schöner Bau und erquickender Geruch den angenehmsten Eindruck machte. Die Gegend schien ganz einsam, und nur von weitem glaubte man die Glöckchen einer Herde zu vernehmen. In den Abgründen rauschten Bäche. Der Wald war in mannigfaltigen Haufen am Gebirge gelagert und reizte das Auge, sich in seine duftige, kühle Tiefe zu verlieren. Einzelne Raubvögel schwebten um die Spitzen der uralten Tannen. Der Himmel war dunkel und durchsichtig. Nur leichte glänzende Wölkchen streiften langsam durch sein blaues Feld. Auf dem schmalen Fusssteige kam langsam ein Pilger herauf aus der Ebene. Mittag war vorbei. Ein ziemlich starker Wind liess sich in der Luft verspüren, und seine dumpfe wunderliche Musik verlor sich in ungewisse Fernen. Sie wurde lauter und vernehmlicher in den Wipfeln der Bäume, so dass zuweilen die Endsilben und einzelne Worte einer menschlichen Sprache hervorzutönen schienen. Durch die Bewegungen der Luft schien auch das Sonnenlicht sich zu bewegen und zu schwanken. Es hatten alle Gegenstände einen ungewissen Schein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Waldburg.

An der Mitternachtseite des Ländchens Österreich zieht ein Wald an die dreissig Meilen lang seinen Dämmerstreifen westwärts, beginnend an den Quellen des Flusses Thaia und fortstrebend bis zu jenem Grenzknoten, wo das böhmische Land mit Österreich und Bayern zusammenstösst. Dort, wie oft die Nadeln bei Kristallbildungen, schoss ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegen einander und schob einen derben Gebirgsstock empor, der nun von drei Landen weithin sein Waldesblau zeigt und ihnen allerseits wogiges Hügelland und strömende Bäche absendet. Er beugt, wie seinesgleichen öfter, den Lauf der Bergeslinie ab, und sie geht dann mitternachtwärts viele Tagereisen weiter.

Wenn sich der Wanderer von der alten Stadt und dem Schlosse Krumau, dieser grauen Witwe der verblichenen Rosenberger, westwärts wendet, so wird ihm zwischen unscheinbaren Hügeln bald hier bald da ein Stück Dämmerblau hereinscheinen, Gruss und Zeichen von draussen ziehendem Gebirgslande, bis er endlich nach Ersteigung eines Kammes nicht wieder einen andern vor sich sieht, wie den ganzen Vormittag, sondern mit eins die ganze blaue Wand, von Süd nach Norden streichend, einsam und traurig. Sie schneidet einfärbig mit breitem, lotrechtem Bande den Abendhimmel und schliesst ein Tal, aus dem ihn wieder die Wasser der Moldau anglänzen, die er in Krumau verliess; nur sind sie hier noch jugendlicher und näher ihrem Ursprunge. Im Tale, das weit und fruchtbar ist, sind Dörfer herumgestreuet, und mitten unter ihnen steht der kleine

Flecken Oberplan. Die Wand ist obgenannter Waldesdamm, wie er eben nordwärts beugt, und daher unser vorzüglichstes Augenmerk. Der eigentliche Punkt aber ist ein See, den sie ungefähr im zweiten Drittel ihrer Höhe trägt.
Dichte Waldbestände der eintönigen Fichte und Föhre führen stundenlang vorerst aus dem Moldautale empor, dann folgt, dem Seebache sacht entgegensteigend, offenes Land; – aber es ist eine wilde Lagerung zerrissener Gründe, aus nichts bestehend als tief schwarzer Erde, dem dunklen Totenbette tausendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitkugeln liegen, wie bleiche Schädel von ihrer Unterlage sich abhebend, da sie vom Regen blossgelegt, gewaschen und rund gerieben sind. – Ferner liegt noch da und dort das weisse Gerippe eines gestürzten Baumes, und angeschwemmte Klötze. Der Seebach führt braunes Eisenwasser, aber so klar, dass im Sonnenscheine der weisse Grundsand glitzert, wie lauter rötlich heraufflimmernde Goldkörner. Keine Spur von Menschenhand, jungfräuliches Schweigen.
Ein dichter Anflug junger Fichten nimmt uns nach einer Stunde Wanderung auf, und von dem schwarzen Samte seines Grundes herausgetreten, steht man an der noch schwärzern Seesfläche.
Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit überkam mich jedesmal unbesieglich, so oft und gern ich zu dem märchenhaften See hinaufstieg. Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte, liegt er weich zwischen dem harten Geklippe, gesäumt von einem dichten Fichtenbande, dunkel und ernst, daraus manch einzelner Urstamm den ästelosen Schaft emporstreckt, wie eine einzelne altertümliche Säule. Gegenüber diesem Waldbande steigt ein Felsentheater lotrecht

auf, wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denselben Ernst der Farbe breitend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooses und sparsam bewachsen von Schwarzföhren, die aber von solcher Höhe so klein herabsehen, wie Rosmarinkräutlein. Auch brechen sie häufig aus Mangel des Grundes los und stürzen in den See hinab; daher man, über ihn hinschauend, der jenseitigen Wand entlang in grässlicher Verwirrung die alten, ausgebleichten Stämme liegen sieht, in traurigem, weiss leuchtendem Verhack die dunklen Wasser säumend. Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Blockenstein geheissen; links schweift sie sich in ein sanftes Dach herum, von hohem Tannenwald bestanden und mit einem grünen Tuche des feinsten Mooses überhüllet.

Da in diesem Becken buchstäblich nie ein Wind weht, so ruht das Wasser unbeweglich, und der Wald und die grauen Felsen und der Himmel schauen aus seiner Tiefe heraus, wie aus einem ungeheuern schwarzen Glasspiegel. Über ihm steht ein Fleckchen der tiefen, eintönigen Himmelsbläue. Man kann hier tagelang weilen und sinnen, und kein Laut stört die durch das Gemüt sinkenden Gedanken, als etwa der Fall einer Tannenfrucht oder der kurze Schrei eines Geiers.

Oft entstieg mir ein und derselbe Gedanke, wenn ich an diesen Gestaden sass: als sei es ein unheimlich Naturauge, das mich hier ansehe – tief schwarz – überragt von der Stirne und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen – drin das Wasser regungslos, wie eine versteinerte Träne.

Rings um diesen See, vorzüglich gegen Bayern ab, liegen schwere Wälder, manche nie besuchte, einsame Talkrümme

samt ihren Bächlein zwischen den breiten Rücken führend, manche Felsenwand schiebend mit den tausend an der Sonne glänzenden Flittern und manche Waldwiese dem Tagesglanze unterbreitend, einen schimmernden Versammlungssaal des mannigfachsten Wildes.

JACOB GRIMM

Italien.

Drei Gegenstände sind es, an denen sich in Italien ein offner Sinn laben kann: die Grösse und Herrlichkeit der Natur, die reiche Geschichte des Landes, das Zeuge war so vielfacher in das Schicksal der Welt eingreifender Ereignisse, und die allenthalben auf ihm ausgestreuten Denkmäler der Kunst.

Über alles andere aber reicht die Macht der Natur, vor deren ewiger Jugend unsere Geschlechter hinsterben und aus der die Kunst immer nur Stücke hernehmen kann, stolz oder zufrieden sie in ihr engeres Mass zu fassen. Doch den Menschen vermittelt des Künstlers oder Dichters schöpferischer Geist jene göttliche Natur im näheren Bilde.

Wer dem meeresumspülten Italien heutzutage entgegenreist wird sich eine Küste ersehn, um an ihr rasch hingleitend wie durch Zauber alsbald auf entlegner Stelle zu landen, gewissermassen im Besitz der Ferne zu sein, aus welcher ihn nachher langsamere Landwege wieder in seine Heimat führen. Ein über die Alpen bloss landaufwärts Vordringender sorgt immer nicht alles zu erlangen und seine Lust schwächt sich an Zwischenaufenthalten; frisch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von Genua aus selbst am römischen Gebiet sehnsüchtig vorübersegeln und Neapel erreichen, heisst zugleich auch sich Roms versichern, und die Lombardei darf man bei der Rückkehr, wie den Herbst nach verlebten Sommertagen, viel ruhiger geniessen; Staub gibt es auf der Heimreise doch genug zu schlucken, und die reine Wasserstrasse ist, wie die alte Sitte des Händewaschens vor dem Gastmahl, eine den Geschmack erhöhende Vorbereitung. Unter dem heiteren Himmel, der monatelang keinen Tropfen Regen fallen lässt, wird man drei schwüle Tage und zwei kühlende Nächte recht der Wellen froh, deren bald blaue bald grüne Flut weiss aufschäumt und die Sonnenstrahlen wie den Glanz des Monds und das Flimmern der Sterne, gleich als sprühe sie selbst von Funken, wiederspiegelt. Zur Seite aber folgt dem Schiffenden des Landes Rand mit seinen rein und scharf geschnittenen duftigen Bergen. Diese kühne Gestalt des Gebirgs rechne ich zu den höchsten Vorzügen Italiens und der Alpen; unsre meisten Berge in Deutschland haben runde, zu verschwommen abgestumpfte Formen, die mit träger Schwere ins Auge fallend sich dahin ziehen. Wie eines Weibes edler Wuchs in vollem Ebenmass seiner Teile angekündigt und von dem ganzen Leib auf die Züge des Gesichts bis zu den im lächelnden Munde bleckenden Zähnen (ein Zeichen der höchsten Schönheit) geschlossen wird; so ist auch den italienischen Gegenden bei ihrem allgemeinen Reiz eine nie ausbleibende Fülle von Einzelnheiten eingeprägt, die ihren grossartigen Eindruck bewähren. Zwar hat die glühende Sonne das bei uns lachendere Grün der Wiesen bald gesengt und ein dort stärker ausduftendes Laub der Bäume gebräunt; doch dies verleiht den schön geformten Eichen noch männ-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

licheres Ansehn und von ihnen sticht die fahle Farbe der Olivenwälder desto angenehmer ab; was aber liesse sich dem schlanken Aufschuss gekrönter Pinien vergleichen, die den Horizont säumen? Wenn Regen die lechzende Flur erquickt, fällt er grosstropfig, nicht fein zersprützt und gemächlich nieder und das Gewitter hat sich schnell entladen. Auf dem Gefilde sind Gärten und ungebautes Land oft nicht zu unterscheiden, gelbblumige Aloe zäunt mit ihrem scharfeckichten Blatt sichrer und schöner als Gitter und Mauer; unser Weinstock muss geschnitten an kleinen Stäben aufwachsen, deren Einförmigkeit den poetischen Rebhügeln steifes Ansehn erteilt: dort schlingen sich Ranken der Weinbäume, die in zwanglose Gruppen gestellt sich mit schwerbeladnen Armen wie zum frohen Reigen anzufassen scheinen. Gärten stossen an Wälder und die Wälder haben die Art fortgesetzter Gärten.

Gegen das tosende Neapel ist Rom Aufenthalt der feierlichen Ruhe, und alle Mannigfaltigkeit seines grossen Inhalts, eben weil Natur, Kunst und Geschichte fast im Gleichgewicht stehn, lassen einen doch schnell zu erwünschter Besinnung und freier Auswahl gelangen.

Schon wenn man dieser stolzen Stadt, die nun zweitausend sechshundert Jahre zählt, auf der Via Appia näher kommt und die edlen Bogentrümmer grossartiger Wasserleitungen erblickt, fühlt man sich im voraus für die alten Römer ungleich mehr eingenommen als für die jüngeren. Ganz Rom bildet ungeheure Steinmassen, allenthalben in endloser Reihe strecken sich Mauern; es ist als hätten die wieder geordneten und die im Schutt liegenden Steine ihre Geschichte, und wären sich bewusst einer andern Bindung, die zusammengestürzt ist. Was würden sie

erzählen, könnten sie reden! Wie gewaltig ragt noch immer das stehn gebliebne Alte aus den Kreisen hervor, die spätere Geschlechter dazwischen und an seine Stelle setzten. Die neuen bauen für ihr Treiben und wohnen kleinlich bequem, sind wenn sie darüber hinaus wollen um den Stil verlegen und spielen nutzlos; die alten richteten ihre grossen Werke zu ernsten Zwecken des Lebens auf, die wir nicht einmal nachahmen. In Rom geht nichts über den Anblick des Forum, wo man das Kapitol hinter sich, das Kolosseum vor sich hat; dagegen vermögen Engelsburg, Vatikan, Peterskirche gar nicht aufzukommen; bei allem ihrem Aufwand zeigen sie nur die engere Schranke der neuen Welt. Die Peterskirche, an deren linker Seite der Vatikan allzu dicht klebt, auf der Stelle erbaut, nach welcher die provenzalischen und altfranzösischen Dichter Rom überhaupt seltsam genug Neiron prat, Noiron pré, d. i. Prata Neronis nennen, diese Kirche hat für einen durch die Säulengänge und auf den Stufen Emporsteigenden noch nichts Erhabnes; erst wenn er in ihre innere Halle getreten ist, füllt ihre Grösse ihn mit Staunen, das sich aber nicht in ruhige Bewunderung aufzulösen vermag, und ich glaube, die vom Feuer verzehrte Paulskirche an der Stadt entgegengesetztem Ende, wenn sie wieder ganz wird hergestellt sein, muss weit grössere Wirkung tun. Auch in dem meisten was die Päpste sonst gebaut haben herrscht leere Pracht und überladner Schmuck, ohne das Behagen der wahren Grösse. Besser darauf verstanden sich die Florentiner königliche Paläste aufsteigen zu lassen; aber unter allen Städten Italiens ist es Venedig, dessen wundervolle Gebäude nach dem eigentümlichsten Massstab des Mittelalters emporgewachsen sind und darum allermeist befriedigen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FRIEDRICH GOTTLIEB WELCKER

Hellenische Umrisse.

*

Mykenae.

Durch eine stark bewässerte Matte, doch ohne langes Gras und nicht frei von Thymianbüschen, erhebt man sich gleich in die Berge auf steinigen Pfaden. Auch ist die Vegetation besser, Rosenlorbeer und eine schöne Art grossen Heidekrautes nebst den bekannten Busch- und Dornarten bedecken, je mehr man hinabkommt, um so dichter die Bergwände, zwischen denen der Pfad sich windet. Über diese wohltuenden grünen Umgebungen erheben sich zwei weissgraue Felsberge sehr schön, an deren Fuss man sich befindet, wenn man in breiterem Talgrund in die Ebene von Argos herauskommt. Eher als diese erblickt man das Meer mit einem mächtigen Wall von Bergen dahinter, der sich rechts fortsetzt, früher die Höhen von Nauplia, dann die von Larissa – alles höchst eigentümlich und überraschend. Auf einen runden Vorsprung zwischen jenen zwei spitzen Felsbergen liess ich meine Wahl zu einer Akropolis fallen: es war die von Mykenae, wie sich fand, als ich meine Begleiter fast wider Willen heranschleppte, um die vorgestreckten Ruinen noch zu besuchen; die Sonne neigte schon zum Untergang. Und dass wir noch den steilen, beschwerlichen Pfad hinanritten, war sehr der Mühe wert. Denn selten hat mich etwas so sehr überrascht und im ersten Augenblick mit so bedeutenden Aufschlüssen überschüttet, als dieser Anblick. Was durch die Poesie und die Mythendeutung unbestimmt, traumähnlich geworden, tritt hier mit ungeheurer Positivität unter die Augen – der Charakter der gewaltig

wollenden Pelopiden, der kriegerische, riesenhaft gerüstete Geist einer Zeit, eines Völkergeschlechts. Erstaunt war ich, dass niemand diese Lage mit Bezug auf die Geschichte und den Naturcharakter für alle Welt auffallend – oder es müsste nur mir entgangen sein – geschildert hat. Einzudringen in die weiten Mauern, war es zu spät; auch war nun meine Ungeduld selbst nach dem Löwen und dem Schatzhaus überwunden. So erfreulich schon der Anblick des Tempels gewesen, dies überwog, die Befriedigung war gross. Still ritten wir über das Dörfchen Charvadi, noch auf der Höhe, hinab durch die hochgeschossene Gerste nach dem Khan.

*

Pylos.

Der Weg von Pentalidi nach Pylos führt bergan durch sanfte, sehr bebuschte Hügel – die Dürre des attischen Bodens kontrastiert sehr mit diesen frischen, mannigfaltigen Buscharten. Nach einer Stunde ein Dorf – nun nimmt die Schönheit der Flora noch zu. – Schöne Lorbeerbäume, die ich hier zuerst finde, Myrten wie Bäume, Terebinthen, die ungeheuern Mastixkonglomerate, Eichen, hier ganz grün, Platanen, mancherlei Bäume, die ich nicht kenne, gross und klein, ähnlich im Laub dem Lorbeer, den Oliven u. s. w., unterhalten das Auge und beschatten die Wege auf und nieder auf das herrlichste. Dann Eichenwald, klein und gross, jung und alt, nicht sehr dicht, doch Wald. – Nach der zweiten Stunde eine Quelle, nach vierzig Minuten weiter ein Gensdarmenposten, wo wir Halt machten. Der Eichenwald dauert fort. – Bei zwei kleinen Flüssen ist der Baumwuchs wieder sehr reizend, bei dem einen Lorbeerbäume, breiter gezweigt und ansehnlicher, als sie mir je vorge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kommen. – Nachdem man aus dem langen Wald heraus ist, und nun das Meer, Pylos und Sphakteria schon sichtbar werden, zieht sich der Weg sehr lang, weil der Massstab dieser Berge täuscht. Feld anfangs nicht, dann breitet es sich in mehreren Gründen, höher und tiefer, bei sanften, gelehnten Abhängen der Berge aus, doch ohne dem Lande das Ansehen des Wohlstandes zu geben, zumal da so wenig Wohnhäuser sich zeigen. Doch ist der Boden nicht mit starrem Thymian, und anderem Dorngebüsch, sondern mit sanfteren, volleren Büschen bedeckt, wovon weiterhin, tiefer und tiefer, der Mastix sich besonders hervortut. – Wir waren über sechs Stunden geritten, und brachen möglichst bald auf von Navarin nach Pylos zu Kahn. Jenes liegt amphitheatralisch, in der Nähe sehr dörflich, von weitem ansehnlicher, neben der nicht hohen, im grossen Viereck umfassten Festung, die mit einem Fort am Ende von Sphakteria einen sehr engen Eingang der Bucht verschliesst und über sich einen hohen, pyramidalischen Berg hat, ähnlich wie noch einer in einiger Entfernung nördlich und andere in geringerem Grade sich durch diese Form hier bemerklich machen. Die Fahrt durch die Bucht funfzig Minuten, mit Segel und Ruder, an den starren Klippen von Sphakteria hin, der Anblick der übrigen Umgebung kahl, grau, reizlos, nur sparsam einige Dörfer oder Häusergruppen sichtbar. Unter den Felsen von Pylos läuft man eine Viertelstunde, vorüber auch den Damm oder die Landzunge zwischen den beiden Busen. Die Felsen setzen sich zuletzt in Sandhügel ab, und durch Sand, wie durch die Asche des Vesuvs, steigt man mühsam auf dieser Seite der Akropolis empor, er umgibt nicht bloss den kleinen alten Hafen, sondern bedeckt auch den Hügel über

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

demselben, und den zur Akropolis ansteigenden. Homers sandige Pylos ist vollkommen wahr von dieser Seite. Eine Strecke über dem Sande ist der Eingang in die berühmte Grotte – fast wie der des Thesauros – und so auch ein anderer Einschnitt nach der ersten Abstufung. Die Grotte geht in ziemlich gerader Richtung sechzig Schritte einwärts, so dass sie im allgemeinen Ähnlichkeit mit einem gotischen Dom hat, und bewegt sich unten nur unbedeutend nach der Linken. In verschiedenen Zeiten wurde gegraben, daher sie voll Löcher und Steinhaufen ist. Mehrere kleine und einige grössere Löcher und Nischen in den Wänden, besonders vorn, deuten auf Weihgeschenke. Die Einbildung von den aufgehängten Rinderhäuten kann man zugeben, ohne die Formen, weder der zusammengekrochenen, dürren, lang herabhängenden, noch der ausgebreiteten, oder etwa der Köpfe und Beine bestimmt nachweisen zu können. Ich vermute, dass die Grotte früher schon dem Hermes, wegen des Herdenreichtums der Neliden, geweiht war, als man den Mythus des Rinderdiebstahls und Opfers dahin zog und in den Stalaktidenwänden erkannte. Beim Heraustreten tat mir die Sonne den Gefallen, gerade unterzugehen, und dabei sich dem Berg, worin die Grotte, gerade gegenüber zu stellen; sie hätte seitwärts auch den Eingang bescheinen müssen, wäre sie nicht etwas umwölkt gewesen. Die Grotte war also – insbesondere in dieser Hauptjahreszeit – ein Punkt für die Abendsonne, wie in Athen der Lykabettos für den Osten, und die physische Erklärung jenes Mythus gewinnt durch die wahrgenommene Erscheinung nicht wenig. Auch der Untergang der Feuerkugel mitten im Meer, was ich nie bemerkt hatte, war erstaunlich. Noch erstiegen wir auf der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

entgegengesetzten Seite, da wo der enge Kanal Pylos von Sphakteria trennt – wenngleich so eng bei weitem nicht, als Thukydides ihn schildert, wo es auf das genaueste nicht ankam – den Bergkopf, über alte, tief ausgefahrene und gerittene Felspfade nach der Festung. Von der athenischen sind hier Mauern und Steine sichtbar, die venezianische zu besuchen, schien nicht nötig, da es nur darauf ankam, den Raum des Berges und der Stadt von dieser Seite zu überblicken. Sehr leid aber tat es mir, dass die tiefe Dämmerung nicht erlaubte, die Reste polygonischer Mauer, die unter der Akropolis auf der Seite der neuen Festung, auf der zugleich die Grotte, jetzt noch zu untersuchen, und in einer Sache, worin ich es am wenigsten gern mag, mich künftig auf die Beschreibung anderer verlassen zu müssen. Zur Rückfahrt von einer Stunde zwanzig Minuten leuchtete der Mond im ersten Viertel. Das Essen schmeckte gegen neun Uhr vortrefflich, und Zeit war es, um halb zwölf Uhr Ruhe zu suchen. Auf Pylos hatte ich mich besonders gefreut – und die Reise daher wird mich stets freuen.

*

Arkadia.

Im Schlaf wurde in der Topographie von Sparta um so emsiger bestimmt, als wenig zu bestimmen ist; öfter wach und auf. Vor fünf Uhr gerüstet, um sechs Uhr zu Pferd, und bis nach sieben Uhr abends, über elf Stunden, geritten, nicht ganz zwei geruht. Den Weg an den Bergen hinauf und hinab, auf dem abscheulichen, alten Pflaster; eine Stunde lang ging ich zu Fuss. Man nähert sich dann dem Wasser, reitet durch, kommt über Ackerland mit Gräben und Wässerung – aus einem konnte ich nicht herauskommen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

musste mich vom Pferde werfen – bis nach zwei Stunden man Pylos gegenüber ist. Kaum verwinden konnte ich den Verdruss, nicht früh daran gedacht zu haben, dass man zu Wasser noch einmal zur alten Akropolis kommen und die Mauerreste untersuchen und dann über die Landenge mit den Pferden zusammentreffen konnte. Die Lage der Feste ist vornehm und deutet auf den Wetteifer der Zeit, durch unbeikömmliche, merkwürdig gelegene Burgen sich hervorzutun. Drei Hügel im Zusammenhang mit dem festen Land wenden sich ins Meer, um mit Sphakteria verbunden einen Busen abzuschliessen, der eigentlich noch Festland sein sollte. Den dritten wählte man zur Stadt und Burg, nicht bloss als den höchsten und felsigsten, sondern auch, weil er von der Seite von Sphakteria durch das Wasser abgesondert und gedeckt ist. Der Sand unter der Akropolis auf dieser Seite und auf den beiden niederen Vorsprüngen des Landes von Pylos, die den alten Hafen bilden, ist so weiss, dass man von weitem die ἠιόθεσσα erkennt. Ein Hauptpunkt der Aussicht auch für diese Feste war der hohe, pyramidale Berg über Navarin. Auch der Weg gegenüber Pylos, gelind ansteigend, ist sandig, wie ich ihn bisher nirgends in Griechenland getroffen, doch nur eine mässige Strecke; sodass ich nach dieser Seite die Bemerkung des Pausanias nicht bestätigen kann, die ganze Herrschaft Pylos sei sandig. Die Wege sind fest, Tonkiesgrund, dünn mit Sand häufig bestreut, aber nicht, was man sandig nennt. Der ganze, lange Strich, den man nach den ersten zwei Stunden durchreitet, gleicht sich als ein fruchtbares Buschland. Schon vorher bemerkt man in den Hecken einigemal Myrten, die immer selten zu sein scheinen, wilden Wein; vom Agnus-castus sah ich das erste Grün, Blätter,

wie die der Weiden und wohlriechend, ausschlagen - und ich vermute, dass von diesem langen Zurückhalten mitten unter dem anderen schon treibenden Gesträuch der Name und der zeremonielle Gebrauch der Staude genommen ist. Die Heide aber ist bedeckt mit Mastix, Lorbeer, Terebinthen, von diesen mehr als einmal das eine vorherrschend - Lorbeer insbesondere in einem reizenden Überfluss, in grösseren und niederen Büschen und Stämmen - Dorngesträuch ganz untergeordnet, selbst der blühende Cytisus sparsamer - die schönste Verbindung sanfter und gefälliger Buscharten, manche mir nicht bekannt, in grosser Fülle, zumal in den Schluchten der Flüsse und hier und da, wo Niederungen sonst sind. Auch eine lupinenartige Pflanze verbreitet sich an einigen Stellen weit, deren grosse Schoten, gepresst, nur Wind verpuffen: die Blüten sind weiss. Auch neue Blumengewächse. Dies fruchtbare Terrain nun wartet des Anbaues. - Ausser den Gemarkungen von Gargagliano und Philiathra, sechs und neun Stunden von Navarin, die den Bergen näher liegen, betritt man nur die unangebaute Heide, und wie fruchtbar sie sein könnte, zeigt schon der neu angelegte Wein in der Nähe von Philiathra. Öl scheint indessen das Hauptprodukt der beiden genannten Orte, so wie auch vor Arkadia nur Ölwald ohne Fruchtbau erscheint. Auch die äusserst seltenen Herden, und die Seltenheit von Kirchen und Klöstern, denn man sieht keine, zeigen den alten Mangel des Anbaues in dieser Gegend, wo vor allem auf Kolonisation, wenn nicht etwa Wassermangel sein sollte, zu denken wäre. Viel begegnender Transport lässt auf einigen Handelsverkehr schliessen: aber die ununterbrochenen weiten Strecken fruchtbarer Heide haben den Charakter trauriger Einsamkeit. - Schon

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Lorbeer macht den Weg edel, die Seeküsten, jetzt näher, jetzt ferner, mit dem Rückblick auf Pylos, mit der Insel Prote unterhalten. Zuletzt nähert man sich dem schon bei der Reise des vorigen Tages viel erblickten hohen Berg, der sich um das westliche Messenien stellt, und in seiner Umbiegung gegen Arkadia hin, das an seinem letzten Ausprung gelegen ist, in seiner ganzen Gestaltung eine der schönsten Bergreihen bildet – zehn bis zwölf Berge nach den verschiedenen Spitzen und Wölbungen, mit einem symmetrischen Spitzhaupt in der Mitte, nicht ganz so hoch wie der Hymettus, im allgemeinen von dessen Farbe, und gegen die Stadt hin an vielen, scharf abgeschnittenen Stellen, ganz in der Höhe und abwärts, dunkel bewaldet, was von dem Grün der Dornbuschbekleidung scharf absticht. Man kommt auf der langen Reise durch kein Dorf, nur nach fünf und einer Viertelstunde zu einem Brunnen, in der Nähe eines Hofes mit Feld und Ölbaumen, wo wir ausruhten. Hier hielten viele Weiber, die Kessel über Feuer gesetzt, Wäsche, indessen kleine Kinder in den Windeln an Seilen unter dem Überhang der Hecken befestigt waren. Zwei Stunden weiter ist eine kleine Bucht, wie es scheint für Fischer, wo wieder grosse Wäsche kleiner Leute am Bache weit umher veranstaltet war. – Seitdem begegnet man noch einigen Brunnen und Bächen. Ganz nah vor der Stadt trank ich aus dem trefflichen Brunnen, der bei Pausanias vorkommt. Er ist in einen kleinen, runden Steinbehälter im platten Boden gefasst, und dahinter steht ein niedriges, kleines Brunnenhaus mit einer Nische, das früher wohl mit ihm in Verbindung gesetzt war. Überraschend tut sich plötzlich die Bucht von Arkadia auf mit einem neuen Bogen von Bergen, angeschlossen an jenen messenischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Berg, der nicht von auffallender Höhe ist, mehr nördlich sogar niedrig, aber fern über sich Schneeberge zeigt; auch Zante in der Ferne sehr deutlich. Der Zugang in die prächtig gelegene Stadt windet sich und ist sehr beschwerlich; Cypressen – obgleich sie Κυπαρισσία hiess – sah ich nicht. (In der Nähe unseres Haltes sind einige Reihen junger Cypressen und einzelne nachher noch hier und da.) Doch eine einzige, nicht alte Cypresse steht unter der Burg in der Stadt.

KARL OTFRIED MÜLLER

Schema des Peloponnes.

Griechenland ist auf eine wunderbare Weise von der Natur physisch so organisiert, dass jeder seiner Teile eine eigentümliche Bestimmung und einen besondern Charakter erhalten hat, es ist wie ein Körper mit verschiedenartigen aber notwendig verbundenen Gliedern. Die nördlichen Gegenden bis nach Thessalien hinein sind die nährenden Organe, welche von Zeit zu Zeit neue kräftige Substanzen herbeiführten; das Leben wird ausgebildeter, individueller gestaltet, je weiter nach Süden; Attika und die Inseln sind die beweglichen nach aussen wirkenden Extremitäten; der Peloponnes dagegen ist für ein in sich beschlossenes, abgerundetes, konzentriertes Leben gemacht, mehr intensiv und gesammelt, als sich ausdehnend und verbreitend. Weil nichts mehr vor ihm liegt, hat gewissermassen das Streben hier sein Ziel, und es tritt in ihm ein stetiger, fester, abschliessender Zustand an die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stelle. Mit Recht galt er den Griechen als das Innerste und als die Akropole Griechenlands, und die ihn besitzen, waren nach alter Übereinstimmung die anerkannten Ersten Griechenlands.

Dieses Wesen des Peloponnes wird besonders deutlich, wenn man die Gebirgszüge betrachtet. Denn obgleich der Isthmos die Halbinsel mit dem Festlande durch eine Landstrecke verbindet, so geht doch kein fortgesetzter Gebirgszug hinüber, sondern die Oeneischen Berge sind von den Peloponnesischen ganz getrennt. Es bilden aber die Hauptberge des Peloponnes einen fast geschlossenen Kreis, dessen Linie man über die Höhe des Berges Pholoe, Lampe, Aroanios, Kyllene, Artemision, Parthenion, Parnon, dann über Boreion und von da nach dem nördlichen Anfang des Taygetos hinüber, und dann am Lykäon längs des Alpheios hinleiten muss. Am höchsten scheint der Teil von Kyllene nach dem Parnon. Aber auch die östlichen Ebenen, wie die von Tegea, liegen sehr hoch über dem Meere, und haben oft lange im Frühlinge noch Schnee. Von der bezeichneten Linie entspringen alle irgend bedeutenden Flüsse, und gehen alle Gebirge aus, die die Ecken und Spitzen des Peloponnes bilden. Das innere Land aber hat nur eine Öffnung gegen das westliche Meer hin, durch welche alle seine im Alpheios vereinigten Gewässer ausströmen. Dies Land erhält aber seine besondere Natur noch dadurch, dass einige niedrigere und sekundäre Höhenzüge sich mitten hindurchstrecken, welche die Gewässer der Täler zunächst an jenem Hauptgebirge nötigen, Seen zu bilden, oder unterirdische Abzüge zu suchen. Daher das im östlichen höheren Teile des Landes häufige Verschwinden und Wiederauftauchen von Flüssen. Dies ist Arkadien, ein Land, aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebirgsrücken und Hochebenen, aus verschlossenen tiefen Tälern und zwischen Felsen zusammengedrängten Flussufern bestehend, und von der Natur so deutlich von dem übrigen Peloponnes geschieden, dass, obgleich ohne politische Einheit, es durch die ganze Geschichte als ein Ganzes für sich bestehend anerkannt wird. Das Klima des Landes war vorzüglich kalt, die Luft dick, namentlich an der nördlichen Gebirgskette; wie dies auf die Sinne und das Gemüt des Volkes wirkte, hat ein Arkadier, Polybios, meisterhaft beschrieben.

Lakonika ist durch zwei von Arkadien gradauslaufende Gebirgszüge gebildet, die den Eurotas einfassen, dessen Quelle von der eines Arkadischen Flusses nur durch eine geringe Abdachung geschieden ist. Eurotas ist bis unterhalb Sparta ein schnellströmender Gebirgsfluss, dann wird er nach einer Kaskade auf einer Ebene versumpfend, weiter hin auf wenig gesenktem Boden ruhig und grade hinströmend. In der Gegend Spartas stehen Felsen und Hügel von beiden Seiten nah zusammen, und schliessen sowohl oberhalb als unterhalb fast zu; diese eingeschlossene Ebene ist ohne Zweifel die hohle Lakedämon Homers. Hier bewirkte die Enge des Tales und die Höhe des wie hohe Mauerzinnen ragenden Taygetos, dass die Hitze des Sommers durch die wie in einen Fokus zusammenfallenden Sonnenstrahlen sehr erhöht, und durch kühlende Seewinde nie gemildert, im Winter dagegen die Kälte doppelt heftig war. Dieselben Umstände veranlassen starke Regengüsse, und die Menge der Gebirgswässer bringt in den engen Tälern leicht Überschwemmungen hervor. Die Gebirge, obgleich in zusammenhängenden Ketten, sind doch viel durchbrochen, ihre zerklüftete und geborstene Gestalt leitete man von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erdbeben ab, deren eins Sparta vor dem Helotenkriege so schrecklich verheerte. Aber auch die Ebenen des Landes sind nicht unbeträchtlich; zu den schönsten Griechenlands gehört die am untern Laufe des Eurotas, welche sich gegen Süden auseinander zieht und vor den Nordwinden durch Gebirge geschützt ist; auch der von Felsen umzäunte Küstenstrich von Malea nach Epidauros Limera (Malvasia) ist ungemein fruchtbar, nicht minder die Täler an der Grenze Messeniens; nur gegen das Vorgebirge Tänaron hin wird das Land immer dürrer, härter und ferruginöser. Wie sehr man aber irrt, wenn man sich dies Land als eine halbe Wüste denkt, zeigt die sehr grosse Menge Lakonischer Früchte, welche Theophrast und andere erwähnen; die edlen Weinarten preisen Alkman und Theognis; bis zu den Gipfeln des Taygetos hinan wurden Reben gepflanzt und aus Quellen in Platanenwäldern mühsam bewässert; das Land war auch darin sich selbst genug. Aber das wertvollste Erzeugnis war in der Schätzung der neuen Einwohner gewiss das Eisen der Gebirge. Noch glücklicher war die Lage des Landes für die Verteidigung, da das innere Lakonien von Arkadien, Argolis und Messenien her nur durch Pässe und Gebirgswege zugänglich ist, und grade der beste Teil desselben den Einfällen der Feinde aus diesen Gegenden abliegt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Thrakisch Troische Engen und Ufer.

Rumeli-Hissar – das europäische Schloss – wurde noch vor der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken erbaut. Die hohen weissen Mauern mit Zinnen und Türmen ziehen sich so seltsam den steilen Abhang hinauf und hinab, dass man die Erzählung begreift, der Erbauer habe seine Tugra oder Namensunterschrift zum Bauplan gegeben. Zahllose Säulenschafte sind mit Grabsteinen, Ziegeln und Felsblöcken in drei ungeheuere runde Türme eingemauert, und drei Jahrhunderte haben fast nichts an diesem Fussstapfen verwischt, den der Islam bei seinem Herüberschreiten von Asien dem europäischen Boden eingedrückt hat.

Gegenüber erhebt sich Anadoli-Hissar, das asiatische Schloss. Ganz ähnlich liegen zwei Meilen weiter oberhalb am Bosporus zwei alte genuesische Kastelle. Es waren die Schlingen, welche man dem alten byzantinischen Reiche um die Kehle gelegt.

Im allgemeinen ist der Winter doch sehr streng in Konstantinopel. Der Nordwind, welcher über das Schwarze Meer herfegt, bedeckt den thrakischen Chersones mit tiefem Schnee, und das Innere des Hafens, soweit das süsse Wasser des Cydaris sich erstreckt, gefriert fast alle Jahre. Aber Winter und Sommer sehen sich in diesem Lande ähnlicher als bei uns; die Pinien, die Cypressen, der Lorbeer und Oleander wechseln ihr Laub nicht. Efeu umrankt die Felswände, Rosen blühen das ganze Jahr hindurch, und frisches Grün bedeckt schon jetzt die Berge, wo der warme Hauch des Südwinds den Schnee verschwinden lässt. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

plätschernden Wellen des Bosporus erfreuen das Auge mit ihrem tiefen Blau, und die warme Sonne funkelt am wolkenlosen Himmel.

Niemand nimmt hier Anstand, sich mitten auf der Strasse, oder wo es ihm gerade am besten gefällt, hinzusetzen, eine Pfeife zu rauchen oder Kaffee zu trinken. Für diesen Zweck gibt es aber auch am Bosporus reizende Plätzchen. Der Fuss der riesenhaften Platanen ist gewöhnlich mit einer niedrigen Terrasse umgeben. Daneben findet sich auch allemal eine Fontäne und ein kleines Kaffeehaus, aus dessen Dache oft mächtige Baumstämme hervorwachsen. Man breitet Dir sogleich eine Bastmatte und einen Teppich aus, wenn Du Dich legen, oder stellt einen niedrigen Rohrschemel, wenn Du sitzen willst. Das Rohr oder die Wasserpfeife ist schon bereit, und der Kaffee versteht sich von selbst. Das jenseitige asiatische Ufer ist so nahe, dass man die Leute erkennt, welche dort herumwandeln. Scharen von Delphinen tanzen um die grossen Schiffe, welche auf- und abgleiten, und dicht vorüber ziehen in ununterbrochener Folge die Kaiks mit Frauen, mit vornehmen Effendis, mit Mollah oder mit Fremden.

*

Die Dardanellen. Alexandria Troas.

Den 2. April abends verliess ich mit einem österreichischen Dampfschiff Konstantinopel und erblickte am folgenden Morgen die hohen schönen Gebirge der Insel Marmara. Rechts zeigten sich die Berge von Rodosto mit Weingärten und Dörfern. Bald traten die Küsten Europas und Asiens näher zusammen, und Gallipoli erschien auf schroffen zerrissenen Klippen, mit einem alten Kastell und zahllosen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Windmühlen am Ufer. Hier war es, wo die Türken zuerst nach Europa übersetzten (1357). Gegen Mittag tauchte das Fort Nagara mit seinen weissen Mauern aus der hellblauen klaren Flut des Hellespont empor.

Diese Meerenge ist bei weitem nicht so schön wie der Bosporus, die Ufer sind kahl und beträchtlich weiter entfernt als dort, aber die geschichtlichen Erinnerungen machen sie anziehend. Von jenem seltsam aussehenden Hügel (vielleicht von Menschenhänden aufgetürmt) blickte Xerxes auf seine zahllosen Scharen, die er nach Griechenland führte; jene Steintrümmer, welche die ganze flache Landzunge überdecken, waren einst Abydos, und hier schwamm Leander von Europa nach Asien, um Hero zu sehen. Ein einziger unförmlicher Mauerrest steht noch aufrecht auf dem Platz, den einst die Stadt einnahm, aber es ist schwer zu sagen, was diese Ruine gewesen; dagegen ist es sehr wahrscheinlich, dass eine Quelle süssen Wassers, die noch heut auf dem flachen, vom Meer umgebenen Isthmus in einem unterirdischen Gewölbe sprudelt, die Einwohner jener Stadt, vielleicht die schöne Hero selbst getränkt hat.

Die gewaltige Strömung führte uns schnell bis an die engste Stelle der Meerenge, «wo die altergrauen Schlösser sich entgegen schauen». Hinter dem europäischen Strand erhebt sich steil eine weisse Felswand, in welcher eine kleine Grotte für das Grab der Hekuba gilt. Die asiatische Küste hingegen ist flach und zeigt hinter dem Kastell, welches einst die Genueser hier auftürmten, im Schatten mächtiger Platanen und umgeben von Gärten und Weinbergen, ein Städtchen, welches die Türken Tschanak-Kalessi, das Scherbenschloss, nennen, wegen der vielen Töpfer, die dort arbeiten. Dort residiert in einer bescheidenen Wohnung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Boghas Pascha, zu welchem ich mich verfügte, um die Briefe des Seraskiers zu übergeben und einige mündliche Aufträge auszurichten. Er liess mir ein kleines hübsches Häuschen am Ufer einräumen, und nachdem ich die Forts und Batterien besichtigt, nahm ich den Plan der Dardanellenstrasse und ihrer Ufer auf.–

Ich machte nun noch einen Ausflug nach Alexandria Troas, den Ruinen einer Stadt, welche Antigonus, einer der Feldherren Alexanders des Grossen, seinem Herrn zur Ehre nahe der Stelle gegründet hatte, wo die Reede zwischen Tenedos und der flachen asiatischen Küste noch heute den grössten Flotten einen guten Ankerplatz gewährt. Wir ritten an dem Grabe des Patroklus vorbei, von welchem ich mir einen Ölzweig mitnahm, längs des öden Sandufers, wo der Pelide um die schöne Briseïs getrauert, nach dem Vorgebirge Sigeum zu, welches hinausschaut auf das prachtvolle Meer und seine Inseln, die rauh umstarrte Imbros, die thrakische Samos und Tenedos, hinter welcher die Flotte der Achäer sich verbarg. Auf einem Hügel, der von Menschenhänden erbaut schien, lag ein griechisches Dorf, Aya-Dimitri, dessen dicht aneinandergedrängte Häusermasse ein burgartiges Ansehen hat. Obwohl ich wusste, dass Pergamus nicht hier, sondern landeinwärts gelegen, so machte es mir Vergnügen, mir vorzustellen, dass dies die viel durchwanderte Feste sei, und wahrscheinlich waren auch die von Göttern abstammenden Helden nicht besser logiert als in diesen Lehmhütten. Die Gegend ist fast ohne Anbau, junge Kamele weiden in dem hohen dürren Grase, und nur einzeln stehende Palamuts oder Färbereichen schmücken die Flur.

Am folgenden Morgen, nachdem wir durch ein schönes Tal

mit Pappeln, Kastanien und Nussbäumen geritten, sahen wir das Fundament der alten Stadtmauer von Alexandria Troas vor uns. Es bestand aus sechs bis zehn Fuss langen, drei, oft sechs Fuss mächtigen Steinblöcken und erstreckte sich, so weit das Auge durch das Gebüsch folgen konnte. Wir ritten wohl tausend Schritt auf diesem Wall entlang und fanden mächtige Steintrümmer, Granitsäulen, Gewölbe, die mit sechsseitigen Steinen zierlich bekleidet gewesen, Trümmer von Architraven und schönen Kapitälern auf der Ebene herumgestreut. Plötzlich standen wir vor einer mächtigen Ruine, aus riesenhaften Quadern aufgetürmt. Die grossen Bogen des schönen Portals trotzen allen Erdbeben und Jahrhunderten, und es macht einen eigenen wehmütigen Eindruck, einen solchen Riesenbau in dieser ganz menschenleeren Einöde zu finden.

Die Türken nennen den Ort Eski-Stambul, das alte Konstantinopel. Sie benutzen die Sarkophage zu Wasserkufen, ihre Deckel zu Brücken über die Bäche und die Säulenschafte zu Kugeln für ihre Steinkanonen.

*

Smyrna.

Als ich mein letztes Schreiben auf die Post gegeben, traf ich in Konstantinopel das Dampfschiff der Regierung, eben im Begriff, die Anker zu lichten, um nach Smyrna abzugehen. Da ich den Kapitän gut kannte, so stieg ich an Bord, wie ich war, um diesen interessanten Punkt des Orients kennen zu lernen. Wind, Strömung und Dampfkraft vereinigten sich, uns schnell durchs Marmarameer und den Hellespont dem Archipel zuzuführen, den die Türken das weisse Meer nennen. Wir eilten an den alten Dardanellen-

Schlössern vorüber, die ich erst vor acht Tagen verlassen hatte, und nachdem wir auch die neuen Schlösser mit ihren Riesenkanonen passiert, breitete sich das Ägäische Meer mit seinen schönen Felsinseln Imbros, Lemnos und dem hohen Gipfel von Samothrake vor uns aus. Das Wasser ist von himmelblauer Farbe und so klar, dass man die mächtigen Delphine, welche weite Strecken neben dem Schiffe pfeilschnell dahinschiessen, deutlich sieht. Von Zeit zu Zeit sprangen sie schnaubend aus ihrem Elemente heraus hoch in die Luft. Jetzt wandten wir uns links um das Vorgebirge Sigeum und steuerten zwischen der Troade und Tenedos auf Mytilene zu. Die mächtigen Ruinen von Alexandria Troas schimmerten aus den Oliven- und Nussbäumen hervor, und seltsame genuesische Schlösser, mit Mauern und Türmen umgeben, ragten auf den Inseln und Vorgebirgen empor. Am frühen Morgen liefen wir in das von hohen Gebirgsgruppen umgebene weite Becken von Smyrna ein. Der Vollmond leuchtete noch, als schon der östliche Himmel sich dunkelrot färbte, wie wenn der asiatische Boden von der gestrigen Hitze noch glühte. Die Berge sind ganz kahl, von der Sonne verbrannt, aber von äusserst schönen Formen. Am Fuss derselben, längs des Meeres zieht sich ein grüner Streif von bebautem Land mit Weinbergen, Oliven, Maulbeerbäumen und dunklen Cypressen hin. Die Dörfer und Häuser sind von Stein mit flachem Dach erbaut. Am Ende der Bucht zeigt sich nun Smyrna, welches amphitheatralisch an den hinterliegenden Bergen emporsteigt. Unten am Meere hinter den Schiffen erkennt man zuerst eine grosse Kaserne, eine Batterie, ein schönes Karawanseraj mit vielen Kuppeln, mehrere Moscheen, und links die Frankenstadt mit steinernen Gebäuden. In zwei-

ter Region zeigt sich die eigentlich türkische Stadt. Wenn eine Handvoll kleiner roter Häuser, einige Moscheen, und Fontänen vom Himmel auf die Erde herabfielen, so könnte der Bauplan nicht bunter ausfallen als der dieser Stadt. Man erstaunt, dass man noch Wege und Fusssteige durch die Häusermasse findet. Hoch über das Ganze ragt das alte Schloss oder die Festung von Smyrna, welche, in der fernsten Vorzeit erbaut, von den Genuesern mit Türmen versehen ist und welche die Türken jetzt verfallen lassen. Einige Trümmer auf demselben Hügel werden die Schule des Homer genannt. Dahinter erheben sich die blauen Berge Kleinasiens.

Am 3. August machte ich einen sehr interessanten Ritt auf guten mutigen Pferden in das Innere des Landes. Wir erreichten zuerst und noch in der Morgenkühle das Dorf Kukludscha am Abhang eines Berges, von wo man eine unbeschreiblich schöne Aussicht hat. Links die Stadt und die Festung Smyrna, der Hafen und das Meer bis zum Felsvorgebirge Karaburun, rechts eins der schönsten und bebautesten Täler, die es gibt. Da die breite Talsohle vollkommen eben zwischen den hohen schroffen Bergen liegt, so zeichnen sich die vielen wagerechten Linien von dunkelgrünen Nussbäumen und grauen Olivenreihen zwischen hellgrünen Feldern und Weingärten überaus schön gegen die gezackten Konturen der braunen Gebirge ab. Die Vegetation ist hier überaus reich, die Orangen und Citronen bilden grosse Stämme, doch hatten sie im letzten strengen Winter sehr gelitten. Ich fand hier die Aloe in Blüte, deren Stengel mindestens zwanzig Fuss hoch und armdick ist. Besonders aber gedeiht der Granatbaum; das Dörfchen Narlyköi, welches seinen Namen von ihm hat, liegt in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einem förmlichen Walde von Granatbäumen; das überaus frische Grün, die dunkelroten grossen Blüten und die Unzahl von Äpfeln, welche die Zweige herabbogen, überraschten mich sehr. Grosse Melonen, essbare Kürbisse und riesenhafte Rohrpflanzen umgaben die Ufer der Bäche; Maulbeeren und Weintrauben von vortrefflichem Geschmack gibt es so viele, dass jeder, ohne zu fragen, davon nimmt, was ihm gefällt. Die Cypressen erreichen eine erstaunliche Höhe und Mächtigkeit; der Ölbaum aber, unserer Weide ähnlich, mit seltsam geflochtenen knorrigen Stämmen und blassgrünem Laub, Blüten und Früchten verleiht erst der Gegend ihren eigentümlichen Charakter. Die von Saft überfüllte Wassermelone wuchert als Unkraut in diesem heissen, durstigen Lande und bildet ein wahres Labsal, wo man oft keinen Trunk Wasser haben kann. Die Ortschaften sind indessen äusserst selten, und es fehlt dem Bilde daher an Leben; nur wenige steinige Pfade ziehen sich durch die Ebene und an den Bergen hinauf, und durch die tiefe Einsamkeit hört man nur das Geläute der schwerbeladenen Kamele, die in langen Reihen eins hinter dem anderen wandeln, mit schwankendem langsamen Schritt ihrem Führer folgend, der auf einem kleinen Esel an der Spitze reitet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Militärische Ansicht Spaniens.

Die iberische Halbinsel ist eine einzige, in sich geschlossene, fast ungegliederte Hochmasse, ein zusammenhängendes Hochland, welches auf drei Seiten aus den Fluten des Ozeans, auf der vierten, der nördlichen, aus den Tiefebenen Südfrankreichs steil emporsteigt. Stände das Meeresniveau um vierhundert bis fünfhundert Fuss höher, so würde sie eine Insel, so würde das Tiefland von Guienne und Gascogne mit der die Sevennen und Pyrenäen trennenden Talfurche des Canal du midi und der unteren Aude, im Süden Frankreichs ein zweites Ärmelmeer, ein ähnlicher Kanal sein, wie der englische im Norden. Unter derselben Voraussetzung würden ferner die Talflächen des unteren Ebro und Guadalquivir Meerbusen mit engen Einfahrten, – die Pyrenäen und das ober-andalusische Gebirgsland langgestreckte, halbinsulare Hochgebirgszungen bilden; die Hauptmasse, der Kern der Halbinsel bliebe dagegen ein einziges ungegliedertes Gebirgsganze, ohne Hochgebirge, aber auch ohne Tiefebenen.

Diese Anschauungsweise ergibt die Hauptumrisse der plastischen Gestalt der Halbinsel.

Alle Hauptströme der Halbinsel entspringen nicht auf den beiden Hochgebirgen im Norden und Süden, sondern auf der mittleren Hauptmasse des iberischen Hochlandes, wiewohl von jenen beiden die bedeutendsten Zuströme des Ebro und Guadalquivir abfliessen. Die Quellen dieses letzteren, so wie die des Duero, Tajo, Guadiana und einer Menge anderer Flüsse liegen sämtlich auf der Ostseite des mitt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

leren Hochlands-Kerns, sämtlich auf einer gemeinsamen Erhebung, die von den Ebro-Quellen anfangs südostwärts auf der rechten Seite dieses Stromes, und dann in südlicher Richtung bis zum Ost-Ende des südlichen Hochgebirgsrandes der Halbinsel fortzieht. Der Duero, Tajo und Guadiana durchfliessen, nachdem sie dies gemeinsame hohe Quell-Land verlassen, die weitgedehnten, heissen, waldlosen, steppenartigen Flächen des Innern der Halbinsel, in denen fast das ganze Jahr hindurch kein Regentropfen fällt. Daraus, so wie aus der geringen, absoluten Höhe ihrer Quellbezirke, erklärt sich die Wasserarmut dieser Ströme und ihrer Nebenflüsse. Nicht selten stagnieren sie, trocknen im Sommer auch stellenweise fast ganz aus; dennoch nennt sie der Spanier Caudelosos, d. i. das nämliche, was der Italiener unter Torrenti versteht, denn im Winter füllen sie ihre Betten mit reissenden Fluten, überschwemmen sie ihre Ufer, und richten grosse Verheerungen an. Fast denselben Charakter hat der Ebro, nicht so der Guadalquivir, dem durch die nie ganz schmelzenden Schneevorräte des südlichen Hochgebirgsrandes selbst im Sommer ein beträchtlicher Wasserreichtum gesichert wird. – Diese Umstände geben den Strömen der Halbinsel, aus militärischen Gesichtspunkten, eine sehr veränderliche Bedeutung, denn nur im Winter bilden sie Hindernisse von Belang, während sie im grössten Teil des Jahres den Operationen kaum einen augenblicklichen Halt zu gebieten vermögen.
Eine grössere Wichtigkeit haben in dieser Beziehung die Gebirge der Halbinsel; dies sind für die Kriegführung die eigentlichen Operations-Barrieren des Landes.
Auf der vorgedachten Erhöhung, von der die Hauptströme abfliessen, scheiden sich zwar die Gewässer, welche dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mittelmeere, von denen, die dem offenen atlantischen Ozean zugehen: aber diese Wasserscheidehöhe ist kein zusammenhängender Gebirgszug, keine wallartige Kette, wie mehrere unserer Karten und Kompendien sie angeben, indem sie ihr den Namen der iberischen Kette beilegen. Dieselbe bildet vielmehr den nur wenig erhöhten Ostrand der Hauptmasse des Hochlandes; ihrer Westseite fehlt fast überall der Gebirgs-Charakter, und nur von Osten her, aus dem Tieftale des Ebro und aus den niedrigen Küstengegenden Valencias betrachtet, erscheint sie als ein mächtiger Felsenwall, der den Zugang zu dem Innern des Hochlandes nur mittelst weniger Gebirgspforten gestattet. – Dies ist der Ostrand der weitausgedehnten tafelförmigen Hochflächen, der Scheitelflächen des iberischen Hochlandes, welche sich längs des Duero, Tajo und Guadiana mit mancher Unterbrechung westwärts allmählich hinabsenken zu dem Spiegel des atlantischen Ozeans, an den Küsten Portugals. Sie liegen nicht in einem und demselben Niveau, sondern bilden zwei Stufen von ungleicher absoluter Höhe, aber fast gleicher horizontaler Ausdehnung: die nördliche höhere, die Hochterrasse von Alt-Castilien und Leon, umfasst das Becken des Duero-Stromes; der südlicheren, niederen, der Hochterrasse von Neu-Castilien und Estremadura, gehören die Becken des Tajo und Guadiana. Beide werden durch einen Gebirgszug, das castilische Scheidegebirge, welcher von Osten nach Westen quer durch die Mitte der ganzen Halbinsel geht, und im äussersten Westen mit dem Cap la Roca endigt, von einander geschieden.
Die südliche wird im Süden von einem Gebirge umwallt, welches als der Südrand des ganzen castilischen Hochlandes anzusehen ist, welches dasselbe von den andalusischen

Tiefebenen scheidet, und deshalb mit dem Namen des andalusischen Scheidegebirges bezeichnet wird; es bildet anfangs die Wasserscheide zwischen Guadiana und Guadalquivir, wird dann vom ersteren durchbrochen, und endigt an der Südwestspitze Europas mit Cap S. Vincente.
Die nördliche Hochterrasse wird ebenso im Norden von einem Randgebirge eingeschlossen, welches vermöge seiner Richtung als die Fortsetzung des Pyrenäenzuges betrachtet werden kann, und unter dem Namen des cantabrisch-asturisch-galizischen Gebirges die Nordküste der Halbinsel umsäumt, und im Cap Finisterre seinen äussersten, westlichsten Grenzpfeiler erhalten hat.
Dieser merkwürdige, höchst symmetrische Gebirgsbau der Halbinsel hat in allen Kriegen, deren Schauplatz sie gewesen, seinen Einfluss auf den Gang der Operationen sehr bestimmt geltend gemacht. Die Eroberungen der Karthager, Römer, Araber, Franzosen, die germanischen Völkerzüge, die Wiedereroberung des Landes von Don Pelayo bis auf den katholischen Ferdinand: alle diese Ereignisse tragen in ihrem Fortschreiten, in ihrem Stillstand den Stempel des Bodens, auf dem sie sich entwickelten. Die Felsengebirge des Nordrandes wurden die letzte Zufluchtsstätte der Goten gegen die siegende Macht der von Süden her unwiderstehlich vorschreitenden arabischen Eroberer, und ebenso war der hohe Südrand das letzte Bollwerk der maurischen Macht gegen die christlichen Wiedereroberer, nachdem sich die Macht der letzteren, dem plastischen Bau der Halbinsel entsprechend, von Norden her zonenartig über dieselbe ausgebreitet hatte. So sehen wir das neue Gotenreich unter Alfons dem Grossen (759–770) südwärts bis über den Duero, bis zum Fluss des castilischen Scheide-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gebirges sich ausdehnen, und die Wiedereroberung an dieser Barriere ein Jahrhundert lang zum Stillstande gebracht, während welcher Zeit die Christen-Heere an den Südgrenzen von Leon in stehenden Lägern die eroberten weiten Ebenen zu beschirmen genötigt waren, wovon diese Gegend bis auf den heutigen Tag den Namen der Tierra de campos behalten hat. Ebenso wird später, als unter Ferdinand I., dem ersten Könige von Castilien, bereits auch Neu-Castilien dem Christenreiche einverleibt ist, das andalusische Scheidegebirge der Schauplatz der Kämpfe und Heldentaten der spanischen und maurischen Ritterschaft, und jede Schlucht, jeder Pass, jedes Gemäuer gewinnt hier, in dem langwierigen Kampfe, eine Bedeutung, welche in den romantischen Klängen der Volkspoesie bis auf diese Stunde in lebendiger Erinnerung geblieben ist.

Durch diesen auf den plastischen Bau der Halbinsel begründeten Hergang der Ereignisse wurde das innere Hochland zugleich der Sitz der vorherrschenden politischen Macht der Halbinsel. Hier allein war auf weiten Räumen natürliche Einheit, natürlicher Zusammenhang, keine Sonderung, wie in den umliegenden durch die Abwechselung der Terrainformen charakterisierten Küstenlandschaften; daher hier Konzentrierung der politischen Macht, hier die Wiege der ältesten politischen Institutionen, der Einrichtungen und Sitten, selbst der herrschenden Schriftsprache Spaniens. Mit dieser letzteren verbreitete sich europäische Sitte und Kultur von dem Hochlande über die Küstenterrassen, in denen Industrie und Gewerbe, als Erbteil von den Arabern, einen kurzen Aufschwung nahmen, und von denen aus später, durch Schiffahrt und Welthandel, Luxus und Reichtum über die ganze Halbinsel gebracht wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So wie die inneren Verhältnisse Spaniens aus dem orographischen Bau der Halbinsel sich erklären, so ist es auch einleuchtend, warum die Existenz der politischen Macht auf dem West-Abfall des Hochlandes immer abhängig bleiben musste von dem Schicksal der ganzen Halbinsel, und weshalb die Portugiesen ihre eigentümliche nationale Grösse auf einem anderen Elemente, auf dem Ozean, gesucht und erworben haben.

Einen ähnlichen Einfluss äusserte das eigentümliche Gezimmer der Halbinsel zu allen Zeiten auf den Gang der Kriege; er lässt sich auf gleiche Art nachweisen in den früheren Kämpfen der Karthager und Römer unter Hasdrubal, dem jüngeren Scipio u. s. w., wie in den modernen unter den napoleonischen und englischen Feldherren. Die Tiefebenen am Ebro, am Guadalquivir, die Scheitelflächen des inneren Hochlandes waren zu allen Zeiten die Tummelplätze, auf denen die entscheidenden Schläge sich vorbereiteten, – die Scheidegebirge an ihren Grenzen dagegen die Operations-Barrieren, an denen die Eroberung Schranken, die Verteidigung natürliche Schutzwehren fand, an deren Pforten, an deren Debouchéen aber die Schicksale der Halbinsel entschieden wurden.

Auf solche Weise schliesst sich zu allen Zeiten der Entwickelungsgang der Volksgeschichte im allgemeinen und der Kriege insbesondere sehr bestimmt an die Eigentümlichkeit der Landesnatur, und kein Land und kein Volk liefert, in dem inneren Kausalzusammenhange ihrer geographischen und historischen Verhältnisse und Beziehungen, schlagendere Belege für diese Wahrheit, als die iberische Halbinsel und ihre Bewohner.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

CARL GUSTAV CARUS

Paris.

Der erste Überblick dieses politischen Vulkans, welcher Europa mehrfältig gewaltsam erschüttert, ja von wo aus das Leben aller Völker eine bald schwächere bald stärkere, überall aber merklich fühlbare Umstimmung erhalten hat, wäre denn also gewonnen, und irgend eine Ausweitung auch meiner Gedankenwelt wird, ich fühle es, in Folge dieses Eindrucks nicht fehlen können. – Denn wie es auf das Gemüt des rein und frei organisierten Menschen nicht ohne nachhaltige Wirkung sein kann, wenn ihm die mächtigsten Erscheinungen des Erdlebens – das Meer und die Alpenwelt, zuerst entgegentreten, wenn er von dem Gewahrwerden dieser riesenmässigen Erscheinungen an, oft sofort einen andern Massstab für alles Naturleben sich aneignet, so kann es eben so wenig ohne bedeutenden und bleibenden Eindruck sein, wenn er in einen Brennpunkt des grossen unsichtbar sichtbar fortschreitenden Menschheitlebens sich versetzt findet, und wenn ihm dadurch mit einem Male ein neuer Massstab für Kulturgeschichte und politische Bewegung grosser Menschheitmassen geboten wird.

Aber zu wie vielerlei Betrachtungen bietet ein solcher Zentralpunkt nicht Gelegenheit dar! Jeder wird hier für seinen Standpunkt eine besondere Ernte finden! Einige mehr politisch Gesinnte mögen ihr geistiges Auge auf die Abschätzung der Gesamtkraft einer solchen gewaltigen Volksmitte richten, oder mit Abwägung der Richtungen und Mächtigkeit einzelner Parteien solcher zentraler Massen sich beschäftigen; und andere mit statistischen Rücksichten die

Vergleichungen anstellen, um wie viel dieser fränkische Zentralpunkt des Kontinents an industrieller, angewandt wissenschaftlicher Kraft von der Mitte britischen Volkslebens übertroffen werde, und um wie viel er hinwiederum London als scientifischer transzendentaler Wirkung überbiete, – wenn ich aber bedenke, was mir für meinen Standpunkt am meisten eignet, so denke ich, es ist am angemessensten, dass ich mir vorzüglich und zunächst deutlich zu machen suche, was die Naturelemente, was Wasser, Luft und Boden wohl beigetragen haben können, diese mächtige politische Wirkung, diese Konzentration eines eigentümlichen Menschheitlebens gerade an diesem Orte zu bewerkstelligen.

Ich werde also vor allen Dingen zusammenzufassen suchen, was mir von der Stimmung der Luft und der Wolken, den atmosphärischen Farben und der Lichtwirkung, so wie von der Natur des Bodens und des Wassers einigermassen klar werden konnte, und so würde ich denn, nachdem ich aufmerksam Beobachtungen, Erfahrungen und Resultate, eigene und fremde mit möglichstem Fleisse gesammelt habe, etwa folgendes hierüber zu bemerken finden:

Schon von der Champagne her, das Tal der Marne entlang bis zu ihrem Eintritt in die Seine nimmt das Land mit seinen mässig erhobenen flach hingestreckten kalkigen Höhen etwas von der Fläche eines ruhig wallenden Meeres an. – Erscheint somit in der Physiognomie der Bildung des Bodens eine Annäherung des Landes zum Meere, so wirkt auch hinwiederum die Luft des nahen Meeres und zwar eines Weltmeeres wesentlich auf die Atmosphäre dieses Landstrichs und dieser gewaltigen Stadt. – Schon ist ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

merklich andrer Himmel über Paris als über Deutschland! - der erste Blick auf die Wolkenbildungen an den Spätsommertagen nach meiner Ankunft - das wunderbar weiche und südlich verblasene in diesen Wolkenformen und Farben - ohngefähr wie ich es früher in Neapel und doch wieder anders, gesehen hatte - liess mich diese Wahrnehmung machen. - Als ich aber an einem dieser Abende gegen Sonnenuntergang mich auf dem Pont royal befand, als die Sonne hinter die im wärmsten Duft den westlichen Abfluss der Seine beschattenden Wolken sich zur Hälfte verbarg, und durch diesen zarten südlich geröteten Duft mit dem glänzendsten Goldleuchten hervorblitzte, während hoch über den feinen Cirro-Cumulis der südlichen Wolkengebilde die schon breitere Mondsichel im milden Weiss schimmerte, da war mir diese Bemerkung noch entschiedener! - Steht man endlich bei sommerlicher Nachmittagsbeleuchtung auf der Anhöhe des Jardin des plantes, über der prächtigen hundertjährigen Ceder unter jener von allen Reisenden erwähnten bronzenen Gloriette, blickt über die Cypressen, Zirbelkiefern, Pinien, und das weithinschattende Dach jener Ceder auf die ungeheure ringsum sich lagernde Stadt, nach Montmartre und den Höhen von Père la Chaise hinüber und gegen die Ebnen von Vincennes hinaus, - dann erkennt man auch bald ein um so viel anderes atmosphärisches Licht, welches ich in einiger Hinsicht dem über die Gegenden Oberitaliens ausgegossenen wohl vergleichen möchte, wenn nicht jener schon bei den Ebnen der Champagne erwähnte milchige Duft, den ich nur den Ausdünstungen eines an die nahen Küsten flutenden Weltmeeres zuschreiben kann, einen merklichen Unterschied bedingte und einigermassen an das Ansehen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der neapolitanischen Küste, wenn der Scirokko weht, erinnerte. – Indem nun überdies grossenteils die finstern hohen Dächer unsrer Gegenden hinwegfallen – indem die Häuser mehr in Parallelogrammformen sich aneinander reihen, und indem sie mehr einer vorherrschend wagerechten Zeichnung in ihren Gruppierungen folgen, so gewährt dies mit dem gelblichen Grau der Mauern, der schieferfarbenen Bedachung, bei dem vielfach sichtbar werdenden weisslichen Boden, untermengt mit sparsamem Grün, in diesem milchigen Ton, vom heitern Licht umflossen, die eigentümlichste und man darf sagen reizendste Wirkung.
Gibt man nun ferner Achtung, wie auch bei eintretenden Übergängen zu unfreundlichem, regnichten kühlen Wetter die Luft seltener jene widrige Rauhigkeit annimmt, welche uns in der Heimat nur zu oft lästig fällt, und hört man ferner von Personen, welche jahrelang hier gelebt und das Klima von Paris mit dem von Deutschland in gleichen Breitegraden verglichen haben, dass jene gewisse Mildigkeit der Luft, jene ganz besondre und weder vom Thermometer, Barometer oder Hygrometer zu bestimmende wohltuende Einwirkung der Luft auf das Hautorgan (worüber in physiologischer Beziehung und in Vergleich mit der Mildigkeit mancher Wässer sich noch viel sagen liesse), hier bei weitem mehr herrschend sei als in unsern Gegenden – so muss man sich wohl veranlasst finden nachzudenken, woher eine solche Erscheinung wohl abzuleiten wäre. – Nun haben uns aber die neueren Forschungen über die Klimaten der Erde, Forschungen welche eigentlich erst einen höhern Sinn bekommen haben, seit Alexander von Humboldt auf den Gedanken kam, die Orte bekannter gleicher mittlerer Temperatur über die ganze Erdfläche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch Linien zu verbinden, welche er Isothermen-Linien genannt hat, mit grosser Bestimmtheit erfahren lassen wie mächtig der Einfluss sei, den das Meerumflossensein der Länder oder ihre einförmige Landerstreckung auf ihr Luft- und Wolkenleben und auf die Erwärmung oder Erkältung derselben ausübt. – Was gibt den weiten Flächen Afrikas die versengende Hitze, und den nördlichen Flächen Asiens die ertötende Kälte als die Entziehung jener ausgleichenden mildernden Einwirkung des Meeres, welches das eigentliche Blut der Erde ist? – Was macht, dass unter gleichen Breitengraden Europa so viel wärmer ist als das nördliche Amerika? und was hinwiederum gibt der britischen Insel eine verhältnismässig so bedeutend mildere Temperatur als dem mit ihr in gleichem Breitegrad liegenden Kontinent von Europa? was anders als eben jenes Meerumflossensein und die Erwärmung ihrer Luftschichten durch grosse Meeresströmungen, welche aus den Äquinoktialgegenden der Erde in regelmässiger Bewegung erwärmte Wassermassen in höhere Breitengrade heraufbringen? – Und so schlagen denn auch die Pulse des Weltmeeres zwischen Europa und Amerika mildernd und ausgleichend an diese Küsten Frankreichs und tragen dazu bei, das Klima von Paris auf einen höhern Grad von Gelindigkeit zu bringen, als der sein würde, welcher sich allein aus dem Breitengrade von 48 Grad 50 Minuten ergeben müsste. Man findet daher die mittlere Temperatur des Jahres für Paris beinahe 11 Grad Wärme, während z. B. das 18 Minuten südlicher und nur 56 Toisen höher gelegene Strassburg nur 9,78 Grad mittlere Wärme erhält. – Dabei ist allerdings nicht zu leugnen, dass die vielen der Atmosphäre mitgeteilten Wasserteile häufigen Regen und öftere Schwankungen

im Barometerstande herbeiführen, so dass sich trotz seiner Mildigkeit das Klima der schönen Stetigkeit südlicherer Gegenden keineswegs erfreut. – Wie mächtig indes wirken nichts destoweniger mildere leichtere Luft und mindere Kälte auf den physischen und durch diesen auf den psychischen Zustand des Menschen! eine leichtere Atmung, eine freiere Hauttätigkeit geben einen raschern Blutumlauf, leichtere regsamere Muskeltätigkeit und grössere Heiterkeit des Geistes; alles Momente, welche zu bedenken sind, wenn man sich die Eigentümlichkeit französischen und insbesondre Pariser Volkslebens in jeder ihrer Bedingungen deutlich machen will. – Soll ich nun noch von Wasser und Boden erwähnen was mir bezeichnend scheint, um noch sonst vom Naturleben aus das Phänomen dieser bedeutenden Örtlichkeit zu erklären, so möchte ich zuerst der breit gehobenen weitausgedehnten, gegen Süden immer entschiedener vulkanisch werdenden Höhenzüge gedenken, welche das Flussgebiet der Seine von dem des Rheins, dem der westlich strömenden Loire und dem der südlich abfliessenden Saône abscheiden. In allen diesen Erhebungen finden wir selten und um Paris gar nicht jene primitiven Gebilde der Erdrinde, jene granitischen oder gneisartigen Felsarten, deren uralte Erhebung durch allmähliche Verwitterung weites fruchtbares Erdreich bedingt hätte, während sie in ihrem Innern durch Heraufsendung reiner kristallheller Trinkquellen der Vegetation wie den anwohnenden Menschen eine stärkende Erquickung darbieten könnte; nein! diese Erhebungen, und namentlich die in und um Paris gehören ganz andern Perioden an! – Ohngefähr so wie die nördlichen Abdachungen Asiens ganze Inseln von Elefantenknochen nach dem Eismeere geschwemmt

haben, wie die Sandstein- und Mergelkalklager von England die Grabstätte ungeheurer Reptilien geworden sind, so deuten auch diese Pariser Schichtungen des vorzugsweise kalkigen Bodens darauf, dass hier in der Urwelt die gewaltigsten Vorgänge gewütet, bald Meerwasser-, bald Süsswasserbedeckungen sich mannigfaltig, und oft rasch aufeinanderfolgend wiederholt, und dadurch eine Menge der verschiedensten Tiere, deren Geschlechter jetzt aus der Reihe lebender Geschöpfe längst gänzlich verschwunden sind, ihren Untergang gefunden haben; ein Untergehen, welches um so mehr eigentümliches hat, da die Süsswasserkalk- oder vielmehr Gipslager des Montmartre die Reste ganzer untergegangener Sippschaften von Säugetieren in wahre Versteinerungen aufgenommen und unter mehrfältigen Lagern von teils See- teils Süsswasser-Konchylien begraben zeigen, da man sonst die Überreste höherer Tiere nur im aufgeschwemmten Lande zu finden gewohnt ist.
Bleibt es nun mehr als wahrscheinlich, dass der Boden an und für sich ebenfalls nicht ohne Einfluss auf die Eigentümlichkeit der auf ihm lebenden Volksstämme bleiben könne, und dass ein auf urgranitischem Boden lebender, von urkräftigen Quellen sich tränkender Menschenstamm in mancher Hinsicht sich unterscheiden müsse von einem, unter übrigens ganz gleichen Umständen auf wasserarmen kalkigen oder reinvulkanischen Gebirgsarten lebenden, so dürfen wir auch ferner annehmen, dass der mehr aride, oft quellenlose Boden dieser im nördlichen Frankreich und namentlich im Becken von Paris herrschenden, so vielfältige Revolutionen der Erde bezeugenden Kalklager gar wohl vermittelst der vielfältigen Bedingungen, welche er sonst herbeiführt, einigen Teil haben könne

an dem beweglichen, gereizten und gärenden Charakter dieser gallischen Stämme überhaupt und des Ortes, wo sie sich zumeist konzentriert haben.

Gewährten nun übrigens die weit und breit ausgedehnten Höhen des gallischen Bodens schon in früher Zeit zahlreichen Völkerschaften hinlängliche Wohnstätten, so war es doch natürlich, dass eben aridere Natur des Plateaus und grössere Fruchtbarkeit der Täler, so wie die Erleichterung des Verkehrs mittels wasserreicher Ströme, jene Völker gegen die letztern herabdrängte, und wie wir oftmals da, wo zwei solche Venen des Erdlebens zusammenkommen, das bewegteste Volksleben sich entwickeln sehen (Beispiel dessen könnte Rhein und Main in unserem Vaterlande sein), so erklärte es sich, wie auch hier nahe am Einflusse der Marne in die Seine eine Stätte sich bilden konnte, welche nach und nach zum Mittelpunkt erst der nächsten und endlich der gesamten gallischen Stämme geworden ist. Mag man nun mit Recht oder Unrecht den Namen Paris von bar so viel als barque und dem hier einst einheimisch gewordnen Isisdienst ableiten und darauf das Schiff (bar) im Wappen der Stadt beziehen – merkwürdig und wahr bleibt es deshalb immer, dass die diese Gegend bewohnenden Parisii sich auf der Seine-Insel zuerst befestigten, dass sie dadurch die ersten Begründer späterer Grösse wurden, und dass man diese Ansiedelung auf die lebhafte Neigung des Volkes zum Stromverkehr deuten kann, ein Verkehr der hier um so wichtiger wurde, je mehr er die Verbindung oder auch die Gegenwirkung dieser Stämme zu dem ihm in so vieler Hinsicht antagonistischen Volksleben jenseits des Kanals befördern musste. – Wer aber, der die Geschichte der Völker diesseits und jenseits des Kanales mit einiger

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aufmerksamkeit verfolgt, darf es leugnen, dass gerade in dieser Entgegensetzung, in dieser Reibung und scharfer Gegeneinanderwirkung beider die Grösse und die mächtige Bedeutung von Frankreich und England, von Paris und London für Europa nicht allein, sondern für die gesamte Erde gegeben worden ist?

STIFTER

Wien.

Sehr oft, und namentlich schon in späteren, reiferen Jahren, erwartete ich durch die Güte des Türmers, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, auf der höchsten Höhe des Turmes das Erwachen des Tages. Ich stieg zu diesem Zwecke entweder schon vor Tagesanbruch auf den Turm, oder ich durchwachte die Nacht auf demselben, und stieg bei noch vollständigem Sternenscheine auf meinen Beobachtungsplatz. Diese Nachtspähen waren das lohnendste. Erst gegen den Morgen hin wird die Stadt stille, und es gibt nur eine kurze Zeit nach Mitternacht und vor dem Morgen, in welcher es in der Stadt Nacht ist. Da liegt sie unten wie tot und starr. Und wenn man auf dem Turme hoch oben ist, von den prangenden Sternen umgeben, von der umliegenden Landschaft nichts im einzelnen gewahrend, sondern nur die dunkle Scheibe derselben erblickend, die von der lichten, sternflimmernden Himmelsglocke geschnitten wird, und wenn man dann niedersieht in die schwarzen Klumpen der verschiedenen Häuserdurchschlingungen, in denen sich die Nachtlichter wie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

trübe, irdische Sterne zeigen, so erscheint einem erst recht das menschliche Treiben, das hier eine Grösse darstellen will, als Tand. Von Lauten hört man in dieser Zeit gar nichts als den Glockenschlag der Turmuhr, dem die Schläge von anderen Türmen antworten, und in Sommernächten zuweilen den Ruf einer Nachtigall, welche ein Liebhaber vor seinem Fenster hängen hat, welcher Ruf wahrscheinlich ein Not- und Angstruf in diesem Steinmeere ist. Die Menschen schlafen indessen in diesem Steinmeere, und wenige von ihnen werden zu dieser Stunde je einmal von dieser Stelle auf die Stadt niedergeschaut haben. Der Türmer tut es sehr oft, aber er ist des Anblickes schon gewöhnt.

Der Himmel fängt an, im Osten lichter zu werden, und die dunkle Landschaftscheibe löset sich, wenn vorerst auch nur in einzelne, grössere Teile. Gegen Norden ziehen und ruhen Nebel. Dort ist die Donau, und die dunkleren Streifen, die im Nebel liegen oder mit ihm zu gehen scheinen, sind Auen, durch welche der schöne Strom wallet. Allmählich wird der Himmel im Morgen immer klarer, die Sterne blasser, und die Rundsicht beginnt deutlicher zu werden. Jenseits des Nebels ist ein fahlroter Hauch hinaus: es ist das Marchfeld. Rechts von ihm, unter der hellsten Stelle des Himmels im Osten, schneidet sich der Rand der Scheibe am schärfsten von der Luft; dort sind die Karpathen, die ungarischen Höhenzüge, und ist die ungarische Grenze. Die Berge im Westen, welche jetzt fast unschön schwarz in den Himmel ragen, sind anmutige Höhen, auf denen meistens Laubwerk steht, die gegen ihren Fuss herab Reben hegen, in denen Landhäuser, Dörfer und Schlösser herum gestreut sind, und durch die tausendfach verschlun-

gene Wege laufen. Diese Höhen sind fast ein ungeheurer Garten, welcher in einiger Entfernung in einem grossen Bogenteile um die Stadt liegt. – Nach und nach wird der Morgenhimmel golden, die Sterne sind erloschen, und der Süden tritt in die Rundsicht ein. Dort steht ein Berg, scheinbar nahe, mit bleigrauem Lichte auf dem Schnee, den sein Rücken hie und da trägt. Es ist der Schneeberg, eine Tagereise von Wien, das letzte Haupt in jener Bergkette, welche von der Schweiz ausläuft, durch Tirol und Salzburg geht, zwischen Österreich und Steiermark hinzieht, manchen Gipfel mit Eis und Schnee zeigt, und hier gegen Ungarn hin mit einem Male ein Ende nimmt. Der Himmel wird röter, und legt auch schon ein ganz schwaches Rot auf die Steine und Rippen des Turmes in der Gegend, in welcher wir stehen. Selbst durch Teile der Stadt läuft hie und da ein graues Schimmern, sie wird immer grösser, und streckt ihre Glieder, sie gleichsam im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Täler hinaus. Der Himmel wird nun glühend rotgelb. Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie geht nun wieder wie ein stiller, goldener Bach dahin. In der Stadt blitzen hie und da Funken auf, es sind Fenster, an denen sich die Glut des Morgenhimmels fängt. In ihren Gassen wird das Rasseln häufiger, in anderen verworrenen Tönen beginnt es sich zu regen, und dort und da brauset es sanft wie Atemzüge eines Erwachenden. Auch einzelne Rauchsäulen steigen gegen den Himmel. Jetzt geht sachte ein anschwellender Blitz auf das Steinwerk unsers Turmes. Die Sonne ist es, welche die ersten Strahlen auf ihn sendet. Die Stadt trifft sie noch nicht. Bald wird auch sie begrüsst, und dieser Anblick ist unbeschreiblich schön. Von den tausend und tausend Fenstern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

glänzt es wunderbar. Zuerst entzündet sich irgend ein Teil, dann verbreitet sich der Brand, von Gasse zu Gasse lodert es gleichsam, endlich glüht alles, und darüber funkeln die Turmkreuze und Kuppeln. – Nach und nach mehren sich die Zeichen des Lebens. Der aufsteigenden Rauchsäulen werden mehrere, bis ein allgemeiner, leichter Rauch wie ein trüber Schleier gegen den Morgenhimmel empor wallt. Einzelne sich bewegende Menschen werden in den Gassen wie schwarze Punkte sichtbar, die sich regen und durcheinander schiessen, sie werden schnell ihrer viele und mehren sich stets, neue Laute schlagen herauf, das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadtteile, gleichsam als ob sich Häuser und Gassen rührten, bis ein einziges, gleichmässiges, dumpfes Brausen unverändert durch die ganze Stadt geht. Sie ist erwacht. Die Sonne hat sich indes einsam und lächelnd wie ein silberner Schild höher an den Himmel geschwungen, und schaut auf alles herab. Diese Zeit ist es, in der man das Schauspiel zu seinen Füssen am ungetrübtesten betrachten kann, ehe der Wind sich hebt, und der Staub seinen schmutzigen Schleier über ganze Teile der Stadt und den Schmelz der Fernsicht legt.

Der Teil gerade zu unsern Füssen ist die eigentliche Stadt. Wir sehen sie wie eine Scheibe um unsern Turm herumliegen, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Türmen, ein Durcheinanderliegen von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Parallelopipeden, Kuppeln, als sei das alles in toller Kristallisation an einander geschossen, und starre nun da so fort. In der Tat, von dieser Höhe der Vogelperspektive angesehen, hat selbst für den Eingebornen seine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches, so

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dass er sich für den Augenblick nicht zu finden weiss. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt sie unten, durchbrochen und gegittert allenthalben, und doch allenthalben zusammenhängend; nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerissene Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stephans, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nussschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nussschalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht die schöne schwarze Kuppel St. Peters, von dieser Höhe erst sichtbar, wie weit sie die Häusermasse überragt – hinter ihr der freundliche Turm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaels, dann die Augustiner, die Kapuziner, und zwischen ihnen allen – selber eine kleine Stadt – die ehrwürdigen Gebäude der kaiserlichen Hofburg. Dann schwingt sich von Süd gegen Ost herum die Häusermasse des Kärntnerviertels, durchschnitten von dem sanften Bogen der Kärntnerstrasse, der menschenwimmelnden – dort ragen die Franziskanertürme, weiter links die der Universität empor, und dort gegen Nordwest – du kleines, bescheidenes Türmchen! St. Ruprecht, ältestes der Stadt – und wieder links davon die zart durchbrochene Spitze von Maria am Gestade – und noch andere und andere Türme, Giebel, Erker und Balkone. –

Aber sieh', auch das Volk dieser Stadt ist erwacht, und fängt sein Tagewerk zu betreiben an. Man könnte dessen Charakter weissagen aus der Stunde des Erscheinens auf dem

Schauplatze der Beschäftigung - doch eh wir dies tun, wirf noch einen Blick weiter hinaus über die Grenzen der eigentlichen Stadt - siehe, dort ist ein seltsamer Garten, in den du gestern gelangtest, als plötzlich die lange Vorstadtgasse abbrach. Wie ein breiter, grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einst Glacis der Festung, nun in der Tat ein anmutiger Garten, mit grünen Rasenplätzen bedeckt, nach allen Richtungen von Alleen durchschnitten, ein wohltätig Luftreservoir, dahin sich in der Abendkühle gerne und zahlreich die Bevölkerung ergiesst, um sich zu ergehen und freier aufzuatmen.

Und jenseits dieses Gartens, in ungeheurem Kreise herumgeschlungen, breit hinausgelagert, liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre Grösse gibt, die Masse der Vorstädte - mit grösstenteils sehr schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen das Glacis auf, gleichsam in ihrem Hereinschieben gegen die Stadt hier an einer unsichtbaren Grenze anhaltend und sich anstaunend; denn weiter dürfen sie gegen den luftigen, gesundheitbringenden Garten des Glacis nicht vordringen; aber dafür machen sie sich draussen breit, und fressen immer weiter und weiter den Raum hinweg; denn obwohl sie dort gegen Südwest über einen Hügel steigen, dann sanft ins Tal sinken, dort breit auseinander fliessen, bis ans Gestade des Donauarmes, ja denselben überschreiten, das jenseitige Inselgestade dicht überfüllend, dann wieder steigen und wieder sinken ans Ufer des Flusses Wien, und dann jenen ersten Hügel anklimmen - obwohl sie an manchen Stellen fast unübersehlich breit hinausgehen, bis sie sich allmählich mit mehr und mehr Gärten mischen, die weissen Punkte der Häuser einzelner auseinander streuend, und endlich an das grüne

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gefilde stossen, das wohl die Grenze der Stadt, nicht aber der Häuser ist; denn weit und breit in dasselbe herumgestreut liegen die Landhäuser, winzige, weisse Punkte, herüberleuchtend wie ferne Segel in einem duftigen, grünblau dämmernden Meere – obwohl schon unzählige der einstigen Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind, und jetzt als Städte noch meistens ihren einstigen Dorfnamen führen, so ist des Wachsens und des Bauens noch immer kein Ende; denn siehe dort hinaus gen Süden, wo der schöne, sanft dunkelgrüne Rücken des Wienerberges herüberziehet, da siehst du auf seiner Höhe eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuz genannt. Dort herein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Strasse, sie kommt von unserm Hafen Triest, und knüpft uns an den ganzen Süden.

ERNST CURTIUS

Boden und Klima von Athen.

Wer heute nach Athen kommt, ohne etwas von der Vergangenheit zu wissen, und nur mit einem gebildeten Auge die Gegend mustert, der muss den Eindruck haben, dass dies Land zu etwas ganz Besonderem von der Natur berufen sei. Es ist kein reicher Natursegen, der ihn bezaubert; es sind keine ausserordentlichen Gegensätze von Höhe und Tiefe, welche ihn erschüttern; er empfängt vielmehr den wohltuenden Eindruck einer wunderbar mannigfaltigen und doch harmonisch gestalteten, von Berg und Meer mild umfassten, für geordnete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wohnsitze vorzüglich eingerichteten, menschenfreundlichen Landschaft. Er überblickt eine Ebene, die gross genug ist eine ansehnliche Stadt zu ernähren, aber doch so mässig, dass sie von jedem höheren Punkt klar überblickt werden kann. An drei Seiten ist sie von Bergen umgürtet, welche zum Schutz der Einwohner und zur Nährung der Quellen hoch genug sind, am höchsten im Norden, wo gegen das böotische Nebelland eine Wetterscheide wünschenswert war. Hier am Parnes liegen die höchsten und engsten Pässe; hier war eine feste Grenze, die dem ziellosen Weiterdringen eine heilsame Schranke setzte und andererseits die kantonale Selbständigkeit Attikas verbürgte.
Die anderen Berge im Osten und im Westen sind niedriger, milder, wegsamer; sie dienen nur als Gliederungen des zu gemeinsamer Geschichte berufenen Halbinsellandes. Südwärts folgt das Auge der gemächlichen Abdachung zum offenen Strande. Hier ist kein Abschluss, keine Schranke; hier liegt der inselreiche Golf mit dem jenseitigen Festlande frei vor dem Auge ausgebreitet.
Das sind die Grundformen, welche das attische Ländchen als ein besonderes Glied des griechischen Kontinents kennzeichnen und innerhalb desselben der Hauptebene ihre festen Umrisse geben. Im Innern aber ist diese Ebene wiederum so reich gestaltet, dass man sie wie ein wohl gegliedertes Kunstwerk überschaut. Von Nordosten nach Südwesten wird sie durch einen Höhenzug durchsetzt, das Felsgebirge der Turkobuni, das die obere Ebene in zwei Flusstäler scheidet. Das Ilissosbett zieht sich schluchtartig zwischen den Vorbergen des Hymettos hin; der Kephisos, der am Parnes und Pentelikon seine weitzerstreuten Quellen sammelt, senkt sich mit nie versiegender Wasserfülle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in das breite Saatland hinunter, den schönen Fruchtgarten des Olivenwalds, auf welchem zu allen Zeiten der Wohlstand von Athen beruhte.

Jedes der Flusstäler hat wieder seine besondere Gliederung, seine ausgebildeten Stufen. Oberhalb der Stadt konnte man das Wasser auffangen, um es den Gegenden zuzuführen, die den Talsohlen ferner lagen, und so die ganze Ebene mit einem Bewässerungsnetze zu überziehen. Dort aber, wo die Zwillingsbäche einander nahe kommen, springt mitten in die Ebene der über Land und Meer weit sichtbare, kühn geformte Felskegel des Lykabettos vor, mit dem wiederum eine neue Höhengruppe beginnt, ein kleines Gebirge für sich, das auf seinen Felsstirnen die Altäre und Tempel der Athener trug und auf seinen Abhängen die ältesten Ansiedelungen; vorne Areopag und Akropolis, dahinter das breitgelagerte Pnyxgebirge, das der Ilissos wie ein Stadtgraben im Süden umzieht.

So gering die Erhebung ist, haben die Höhen dennoch den Charakter der Grossartigkeit. Durch Wassergewalt und Erdbeben zerklüftet, voller Spalten, Grotten und Höhlen, haben sie einerseits abgewaschene Felskanten und jähen Absturz, andererseits nach Südwesten abgelagerte Erdmassen, die den Fuss bedecken und einen rampenartigen Zugang bilden. Seewärts beginnt das Anschwemmungsland, das einförmige «Halipedon», welches aber den unschätzbaren Dienst leistet, die Piräusinsel als Halbinsel mit dem Festlande zu verbinden und den Blick frei über den Golf zu öffnen.

Wohin man sieht, ist auf engem Raum die reichste Gliederung und Formenfülle. Jeder Schritt verändert die Aussicht, jeder neue Gesichtspunkt bietet ein neues Bild. Was

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wir in Tanz und Musik den Rhythmus nennen, den gleichmässigen Fluss einer anmutig geordneten Abwechslung, dieselbe Verbindung von Stetigkeit und Bewegung ist auch in den Berglinien von Attika. Alles bewegt sich und bildet doch zusammen eine ruhige Harmonie.

Für die Einrichtung der Wohnsitze war aber so gesorgt, dass keine Unsicherheit, kein Missgriff möglich war. Die städtische Ansiedelung war auf der zentralen Höhengruppe inmitten der beiden Flüsse vorgezeichnet, und in ganz Hellas gibt es keine Stadtburg, die zwischen den überhohen Felskuppen, wie Akrokorinth und Ithome einerseits und den unscheinbaren Erdhügeln in Sparta und Theben andererseits so ganz das richtige Mass hält, wie die Akropolis von Athen. Man wohnte auf den zum Feldbau unbrauchbaren, trocken und gesund gelegenen Felshöhen, oberhalb der besten Ackerfluren, angesichts des nahen Meers. Man hatte das Gefühl einer normalen Zusammengehörigkeit von Land und Volk; jeder Winkel war zweckmässig benutzt und in den eng begrenzten Räumen erwuchs eine starke Heimatsliebe, eine volle Zufriedenheit mit dem Gegebenen, eine treue Anhänglichkeit an das Altgewohnte und Hergebrachte.

Andererseits hatte man eine Mannigfaltigkeit von Anregung, welche jedes Erstarren und Zurückbleiben unmöglich machte; man hatte einen See-Horizont, der von den nordarkadischen Bergen bis Paros und Hydra reicht. Akrokorinth wird an jedem klaren Abendhimmel sichtbar; die nächsten Höhen öffnen den Blick auf die Cykladen. Man fühlte sich im Mittelpunkte von Hellas. Jede Einseitigkeit, die sich in abgeschlossenen Bergkantonen ausbildet, oder auch in breiten Uferländern, wie Ionien, wo die Menschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nur Küstenleute sind, war hier unmöglich. Der Parnes nähert sich schon dem Alpencharakter griechischer Gebirge und auch die niedrigsten der attischen Höhenzüge sind rauh genug, um Muskeln und Lungen ernsthaft in Anspruch zu nehmen. Zu allen Zweigen menschlicher Arbeit war nicht bloss Gelegenheit, sondern Nötigung vorhanden. Man musste, um behaglich wohnen zu können, die Erfindungen machen, welche nötig waren, um in dem spröden Kalkfelsen den Baugrund zu ebnen, Brunnen zu graben und Wege zu bahnen. Man musste alle Erwerbzweige pflegen, welche der inselreiche Golf, der das ganze Jahr hindurch leicht zu befahrende, mit seinem Fisch- und Salzreichtum, die kräuterreichen Berge, die fruchttragenden Niederungen verlangten. Die ganze Ebene ist wenig über zwei deutsche Meilen tief, und doch finden wir an den Dünen des Strandes, auf dem alten Seeboden des Halipedon, in den Talsohlen der Flüsse, an den Hügeln, Vorbergen und Gebirgen lauter verschiedene Vegetationssphären, die ihre besondere Bewirtschaftung verlangen. Kommt man aus dem Schatten des Ölwalds, wo die Bäume, die noch heute die ältesten Monumente von Attika sind, als die ehrwürdigsten Schätze des Landes von einer Generation der andern übergeben werden, wo emsiger Fleiss auf das Nächste beschränkt nach altem Herkommen still und ununterbrochen fortarbeitet, nach dem eine halbe Stunde entfernten Hafen, wo eben so aus natürlichen Voraussetzungen das ruheloseste Verkehrsleben wogt, so glaubt man in ein anderes Land gekommen zu sein. Diese Gegensätze erklären aber, wie neben der Anhänglichkeit an das Hergebrachte, neben der Stetigkeit und Heimatstreue, die ein Grundzug im Charakter der autochthonen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Athener ist, sich der rastlose Unternehmungssinn und der Trieb in die Weite entwickelt hat, wie er mit der Lage des Halbinsellandes eng zusammenhängt.

Attika ist in allen Beziehungen ein von der Natur scharf charakterisiertes Land, so auch in seinen atmosphärischen Verhältnissen, und da klimatische Extreme in ihren nachteiligen Folgen am unmittelbarsten empfunden werden, so ist von den Athenern nichts so dankbar anerkannt worden, als dass ihnen ein besonders glückliches Mass zu Teil geworden sei, eine Mischung der Temperatur, welche von erschlaffender Glut ebenso entfernt war, wie von einer abstumpfenden Rauheit des Klimas. Dazu kommt die Regelmässigkeit des Kalenderjahrs, die Sicherheit im Wandel der Jahreszeiten. Mit guter Zuversicht konnte der Athener sein Geschäftsleben ordnen, sein Land bestellen und sein Schiff zur ersten Ausfahrt rüsten. Auch in den Winden und Gegenwinden herrscht ein Rhythmus, auf dem der ganze Golfverkehr beruht. Von dem Zuge vulkanischer Herde, der Griechenland quer durchschneidet, abgelegen, ist Attika vor gewaltsamen Heimsuchungen gesichert, und in gesetzmässigem Gange sorgt mit mütterlicher Treue die Natur für alles, was dem Lande not tut. Ist die Regenzeit geschlossen, beginnen die taureichen Nächte, und nirgends ist diese unsichtbare Segenspende in Kultus und Poesie dankbarer anerkannt worden, als bei den Athenern, die ihre Stadt- und Staatsgottheit als Taugöttin feierten.

Attika ist auch im sonnigen Süden ein vorzugsweise sonniges Land. Nach den genausten Berechnungen zählt man durchschnittlich 339 helle Jahrestage, und nur etwa anderthalb Prozent sind völlig sonnenlos. Die Helligkeit der

Luft ist namentlich für Athen charakteristisch. Wenn man von Korinth kommt oder von Theben her über den Kamm der Berge steigt, empfindet man immer mit neuer Freude die durchsichtige Klarheit, den Glanz des Himmels, der diese Ebene wie ein Festkleid schmückt. Dieses Vorzugs waren sich die Athener am meisten bewusst und liessen sich gern von ihren Dichtern als die «im Äther wandelnden Erechtheussöhne» preisen.

Athen ist durch sein Klima sehr ausgezeichnet, aber es ist nicht verwöhnt und verzärtelt. Es hat im Sommer mehr Hitze zu ertragen als ihm seinem Breitengrade nach zukommt, und hat weniger Gunst vom Meer, als man bei einer Golfstadt erwarten sollte. Das kommt daher, dass Attika als südlicher Ausläufer eines breitgelagerten Gebirgslandes unter dem vorwiegenden Einfluss des kontinentalen Klimas steht, obgleich die Berge von Attika angeschwemmte Inseln sind und die ganze Halbinsel schon als ein Stück vom Archipelagus anzusehen ist.

Attika ist also auch klimatisch ein Übergangsland, und sein Nordrand, der Parnes, an welchem die Wolken Böotiens hangen, ist eine Scheidewand zwischen zwei ganz verschiedenartigen Atmosphären. Daher die unaufhörliche Aufregung in der Luft, die Luftströmungen, welche unausgesetzt über den Boden des schmalen Halbinsellandes hinziehen und bei vollkommen wolkenlosem Himmel zu Stürmen anschwellen. Attika ist ein Kampfplatz der Winde. In diesem Kampfe ist aber der im Winter schneidig kalte, im Sommer heisse, trockene Nordwind der unbedingt überlegene. Ihm gehören 178 Tage des Jahrs, und der milde, feuchte Seewind kann nur wie ein schwacher Gegenhauch aufkommen. An allen Höhen der Stadt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erkennt man die Nordseite als Wetterseite; man sieht den ältesten Ansiedlungsspuren an, wie die Bewohner sich von den ausgesetzten Stellen zurück gezogen haben. Das alte Priestergeschlecht der «Heudanemoi» hatte seinen Namen davon, dass seinen Ceremonien die Macht zugeschrieben wurde die Atmosphäre zu beruhigen, und es ist gewiss nicht unwahrscheinlich, dass in dem wüsten Bergvolk der Kentauren, welche die Athener so gern darstellen, die dämonische Gewalt der Winde veranschaulicht ist. Boreas ist ein lästiger Hausgenosse der Athener, ein Friedenstörer in dem sonst so behaglich und harmonisch eingerichteten Ländchen.

Die attische Windplage hat aber auch ihr Gutes. Sie hängt ja mit der Klarheit des Himmels, mit der reinen Beschaffenheit der Luft eng zusammen. Die Tage der Tramontana gelten auch heute noch immer als die gesünderen, als die nervenstärkenden, welche zu körperlicher und geistiger Tätigkeit die Lust wecken. Die besondere Rauheit der attischen Luft hatte aber in ähnlicher Weise wie die des Bodens den Vorteil, dass sie das Volk durch den Wechsel der Temperatur abhärtete und ihm diejenige Stählung gab, welche man im Gegensatz zu den weichlichen Ioniern an den derberen und freiheitsmutigen Nordländern bewunderte.

Daneben genossen die Athener in vorzüglichem Grade den vollen Segen eines südlichen Himmels. Die Natur war ihnen keine feindliche, missgünstige Macht, welcher die Bedingungen eines leidlichen Daseins abgerungen werden müssen, sondern leicht gewährt und reichlich spendet sie, was zum Leben gehört. Sie macht auch dem Unbemittelten das Dasein sorgenfrei und erzieht den Menschen, weil

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Leben und Atmen unter diesem Himmel an sich eine Freude ist, zur Mässigkeit und Bedürfnislosigkeit. Er ist von den kleinen Beschwerden, die das Leben des Nordländers am meisten verkümmern und hemmen, ungleich freier; ein Himmel wie der von Athen macht das Auge hell, weckt und schärft die Beobachtung, stimmt das Gemüt heiter und reizt zu einem tätigen Gebrauch aller Kräfte. Er stärkt die leibliche und geistige Gesundheit, indem er es das ganze Jahr hindurch den Menschen möglich machte, in Luft und Licht tätig zu sein. Unter freiem Himmel arbeiteten die Handwerker, lehrten die Philosophen, sangen die Chöre, wirkten die Staatsmänner. Dies Leben im Freien war die Grundlage eines wahren Gemeindelebens in der Arbeit für den Staat wie in der Feier der Feste. Auch dem Ärmsten war die Musse nicht versagt; das beste war allen gemeinsam; darum war ihnen auch eine das Gemeindeleben störende Überschätzung des häuslichen Behagens fremd, und auch in dieser Beziehung kannte man keine solche Sonderung der Stände, wie sie da eintritt, wo alles davon abhängig ist, wie weit jemand zufällig die Mittel in Händen hat, um alle Schwierigkeiten des Lebens für sich und die Seinen glücklich zu überwinden. Nichts aber ist, wenn wir die Geschichte des Landes im Zusammenhang mit seiner Natur ins Auge fassen, von grösserem Interesse als die Wahrnehmung, wie auch die vorhandenen Mängel den Athenern zu Vorteil und Segen gediehen.

Durch keinen Fleiss konnten die Athener ihr Land zu einem reichen Lande machen, und wenn die Vegetation auch eine grosse Mannigfaltigkeit zeigt, so waren die einheimischen Erzeugnisse für eine in zwei Grossstädten neben einander sich ansammelnde Bevölkerung auf die

Dauer doch völlig ungenügend. Darin lag der unabweisbare Antrieb für Athen, aus seiner kantonalen Beschränkung herauszugehen, das Meer mit zu Attika zu rechnen, erst seetüchtig und dann seemächtig zu werden. Wenn nun die ausgewählteste Hafengelegenheit am Strande, wie sie keine Phantasie günstiger sich ausmalen könnte, dazu kam, mit einem inselreichen Golfe, wo die Schiffe Schritt für Schritt sich von dem heimischen Strande weiter hinaus wagen konnten, wenn endlich die zum Flottenbau unentbehrlichen Mittel den Athenern durch die Silberminen von Laurion dargeboten waren, so erkennt man, in welchem Grade ihnen ihr geschichtlicher Beruf durch die natürliche Begabung des Bodens vorgezeichnet war, ebenso wie der plastische Ton von Kerameikos und Kap Kolias und die Fülle des edelsten Marmors im Hymettos und Pentelikon den attischen Boden zu einem ausgewählten Sitze der bildenden Künste gestempelt haben.

So war Attika durch das, was es hatte und was es nicht hatte, ein Land einzig in seiner Art. Jede Gabe wollte verwertet sein, jeder Mangel weckte die Erfindungskraft. Die Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, welche die Grundbedingung einer glorreichen Geschichte ist, beruht aber nicht darauf, dass ein Volk mit mühelosem Behagen dem Überflusse im Schosse sitzt, sondern das verbindet Volk und Land, dass lange Reihen von Geschlechtern ununterbrochen daran gearbeitet haben, alle Unbequemlichkeiten ihrer Wohnsitze zu überwinden, alle Schätze zu verwerten, alle Mängel zu ersetzen. Der Besitz eines solchen Landes flösst dem Volk ein stolzes Selbstgefühl ein, und so viel reichere Nachbarländer auch die Athener um sich sahen, so betrachteten sie ihr Ländchen mit seinen Bergen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seinem Meer und Himmel doch als ein Juwel unter allen Ländern der Erde, um das auch die Götter gehadert hätten, als einen Edelsitz, den die Göttin Athena selbst für ihre Kinder ausgesucht habe, und dieser Heimatstolz erfüllte sie mit einer zweifellosen Zuversicht und mit einem unerschütterlichen Glauben an ihren hohen Beruf. Ohne diesen Glauben wäre Athen nimmer zu dem geworden, was es uns heute noch ist. Das ist das geheimnisvolle Verhältnis zwischen dem Materiellen und dem Geistigen in der Geschichte; ein Verhältnis, das allerdings nicht nach unabänderlichen Gesetzen geordnet ist. Es hat auch seine Geschichte. Rohe Naturvölker leben ganz unter dem Bann der natürlichen Bestimmungen. Die Geschichte des Altertums hat nun den eigentümlichen Reiz, dass sie uns eine voll, frei und reich entwickelte Kultur vor Augen stellt, welche die Bande nicht abgestreift hat, die sie mit der Aussenwelt verbindet. Hier hat sich bei aller Selbständigkeit des geistigen Lebens eine wirkungsvolle Wechselbeziehung erhalten, so dass das Geistige und das Körperliche gleichsam organisch verbunden wie Leib und Seele zu einander gehören, ein Verhältnis, dessen Erforschung den Naturforscher wie den Historiker in gleichem Masse in Anspruch nimmt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

JAKOB PH. FALLMERAYER

Tempe.

Was ist Tempe? Ist es ein breites oder schmales, oder hoch eingerandetes, am Ende geschlossenes Wald- und Wiesental mit vollem Strom in der Mitte wie Kaschmir? oder ist es eine wasserreiche Baum-Oase wie Damaskus? oder eine vor dem Blicke des Wanderers verborgene Waldöde voll Quellen, voll Stille, voll Lieblichkeit und hochwipfeliger Cypressen wie Gargaphie? Nichts von alle dem ist Tempe. Tempe ist ein Heerweg, ist ein tief eingeschnittenes Rinnsal, ist ein langes, hohes, busch- und schattenreiches Felsentor ohne Decke; die Wolken schauen hinein und die Sonne, wenn sie durch die Mittagslinie von Thessalien geht. Doch muss das Bild dem Leser noch immer dunkel bleiben, wenn nicht zugleich ein anschaulicher Begriff des grossen innerhalb dieser hohen Pforte liegenden Ringbeckens das Verständnis der romantischen Szenerie erleichtert. Schon das Wort «Ringbecken» erklärt die Natur des Landes, der ebenen, fetterdigen, in der Runde von Bergen eingeschlossenen Gartenmulde, die der Europäer Thessalien nennt. Nur denke man sich diesen thessalischen Bergring nicht glatt und senkrecht wie eine Wand. Er dacht sich nach innen langsam ab, bildet Halden, streicht stellenweise in Form niedriger Hügel und steiler Vorsprünge regellos in die Ebenen hinaus; auch an Höhe und Massenhaftigkeit sind sich die einzelnen Bestandteile des Ringes, Olympus, Pindus, Ossa, Pelion und Othrys nicht einander gleich; nur die Wasser rinnen rund von allen Seiten mit ihrer reichen Gabe an Schlamm in den Mittelpunkt herab. Ein riesenhaftes Amphitheater, ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Colosseum im grössten Stil hat die Natur aufgebaut und inmitten der Arena steht Larissa, die Metropole am tiefen wellenreichen Peneios.

Der Peneios selbst stürzt vom westlichen Rand herab und wälzt sich in weiten Bogenkrümmungen der grössten Länge nach durch die Ebene, aus welcher links und rechts alle Flüssigkeit des Ringes in diese gemeinsame Pulsader zusammenströmt. Das Becken müsste sich mit Wasser füllen, und Thessalien wäre heute noch wie in der Mythenzeit ein grosser Binnen-See, hätte nicht ein geheimnisvoller Werkmeister vergessener Jahrhunderte den riesig tiefen Spalt im festgekitteten Bergring durchbrochen und der süssen Binnenflut die Bahn geöffnet. Dieser riesig tiefe Spalt, diese Bahn der süssen Binnenflut ist das «Tempe-Tal», die Naturnotwendigkeit, der flutende Bosporus Thessaliens. Nach dem Gesetze der natürlichen Ökonomie muss der Bruch im Punkte der tiefsten Senkung des Terrains und zugleich der dünnsten Scheidewand, des kürzesten Abstandes vom Meere sein. Diese Bedingungen erfüllen sich im nordöstlichen Teile des Bergringes auf der niedrigen Verbindungslinie des angeblich über neuntausend Fuss hohen, am Kamm tafelförmig gezogenen Olympus und der sanften waldreichen Ossa-Pyramide, wo nach dem übereinstimmenden Masse der Alten die Dicke der Ringwand nur fünftausend römische Passus beträgt, die wir in etwas weniger als zwei Stunden in gleichmässigem Karawanenschritt durchritten sind. Wenn wir nun auch noch bemerken, dass die beiden Riesenpylonen an der äussern Tempepforte, Ossa und Olympus zwar den Strand erfüllen, aber nicht senkrecht ins Meer niederstürzen, sondern wie die Mündung eines Trichters sich links und rechts in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lieblichen weitausgreifenden Kurven auseinanderbeugen, so lässt der Leser auch ohne unsere Erinnerung durch den schlammreichen Peneios ausserhalb des Felsentores und zwischen den beiden Kurven ein Delta von üppig strotzendem Pflanzentriebe bilden.

Von Saloniki kommend, waren wir an der Hypotenuse dieses Deltas vorübergeschifft, und am Morgen nach der Karitza-Nacht zogen wir, dem rundgeschweiften Fuss des Ossa folgend, durch wucherisches Gestrüpp einer romantisch schönen Wildnis in zwei Glockenstunden zum Tor der Schlucht an der Deltaspitze hin. Das Delta ist ein dichter Busch- und Laubholzwald, von Bächen und Kanälen durchschnitten, und inmitten des Geschlinges und der riesenhaften Platanen-Decke überraschte uns der Peneios. Nichts verkündete die Nähe der grossen, breit, voll und ruhig strömenden Wassermasse. Wie der Nil, wie Cäsars Arar schleicht sie ohne Geräusch, ohne Fall und Ungestüm melancholisch durchs Gebüsch. Das unter Bäumen versteckte, von Griechen bewohnte Laspochorion ist die einzige Ortschaft dieser beglückten Öde. Aber in umgekehrtem Verhältnis mit dem Reichtum des Bodens ist die Armut der Laspochoriaten so gross, dass ihre Häuser nicht einmal aus Holz gezimmert, sondern in Gestalt langgezogener Bienenkörbe aus Weiden geflochten und von innen mit Schlamm verkittet sind. Nur der Pyrgos des türkischen Agha ragt aus Stein gebaut über die Rohrhütten seiner Knechte empor. Dagegen schauen hoch von der Rundhalde des Olympus die drei grossen, wohl gebauten und freier atmenden Flecken Crania, Pyrgetos und Rhapsana in malerischer Lage auf den herbstlich bleichen Delta-Wald und das ärmliche Röhricht von Laspochorion herab.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herrschender Baum an Menge, Pracht und ungeheurer Grösse sowohl ausserhalb der Schlucht als in ihrem Innern ist die morgenländische Platane. Sie zieht durch den ganzen Tempe-Spalt, füllt alle leeren Räume, engt die Strömung ein und steigt, nicht zufrieden mit trockenem Kontinent, in üppiger Fülle selbst aus dem vollen Wasserspiegel. Wetteifernd mit diesem schönen Baum drängen sich die Terebinthe, die Granate, der gelbe Jasmin, die Esche, die Steinlinde, Ilex die immergrüne Eiche, der Kermes, der wilde Ölbaum, Arbutus Andrachne mit der rötlich feinen Rinde, Arbutus Unedo, Agnus-castus, besonders Lorbeer in ungewöhnlicher Fülle, Höhe und Pracht, ein unverwelklich grüner Blätterschmuck in die Uferdekoration und bilden beiderseits ein dem Sonnenstrahl undurchdringliches, von Weinreben und lianenförmiger Clematis (Waldrebe) malerisch umschlungenes Schattendach, unter dem der breite volle Strom, an vielen Stellen durch die Üppigkeit des Pflanzentriebes verdeckt, die sanfte Flut vorüberwälzt.
Die Platanen hatten zwar (22. Dezember) ihren Blätterschmuck abgelegt; aber das Übermass der immergrünen Bäume und Gesträuche, duftendes Gebüsch, Geniste, Cytisus und hoher Rosmarin (nur die Myrte sah ich nicht) bewahrten den Eindruck ewigen Frühlings in der Tempe-Schlucht. Fluss und Strasse füllen häufig die ganze Sohle zwischen dem Ossa und Olymp; und doch behauptet der ungebändigte Pflanzentrieb auch hier seine Macht. Der Weg ist breit und sicher, stellenweise aufgemauert oder gar lebendig ausgemeisselt und mit Marmor bekleidet aus dem nahen Bruch. Doch matt und eben wie die zwanzig bis dreissig Fuss unterhalb streichende Wasserfläche verläuft er nicht; er steigt und fällt je nach den Vorsprüngen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Ossa-Fusses wild romantisch, und auf dem höchsten dieser Felsenschwellungen, etwa fünfzehn Minuten innerhalb des Eingangs von Karitza her, blickten wir zurück und sahen durch das bogenlose Felsentor das Segment am wolkenfreien Himmel, und über die gedrängten Wipfel des Delta-Waldes die blaue See im Golf von Saloniki. Mehr noch vielleicht als Pflanzentrieb und Immergrün überrascht der Bach- und Quellenreichtum in der Schlucht. Aber nicht von der Höhe stürzt es herab, plätschernd über Wald und Felsenriff, wie im kolchischen Melas-Tal; hier bricht es rasch und voll neben der Sohle des Wanderers unter dem Gestein der Seitenwände, unter den Wurzeln der Platanen hervor und eilet breitströmend, diamanthell und kühle, wie ich es nirgend sah, dem Peneios zu. Welcher Reichtum, welche Frische da vergessen und unbenützt verrinnt! Wo die Silberwelle über die Strasse rinnt, blickt der Marmorgrund blendend weiss zwischen grün bemoostem Rand aus dem Spiegel der Flüssigkeit hervor. Die Ossa-Seite, an der die Strasse zieht, ist waldschluchtig eingebrochen und bietet wiederholt deltaförmige Ruheplätze mit hellgrünem Rasen, Blumenflor, Quellen und Gebüschen. Dagegen fällt der Olympus fast in der ganzen Tempe-Länge steil und wie durch Künstlerhände durchgesägt in den Fluss herab; doch fehlt auch hier nicht auf allen Punkten der immergrüne Pflanzenschmuck. Mässig am Eingang wächst die Olympuswand nach dem Stadium an Höhe. Wundervolle Formen, runde Türme, Bastionen, lange Curtinen, Festungswälle in kolossalem Stil ziehen vorüber bis zum Mittelpunkt, wo die Schlucht am engsten, die Wand beiderseits am höchsten (man meint über achthundert Fuss) und der Charakter der Landschaft am wildesten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist. Hier strichen kalte Lüfte, das Nadelholz erschien oberhalb der Steilwand, graues Gewölke zog eilend über die Gipfel, und hoch über den dunkeln Spalt schwebten langflügelichte, fahle Aare des Olympus. In der furchtbarsten Öde der Schlucht ragt von der Spitze eines über sechshundert Fuss senkrecht hohen Ossafelsens ein zerstörtes Kastell als Talsperre dicht über die Strasse herein. Nur zwei bis drei Stunden, sagte man uns, dringe der Wintersonnenstrahl in diesen Teil der Felsenkluft. Desto lieblicher sind im Sommer das dunkle Pflanzengrün, die Einsamkeit und die Schattenkühle. Wie sich der Spalt von der mazedonischen Mündung bis in die Mitte hinein trichterförmig verengt, dehnt er sich von dort gegen die thessalische Mündung im gleichen Masse wieder aus, so dass zwei lange an der Spitze sich berührende Hörner das treueste Bild von Tempe geben. Nur scheint die Tempe-Natur auf der thessalischen Seite noch reizender als auf der andern zu sein. Milde, sonnenbeleuchtete Hügel schimmern am Olympusfuss zwischen hohen Bäumen herüber; entzükkendes Wiesengrün, Platanenhaine, kühler Quellensprudel und dicht bewaldete Eilande im Peneios selbst bilden die Sommerlust der Leute von Baba, dem ersten Dorfe, lieblich zwischen Laubholz, Pinien und Cypressen unmittelbar am Tor der Schlucht gelegen. Selbst der Fluss verzichtet hier auf seinen schweigsam leisen Gang und wälzt die volle Flut nicht ohne Gemurmel über das drei Fuss hohe, von Ufer zu Ufer den Strom schief schwellende Wehr hinab. Künstliche Höhlen und grünumranktes Geklüfte zu beiden Seiten des Tales deuten auf geheimnisvolles, vergessenes Spiel des Altertums.

Vor einer dieser Höhlen an der Olympuswand steht nach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erzählung der christlichen Begleiter jetzt noch eine Kapelle der Panagia und an jeder Seite des Eingangs ein hoher Lorbeerbaum. Daphne, sagt die Fabel, vor dem thessalischen Apollo fliehend, ward im Tempe in einen Lorbeerbaum verwandelt. Mit einem Kranz aus den Blättern dieses Baumes auf dem Haupte und mit einem Zweige desselben in der Hand, habe dann Apollo das Orakel zu Delphi übernommen. Zum Andenken kam alle neun Jahre eine delphische Gesandtschaft und opferte feierlich auf dem Altare am benannten Baum. Das war thessalische «Kirmes» und Sommerfeier des lorbeerreichen Tempe-Tales, vielleicht an derselben Stelle, wo jetzo die Kapelle mit dem ewiggrünen breitbelaubten Doppelbusche steht! Im Vorübergehen pflückte auch ich einen Zweig und bewahre ihn heute noch neben fahlen Blättern des Tales Josaphat zur Erinnerung an den Tempe-Ritt.

Nicht mehr als dreissig Häuser und zwischen Baumdikkicht eine Moschee zählten wir in Baba, hielten Mittagsruhe und sahen die schöne Landschaft am Tempe-Tor und die malerische Lage ihrer Dörfer an.

Die Abhänge der zu beiden Seiten des Tores hügelicht auseinanderfahrenden Berg-Kurven sind auch hier mit bewohnten Orten und mit Ruinen aus dem Altertum geschmückt. Hier erblickten wir zuerst das berühmte und durch seine Türkischgarn-Färbereien weiland auch in Europa wohlbekannte Ampelakia links ober uns auf der Ossa-Halde mit der Aussicht über die grosse thessalische Ebene einsam an Felsenwände hingelehnt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FERDINAND GREGOROVIUS

Attische Landschaft.

Die heiligen Haine hier überlebten selbst die Rachewut der letzten türkischen Gebieter, und sie sind noch immerhin als Nachschösslinge antiker Ölwälder zu betrachten. Ihre stete Forterzeugung in allen trostlosen Jahrhunderten der Versunkenheit Athens hat etwas Ergreifendes; denn sie dauern hier als eine gesetzmässige Erscheinung der Natur, so unaustilgbar, wie die Formen des attischen Felsenbodens, und auch der hellenischen Rasse. So ist das Wort des göttlichen Dichters doch wahr geworden, der in jenem Preisgesange des Chors gesagt hat, dass niemals ein feindlicher Heerfürst den Ölbaum dieser Landschaft tilgend verheeren solle, weil mit ewig wachem Blick schirmend auf ihn niederschauen Zeus Morios und Athena. Auch der Kephissos, welcher den Olivenwald in seiner ganzen Länge durchfliesst, hat wohl niemals seine gewundene schmale Felsenrinne verändert, wenn er auch im Altertum, ehe die Entwaldung der Berge Attikas Fortschritte machte, reichlicher geflossen ist. Er allein hat rinnendes Wasser, wenn die schwachen Adern im steinigen Bette des kleineren Ilissos samt der spärlich tropfenden Quelle Kallirrhoe versiegt sind. Er hat dessen genug, um die Kanäle zu füllen, welche in die Gärten der Vorstädte geleitet sind, wo jetzt der Pfirsichbaum in üppiger Blüte steht. Der Kephissos schmückt, gleich seinem Zwillingsbruder Ilissos, seine schwärzlichen Uferränder mit einem entzückenden Flor von Anemonen, die vom tiefsten Purpurrot glühen. Von solcher Farbe sah ich keine in Italien, auch nicht in der Villa Doria Pamfili bei Rom, die durch ihre

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anemonen weltberühmt ist. Die Lorbeerrosen am Flusse sind jetzt noch blütenlos, aber überall wuchert die zarte Viole. Sie wächst so massenhaft in der attischen Landschaft, zumal an den Meergestaden, dass ich erst hier verstehe, warum die alten Dichter vom «veilchenbekränzten» Athen reden.

Wir überschritten den Kephissos auf einer Brücke nahe bei den Orten Levi und Sepolia, und hatten nun den freien Anblick des Pedion, der Ebene Athens. Sie wird von herrlichen Gebirgsreihen umschlossen. Westwärts steht der dunkle Ägaleos, der sich zur Bucht von Salamis absenkt und die Ebene Athens von der eleusinischen trennt. Der weisse Fahrweg, den wir dort sehen, ist die heilige Strasse, die durch den Pass Daphni im Korydallos nach Eleusis führt. An den Ägaleos grenzt nordwärts der Parnes, das höchste Gebirge Attikas, dessen kahle Gipfel noch Schnee bedeckt. Dorthin, wo sich beide berühren, geht unsere Strasse nach Phyle. Ein hohes mächtiges Felsenhaupt wird sichtbar: es ist das Harma, welches von seiner wagenstuhlartigen Form den Namen hat. Die andere Fahrstrasse, die östlich zum Parnes hinzieht, ist die von Dekeleia, dem zweiten Pass, der neben jenem Phyles nach Böotien an die Ufer des Asopos führt. Südöstlich steht der marmorreiche Brilettos oder Pentelikon, das schönste Gebirge Attikas. Er ist in dieser Landschaft, was das Sabinergebirge mit dem Monte Gennaro in der Campagna Roms, ihr klassisch geformter Abschluss. Gleich einem hochgeschwungenen Tempelgiebel ragt seine Marmorpyramide in der ätherklaren Luft glanzvoll über den Gefilden Athens. Wie die Sabinergebirge durch ein tiefes Tal, die uralte Völkerstrasse nach Campanien, von den Albanerbergen getrennt sind,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so scheidet hier eine geringere Einsenkung die Ausläufer des Parnes von dem Pentelikon; es ist der Pass nach Marathon, Trikorythos und Rhamnus. Zu den südöstlichen Meeresküsten senkt sich der ganz kahle Hymettos hin, einst, als er noch blühende Wälder trug, berühmt durch seine Bienenschwärme. Auf seiner Sunion und dem Meer zugekehrten Seite hat er prächtig gegliederte Formen; doch Athen gegenüber lagert er sich als eine einförmige, die Landschaft bedrückende Wand, ähnlich dem Garganus bei Manfredonia. Nur wenn der Abend seine starren Felsenmassen in Purpur taucht, macht den Hymettos das Licht, nicht seine Form schön.

Dies ist die Umrahmung des Pedion Athens. Sie lässt südwärts den Blick auf die Küsten und das Meer mit seinen Inseln frei. Aber in dieser grossen Ebene erheben sich noch nahe bei Athen Reihen mittlerer Felsenhügel. Die nackten Turkovuni (vielleicht der Anchesmos im Altertum) und ihr charaktervoll aufragendes Vorgebirge, der steile braune Obelisk des Lykabettos, bilden mit den Felsenmassen der Akropolis, des Areopags, des Philopappos, der Pnyx, des Nymphenhügels, welche alle sich zueinander senken und zusammenhängen, einen Ring von ganz kraterförmigem Ansehen. Dieser Ring ist mehrmals durchbrochen; wo er nordwestlich auseinandergeht, wird die attische Ebene frei, welche sich längs dem Parnes und dem Ägaleos zum Meere senkt; wo er sich zwischen Lykabettos und der Akropolis auflöst, dehnt sich eine Hochfläche aus, und diese setzt sich über dem Ilissos fort, um dann zu den Ufern des alten und neuen Phaleron abzusteigen.

Keine plastischeren Formen sind irgend denkbar als diese der Umgebung Athens. Die Natur hat hier Land und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meergestade in der reichsten Fülle der Gestalten wie mit dem Meissel ausgearbeitet, und diese Landschaft zur Wohnstätte der bildenden Kunst gemacht. Wie Naturprodukte entsprossten diesem durchgeformten Felsenboden die Kunstwerke Athens.

Ich bin beglückt, dass ich dies athenische Land vor mir sehe und mir seine Naturszene neben jene der Campagna Roms stellen kann, die ich in so langen Jahren durchwandert habe. Man soll zwar nicht ein Grosses mit dem anderen vergleichen, denn jedes besteht für sich; aber das hier zu tun, liegt doch mir besonders nahe, und Rom und Athen verbinden sich von selbst miteinander, als die Seiten einer und derselben Medaille, welche das Gepräge der klassischen Welt auf sich trägt. Strenge, stilvolle Formenschönheit ist beiden Landschaften gemein, nur herrscht in der römischen die Majestät vor, in der athenischen die Grazie, aber auch dieser ist, wie in den massvollen Werken des griechischen Geistes, der hohe Ernst beigesellt. Als perspektivisches Gemälde ist die von Gebirgen prachtvoll umfasste weite Ebene Roms das grossartigste der Welt; die athenische ist beschränkter, aber formenreicher und farbenglühender. Die attischen Bergreihen ringsumher, zumal die vielgestaltigen Hügel im Mittelgrunde von bronzenem Ton, werfen eine unbeschreibliche Strahlung zurück, und das ätherische Spiel von Licht und Schatten, welches durch das plastische Relief der Formen und die ausgetieften Flächen hervorgebracht wird, ist so hinreissend, dass hier in Athen eine eigenartige Schwelgerei entstehen könnte, eben diese im Genuss der Lichteffekte. Die Verbindung des tiefblauen, heiter glänzenden inselreichen Meeres und seiner duftigen Küsten mit dem goldbraunen Ton des felsig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

starrenden Landes vollendet die Schönheit dieses Naturgemäldes, indem es zugleich der Phantasie die Fernen der Mythe und der Geschichte erschliesst. Das Meer fehlt der schwermutsvollen Campagna Roms; nur sein heller Saum ist in ihr angedeutet; aber in majestätischen Bogen durchzieht sie der immer volle triumphierende Tiberstrom, dessen Lauf man meerwärts meilenweit verfolgen kann.
Alle Linien und Formen in der Landschaft Athens sind geistiger, feiner, durchsichtiger und verklärter als die der Ebene Roms, aber sie sind kleiner und begrenzter. Der Äther, der sie umfliesst, ist göttlicher und lichter, und der Gedankenstrom, der sie durchdringt, ist mit nichts auf Erden vergleichbar. Denn wie muss ein von Natur schön und anmutsvoll gestaltetes Land die Seele des Betrachters ergreifen, wenn sein strahlender Himmel erfüllt ist mit den Göttergestalten der hellenischen Dichtung und seine geweihte Erde mit der edelsten Blüte des geschichtlichen Menschengeschlechts. Ganz so natur- und geistgemäss wie die elysischen Gefilde hier das ideale Athen umrahmen, ganz so dem grossen Wesen Roms entsprechend umschliesst die feierliche Campagna dort die Majestät der Ewigen Stadt, die zweimal die Gebieterin der Welt gewesen ist. Die Grazie und vollendete Schönheit der Tempel und Bildwerke Athens lässt alle Denkmäler der Römer plump und schwer erscheinen; aber die zaubervollen Formen der attischen Landschaft rauben der Empfindung nichts von der tragischen Erhabenheit der Campagna Roms oder von dem überwältigenden Hauch des Weltschicksals, der auf ihrem weiten Trümmerfelde weht.
Der Frühling hat die Ebene Athens mit einem zarten Grün bekleidet und dadurch ihre Öde gemildert: denn dieselbe

schweigende Verlassenheit liegt um die Stadt des Theseus, wie um die des Romulus. Adler schweben über fiebervollen Heiden hier wie dort, und dieselben Blumen der Unterwelt, die grauen Asphodelen, bedecken die Hügelgelände hier wie dort. Idyllische Schafherden, welche zottige Hunde und verwilderte Hirten bewachen, wandern an den Ufern des Kephissos und des Ilissos wie an denen des Tiber und Anio. Meiereien unter Oliven und Pinien sind so dort wie hier gleich Oasen über die Landschaft zerstreut.

Wir nähern uns schon den Ausläufern des Ägaleos auf sanft gehügelter Landschaft voll Olivenwuchs und Weinkultur und oft so reichen Saatfeldern, dass sie im Widerspruch stehen zu der sprichwörtlichen Magerkeit des attischen Bodens. Zerstreute Dörfer stehen links und rechts an der Strasse, Kamatero und Liosia und der grosse Ort Menidi.

Jetzt öffnet sich ein Pass am Ägaleos und aus der Ferne blickt das blaue Haupt des Kithäron und das Meer hervor. Vor uns steht nahe der klüftereiche Parnes. Noch zur Zeit des Pausanias trug er auf einer seiner Höhen, vielleicht auf dem Harma, das Erzbild des Zeus Parnethios. Zu seinen Füssen liegt eine wohlangebaute Ebene mit einem unter Gruppen von Pinien und Ölbäumen malerisch zerstreuten Weiler. Wasserbäche, vom Parnes her in Kanälen fortgeleitet, erhalten Felder und Wiesen in frischem Grün.

Von hier geht es aufwärts in die Berge des Parnes, auf kaum fahrbarer Felsenstrasse. Eine Schlucht nimmt uns auf, die ein Bach durchströmt; Frauen waschen an ihm; fremdartig aussehende Albanesenkinder kommen neugierig auf den Weg. Wir wandern zu Fuss durch diese schöne Wildnis und werfen noch den letzten Blick rückwärts auf die ferne

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Akropolis und die Ebene Athens, ehe wir uns ganz in den Parnes vertiefen. Es ist eine wilde Bergeinsamkeit hier, wie in den Abruzzen. Schildkröten kriechen am Wege; sie sind Autochthonen in Attika. Das alte Ägina führte die Schildkröte in seinen Münzen. Man sammelt sie massenhaft auf den griechischen Küsten, und Schiffe bringen diese Tiere nach Bari, wo man sie in wimmelnden Haufen im Hafen hoch aufgeschichtet sehen kann.

Phyle zeigt sich noch immer nicht. Wir klimmen fort auf labyrinthischen Pfaden zwischen cyklopischen Felsblökken; so, in der Wildnis weiter, erblickten wir bald die berühmte Burg nahe vor uns, aber eine tiefe unwegbare Schlucht trennte uns von ihr.

Phyle lag vor uns in erhabener Gebirgswildnis, umringt von kahlen Bergmassen, deren Wände steil in die Tiefe niedersinken. Auf einer vorgeschobenen Felskuppe steht das alte Kastell, ein Viereck aus Quadern mit Resten von Türmen und Eingängen. Sträucher hängen von den zersplitterten Mauern; zwei Schuttmassen liegen davor. Die Burghöhe senkt eine mit Pinien bewachsene Flanke herab, und auf dieser nordöstlichen Seite befindet sich der einzige Zugang zum Kastell. Es hat nur neunhundert Fuss im Umkreise; aber es genügte vollkommen, den engen Pass zu sperren, welcher unten an den Felsenwänden vorüber nach Böotien führt.

Unsern Kummer, die alte Burg nicht betreten zu können, milderte etwas die Nähe, aus der wir ihre ehrwürdigen Mauern betrachten konnten, und der hinreissende Blick von unserm zweitausend Fuss hohen Standpunkt auf die Ebene Athens, die im Duft der Ferne schwebende Akropolis, die strahlenden Meere, die Inseln und die Küsten bis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zum Peloponnes hin. Wir stiegen abwärts zu der grossen Schlucht, wo ein Kloster liegt. Ein langer schmaler Hof aus Stein umschliesst hier ein paar niedrige Gebäude und das kleine gekuppelte Heiligtum, eine Grottenkirche, deren Decke von einer Säule getragen wird. Sechs schwarzhaarige, schwarzbärtige Mönche sassen im Hofe mit ihrem Igumenos; alle trugen sie hohe schwarze Mitren, schwarze kurze Röcke, und die langen blauen Beinschienen aus Tuch, die homerische Knemis. Kaum sah ich schönere Griechen. Nichts Mönchisches lag in ihrem stolzen Wesen. Sie sahen aus wie Archonten, die hier im wilden Gebirge zu gebieten haben. Es war ganz natürlich, dass ich mich nach den Waffen umsah, die sie hätten tragen müssen. Frauen und Kinder, darunter ein bildschöner Knabe, waren bei ihnen, und sie schienen zu ihnen in nähern als nur wirtschaftlichen Beziehungen zu stehen. Die Basilianer boten uns gastlich Resinatwein dar, reichten uns frische Lorbeerzweige, die in keinem griechischen Kloster fehlen, und lehnten selbstbewusst jede Entschädigung ab, die wir dann den Kindern gaben. Zwei junge, mit Gewehren bewaffnete Männer gesellten sich hier zu uns; es waren Deutsche aus Athen, welche die Burg noch in später Stunde ersteigen wollten. Wir wünschten ihnen besseres Glück, als wir selbst gehabt hatten, und setzten unsere Wanderung nach Chasia fort.

Ich sah keine grossartigere Bergwildnis in Attika, als diese hier am Höhlenkloster, wo nordwärts über der Schlucht die gewaltige Felskuppe des Harma aufsteigt. Graue Oliven, Lorbeern, Pinien und duftige Gebüsche decken die Terrassen der Berghänge, über welchen läutende Schafherden wandern. Bald glänzen die Felsen von einem silber-

tönigen Grau, bald sind sie rotglühend und stürzen in schwindelnde Tiefen nieder. Auf der felsigen Strasse durch grüne Waldung sind wir so fortgewandert, hier und da Eseltreibern begegnend, ärmlichen Hausierern mit bunten Zeugen, oder Frauen, welche bemalte Osterkerzen tragend daherkamen, in blauen und weissen Gewändern, den Hals geschmückt mit schweren Silberketten, den Kopf in das gelbe Schleiertuch gehüllt, das auf türkisch über Kinn und Mund gezogen wird. Bittere Armut sprach aus ihren Zügen.

Unsern Rückweg nahmen wir auf derselben Strasse den Parnes abwärts zu den Kalivia, und bogen hier links ab, um das Kuppelgrab bei Menidi zu sehen. Dorthin fuhren wir durch eine sanft aufsteigende Landschaft von solcher Feinheit und Anmut, dass nichts greller sein konnte als ihr Kontrast zu den nahen Wildnissen des Parnes. Auf weiten Flächen grünen hier grüne Saaten, und nahe Orte unter Pinien und Olivenbäumen bieten das Bild des Glücks und des Friedens dar.

VICTOR HEHN

Italische Landschaft.

Kommt man von den Alpen und folgt der in mancherlei Teilungen und Verzweigungen, Knoten und Ausläufern von Nord nach Süd gerichteten Achse des Apennin, der sich durch Kalabrien, durch das tiefe Quertal der Meerenge von Messina weiter nach Sizilien fortzieht, so fühlt man sich bald und mit jedem Schritte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mehr in ein neues Reich von Formen und Linien versetzt. Die phantasievollere Zeichnung, die in der gröbern Schweiz nur als Ausnahme erscheint, z. B. am Pilatus bei Luzern oder am Niesen, von Interlaken aus gesehen, wird hier das durchgängige Gesetz. Der harte Eigensinn, die ungeschickt auftürmende cyklopische Wut ist getilgt; in Gestalten und Profilen herrscht eine reife Milde, plastischer Schwung, weicherer Wellenfluss, der aber den Ernst, die Bestimmtheit und Energie nicht ausschliesst. Es ist als ob die bauende Tätigkeit der Erde nach einer Periode wilder Umwälzungen, deren Spuren in den Alpen vorliegen, hier in dem klassischen Lande sich beruhigt und geklärt hätte. Schon an den oberitalienischen Seen, ja nördlich von der Passlinie des Hochgebirges in dem Längental der Rhône bei St. Maurice, Martigny und Sion treten jene geschlossenen Bergbilder auf, deren Anordnung und Konturen dem Auge die reinste Befriedigung gewähren, die braunen oder weisslich gelben, architekturgekrönten Bergpyramiden, die, den Mittelgrund der Landschaft einnehmend, den Apennin überall als Vorstufe zur Seite begleiten. In fliessender Linie, bequem und heiter, bald scharfkantig gegen den Hintergrund des Himmels abgeschnitten, bald wie ein unbeweglich schwebender lichtgetränkter Duft liegt der Hauptzug in der Ferne gelagert und sendet am Bande schmaler niedriger Landzungen blaue, malerische, schwimmende Vorgebirge ins Meer. Wer den Monte Cavo, den höchsten Gipfel des Albanergebirges bestiegen hat oder auch nur von Genzano nach Velletri zu gegangen ist, der erinnert sich des Vorgebirges der Circe, der blauen Felsensphinx, die jenseit der pontinischen Sümpfe den Eingang in das eigentliche Paradies des Südens bewacht – eine Berg-

und Küstengestalt, die er von da an immer wiederfindet, auf der Halbinsel von Bajä, auf Ischia, am Kap der Minerva, an dem Monte Postiglione, der die Bai von Policastro nach Norden begrenzt, am Felsen der Scylla, bei Cefalù, am Monte Pellegrino u. s. w. Zwischen diesen Felsabstürzen liegen die runden Golfe eingeschlossen, «rein gezeichnete Theaterkreise» wie Vischer sagt, Städte und Wohnungen der Menschen bergend, gefüllt mit azurnem oder smaragdgrünem Meereswasser, umkränzt von aufsteigenden Gärten, Bäumen und Terrassen. Auch mitten im Lande lösen sich von dem Labyrinth der Höhen und Täler einzelne hervortretende scharfgezeichnete Berghäupter ab, wie der Eryx bei Segesta in Sizilien, oder der Soracte, der wie eine vom Sturm gejagte Sturzwelle – so erschien er Lord Byron im Childe Harold – von Norden die römische Campagna überragt. Wo das Kalkgebirge von vulkanischen Bildungen durchbrochen ist, da sind die ganz stillen und runden Seen wie eingeschlossene Edelsteine in die alten Kraterränder eingesenkt, z. B. die Seen von Albano und Nemi, und eine anmutige, klare, langsam geschwungene Linie zieht von der Spitze des Kegels in stetigem Fluss zur Ebene oder zum Meere hinab, nirgends schöner als bei dem Vesuv, auf dem noch immer jene aus Dampf gebildete Pinie schwebt, von welcher der jüngere Plinius in dem einen seiner zwei berühmten Briefe dem Tacitus Meldung tut. Tritt man den Stätten vulkanischer Tätigkeit näher, da verwandelt sich freilich die Anmut der Formen in das Furchtbare: erstarrte, in Klumpen und Schollen zersprungene Lavafelder, Jahrhunderte lang unverändert, reichen in breitem schwarzem Strom bis zu den Gärten der Menschen; von zackigen, zerborstenen Wällen rieselt die Asche nieder; auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem dunkeln, abschüssigen, unter den Tritten knisternden Boden rollen feuergefärbte, formlose Blöcke und erklingen metallisch unter dem Schlage des Hammers; der Atem der Hölle dampft aus Rissen und Spalten, indes in ergreifendem Kontrast wenige Stunden abwärts Öl und Wein und goldene Früchte die fruchtbare Ebene füllen. – Ein anderer, weniger erschütternder als schwermütiger Charakter spricht aus den Campagnen einst blühender alter Städte, vor allem aus der von Rom, deren Reize, je länger man mit ihnen verkehrt, um so inniger das Gemüt ergreifen. Hohlwege und zufällige Schluchten, Aufschwellungen und Absenkungen des Tuffbodens, aufgeschwemmte Hügel, struppige Gräser und Dorngesträuch, halbvergrabene, gestaltlose Ruinen, zerbrochene Bogen der Wasserleitungen, ein einsames Haus, ein in der Ferne sich hinziehender leichter Zaun, Hirten auf Pferden, am Horizont unendlich weite Linien, – alles dies gibt auf Wanderungen durch die römische Campagna tausend und aber tausend anziehende Bilder des Erdlebens als solchem, Motive der Bodengestaltung von unerschöpflichem Reichtum, für die man erst allmählich ein Auge gewinnt. Meist haben diese Ebenen durch Aufschwemmung der Flüsse, die in ihrem Laufe stockend und periodisch anschwellend, Grabmäler und Trümmer des Altertums immer tiefer unter Schlamm und Erde vergruben, ihre jetzige Gestalt erhalten: so in der herrlichen Campagna von Pästum, in den Sumpfgefilden von Sybaris und Kroton u. s. w. Nicht bloss Erdbeben und Sturm und Regen, auch die nicht mehr geleiteten und gezügelten Bäche und Ströme haben in Italien, wie in Griechenland, das Gebild von Menschenhand zerstört und den Boden umgestaltet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dass die Erd- und Bergformen im klassischen Süden schöner modelliert sind als im Norden der Alpen, scheint dem geognostischen Satze zu widersprechen, wonach dieselbe Gebirgsart in den verschiedensten Klimaten und unter jeder geographischen Breite dieselbe Gestalt zeigt. Wir wissen nicht, wie es sich damit verhalten mag; vielleicht bewirkt nur die reinere Luft, dass die Tektonik des Gebirges sich hier edler darstellt und dem ästhetisch sehenden Auge reizender erscheint. Denn während die Luftperspektive in der mehr atmosphärischen Natur des Nordens die Formen stumpf, die Farben schmutzig, die Schatten schwer und trübe macht, nimmt hier das feinere kristallene Medium allem Körperlichen die Schwere und gibt den Dingen zugleich Bestimmtheit und Leichtigkeit. Nichts kann daher verschiedener sein als eine Tour durch deutsches Gebirgsland und durch manche Gegenden des Apennin, selbst wenn beide derselben Erd-Epoche angehören. Wenn man an regnerischen Tagen z.B. durch den Thüringer Wald oder durch den Schwarzwald wandert – Regen und Nebel sind hier die mehr charakteristische Stimmung – dann türmen sich die Wolken wie ein zweites Gebirge über dem Gebirge, die ganze Bergwelt lebt, die Gipfel schwellen, sinken, drängen wie Wogen gegen einander, finster stehen die Tannen, durchnässt schütteln die Eichen ihre starren Glieder: in Italien liegen die baumlosen, dürren Felsenzinnen in verzauberter Stille da; die Landschaft gleicht einer magischen Lichtzeichnung, ein ätherischer Schleier zittert um Nähe und Ferne; die Schatten erscheinen durchsichtig, alle Gegenstände vergeistigt; mit dunklern Schluchten und lichtern Kanten, blauduftig, wesenlos und doch offenbar, schweben die Vorgebirge, die Inseln, die Bergrücken, gleich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einer Wohnung der Götter. Mit reinerem Glanze als die Ost- und Nordsee leuchtet auch das Meer, nach Farbe und Ansehn unendlich variiert, bald rötlich angehaucht mit silbernen Rändern, bald wie ein starrer glühender Metallspiegel, bald wallend wie schwerer Seidenstoff, in Höhlen oder im Schatten der Uferfelsen wie flüssiger Ultramarin oder Smaragd und unter Ruderschlägen in funkelnden Tropfen blitzend. Bekannt sind die Grotten von Capri, die blaue, weisse, grüne u. s. w., aber die ganze Gebirgsküste von Italien und Hellas ist reich an ähnlichen oft schwer zugänglichen Höhlungen voll Lichtzauber, wie z. B. die wenig besuchte Grotte von Polignano in Apulien, deren Grund das Meer bildet, oder die Stalaktitenhöhle am Cap Caccia bei Alghero auf der Insel Sardinien. – In dieser Reinheit der Atmosphäre sind auch die meteorischen Erscheinungen und der Wechsel der Tageszeiten von ganz anderer Kraft und Stimmung als im Norden. Wunderbar wirkt hier oft die Luftspiegelung; ich erinnere mich einmal im Dezember von der Höhe des Monte Cavo bei Albano die Insel Ischia gesehen zu haben, deutlich und unverkennbar, obgleich sie in solcher Entfernung bedeutend unter dem Horizonte sein musste; sowie ein ander Mal auf dem Vesuv an einer Stelle, wo der Golf und die Inseln nicht sichtbar waren, doch am Rande des schwarzen Kraterfeldes die schwebenden blauen Umrisse von Capri. Die Nächte in Italien haben mehr Mondschein als bei uns, was auch die Astronomie dagegen sagen mag, vielleicht weil schon das erste und das letzte Viertel so viel Licht ergiessen, dass die Nacht für eine mondhelle gelten mag; in den ganz dunkeln ziehen die Insekten ihre feurigen Ketten durch die Luft, vom Himmel aber leuchten die Sterne, zwar viel klarer, aber auch viel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stiller als bei uns; sie funkeln selten, auch in der Nähe des Horizonts nicht; die nach Süden gelegenen schönen Sternbilder, wie der Orion und der Skorpion, steigen natürlich viel höher auf und leuchten über dem Haupte des Schiffenden oder durch die dunkeln Zweige der Orangen in den Gärten. Sind die Nächte oft von kristallener Klarheit, so wird umgekehrt in der blendenden Lichtfülle des Mittags die Welt gleichsam dunkel, die Flächen der Mauern und Häuser erscheinen wie schwarz; der Schatten der Bäume fällt fast kreisrund um den Stamm; alles ist still; Pan, der grosse Naturgott, schläft, selbst die Flussufer rauschen nicht (caretque ripa vagis taciturna ventis); vom Himmel sendet Phöbus Apollo dieselben giftigen Pfeile, mit denen er einst das Lager der Griechen verheerte, und der Mensch hält sich in der verfinsterten, mit Stein ausgelegten Kammer sorgfältig verborgen – nur der Räuber schleicht vielleicht umher, wie Vergils Liebender, den die Leidenschaft nicht ruhen liess. Löst sich der Zauber gegen Abend, da beginnt das unbeschreibliche Farbenspiel der Abendröte, die in den feinsten Abstufungen und leisesten Übergängen vom hellsten Rosenrot bis zum glühendsten Purpur und dunkelsten Violett Himmel und Erde verklärt. Besonders in den Schluchten und Vorsprüngen des Gebirges wallt dann farbiger Hauch und bläuliches Dunkel mit so wunderbarem Wechsel durch einander, dass alle Realität wie in eine Phantasiewelt sich aufgelöst zu haben scheint. Winde und Witterung modifizieren freilich diesen Verlauf der Tageszeiten in etwas: an Scirokkotagen z. B. hüllt ein rotgrauer Dunst beängstigend den Horizont ein; die wiederkehrende Tramontana reinigt dann die Landschaft zu doppeltem Glanz und mit ihr schwingt sich das Gemüt wieder auf.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zu diesem Himmel, dieser Gebirgsbildung stimmt denn auch Form und Farbe der Pflanzenwelt aufs genaueste. Die italienische Vegetation ist starr, ernst und still, von gebundener, strenger Gestalt. Hier wogt das Laub nicht in verfliessenden Umrissen, von Elfenstimmen durchflüstert, wie im Norden, sondern lederartig, undurchsichtig, unbewegt ruht es auf dem lichten Hintergrunde des Himmels. Die beiden Hauptcharakterbäume des Südens, die Pinie und die Cypresse, sind beide ganz architektonisch gebaut; die Pinie als eine reingewölbte Kuppel, die Cypresse als schwarzer Obelisk aufstrebend oder als Pfeil oder Flamme gegen den Himmel gerichtet. Die Krone der Dattelpalme schwebt wie ein Springbrunnen in gebogenen Strahlen; wie ein Armleuchter ruht auf grüner Rosette der baumhohe Blütenstengel der Agave; ferne Orangengruppen, Lorbeerwände, immergrüne Eichen, Karroben, Myrtengebüsche blicken starr, gleich der Felsenlinie über ihnen, als wären sie nichts Vegetatives, sondern aus Lava oder Basalt gemeisselt. Alles ist fertig, lautlos, völlig gestaltet und darum ohne Streben und Verlangen. Und was von der Form, gilt eben so sehr von der Farbe. Schon Theophrast macht die treffende Bemerkung, die immergrünen Gewächse zeichneten sich durch Kleinblätterigkeit, Aroma und einen gewissen Glanz aus; aber dieser Glanz ist ein düsterer, dunkler, fast metallischer. Durchgängig erscheint das Grün in Italien nicht lachend, sondern schwärzlich, als ein Blaugrün, wovon der Grund offenbar in dem reichern durch die Kraft der Sonne in der Pflanze entwickelten Chlorophyll liegt. Den Lorbeer nennen schon alte Dichter schwarzblätterig; die immergrünen Eichen auf dem Algidus sind bei Horaz mit der nigra frons

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bekleidet; am meisten charakteristisch aber für die südliche Landschaft ist das Laub der Olive, das in bleichen silbergrauen Tinten, wie Asche oder Nebel, weit und breit im Tale und an den Bergen ausgestreut liegt, dem Laube unserer Weide zu vergleichen und doch himmelweit von ihm unterschieden.

Im allgemeinen trägt das Land im Süden - und dies ist, was den Nordländer anfangs am meisten verwirrt - ein einförmiges, gleichartiges, ernstes Kolorit. Die Natur malt hier monochromatisch und zwar mit bräunlich gelbem Grundton: Himmel und Erde, Pflanzen und Berge, Vorder- und Hintergrund, alles wird, wie bei pompejanischen Bildern, von der einen, traurig stillen, tiefgesättigten Felsenfarbe beherrscht. Die Vegetation, von dunklem, blauem Ansehen, schliesst sich an die rotbraun brennenden Bergwände an, als gehörte sie zu ihnen; die staubig gelbe Ebene trägt die rotfarbenen Halme der reifenden Feldfrucht; zwischen den bleigrauen Oliven liegen warme braune Erdflecke offen; weissliche Steinpfade schlängeln sich zwischen blaugrünen Kaktushecken, auf denen dicker Kalkstaub ruht; in rötlichem Goldton glänzen die Säulen, die Travertinblöcke, die Backsteinmauern der Ruinen; Städte, Schlösser und Wallfahrtskapellen gleichen in Farbe und Ansehen ganz dem hohen Fels, aus dem sie hervorgewachsen scheinen; nichts hebt sich selbständig hervor, alles, selbst der Azur des Himmels und des Meeres, die Abendröte, das Landhaus, der Baum, das Gemäuer, so fein und individuell auch sonst die Lokalfarbe sein mag, ordnet sich der strengen Harmonie unter, dem Sonnenton, in dessen Stimmung alles versenkt ist. So weit das Auge reicht ist alles tot und gleichgültig in der Farbe, starr und leblos in der Form.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es ist eine stilvolle, ganz plastische, scheinbar seelenlose Landschaft.

Wie aber nach Goethes schöner Bemerkung die unbestimmte, durch organische Kochung bezwungene Farbe eine höhere Stufe bezeichnet als die reine Elementarfarbe; wie bei Vögeln das gemischte gelbgraue Gefieder organisch edler ist als das schreiende Rot, Grün und Gelb der Papageien: so drückt auch die verschmolzene Einheit des gedämpften Grundtones, so wie der bewegungslose Umriss und das plastisch-architektonische Linienmass in Vegetation und Boden eine reichere und energischere Anlage und eine weiter reichende Schöpferkraft aus. Was dem nordischen Naturschwärmer als kalt und arm erscheint, ist daher vielmehr Fülle der wirkenden Natur, die bis zu reiner und ganzer Darstellung ihrer selbst gelangte. In ihrer Stille ist sie sich selbst genug; die Phantasie braucht ihr nichts mehr zu leihen; vor dem Auge, das sehen gelernt hat, liegt sie wie eine Sammlung von plastischen Bildern da, eher ernst als freudig, oder vielmehr auch in der höchsten Freude durch einen Zug von Wehmut gedämpft, bei der höchsten Erregung durch ein eingebornes Mass beherrscht. Zu sentimentaler Auffassung aber gibt sie keinen Anlass: da täuscht den Kranken nichts durch Mitempfindung, da klingt kein Echo unbeschreiblicher Seelenstimmung wieder. Der ganze und gesunde Mensch geht auf diesem Boden in Leidenschaft und Ruhe den mannigfachen Zwecken des Lebens nach, hasst und liebt, ergreift oder umschleicht den Gegenstand seiner Begierde, hilft und beneidet, bemitleidet und mordet, und blickt auf die umgebende Natur nur, insofern sie ihm nützlich oder schädlich, gegen ihn karg oder freigebig ist. Die ihm am meisten Frucht liefert und ihn

am wenigsten stört und beunruhigt, ist ihm die schönste. Dass die Alten den romantischen Hang zum Naturleben als solchen nicht kannten, ist seit den Ausführungen Schillers, Hegels und Vischers ein allgemein anerkannter Satz. Sie waren eben selbst noch ganz Natur. Sie wandelten als plastische Menschen auf einem Boden, der die ungebrochene Einheit des Gemütes nicht störte, sondern trug und erhielt. Der personifizierende Mythus hatte mit rascher Tätigkeit die ganze Natur in eine ideale Menschenwelt verwandelt und sie nicht nahe, gleichsam nicht zu Worte kommen lassen. Als später die religiöse Produktion erlosch, war das mythische Gebäude schon so vollendet und befestigt, dass sich den Künstlern und Dichtern wie dem ganzen Volke statt der Natur nur die fertigen Göttergestalten und die fixierten, bildlichen Redewendungen boten. Die reale Welt war von einer zweiten mythischen Welt gleichsam überbaut und durch sie dem Blick entzogen. Auch die Römer betrachteten die Natur immer nur unter dem Gesichtspunkt des Kulturzweckes. Wenn sie freiwillig oder gezwungen den Aufenthalt in der Stadt mit dem auf dem Lande vertauschen, da jammern die einen über den Verlust alles dessen, was der Aufmerksamkeit des Menschen würdig ist, die anderen freuen sich der Einsamkeit, in der die Laster und die Geschäfte der Hauptstadt nicht unbequem werden. Die Alpen, die sie so oft zu übersteigen hatten, erscheinen ihnen nicht gross und herrlich, sondern hassenswert, weil unwegsam und gefährlich; das Meer ergreift sie nicht durch Erhabenheit, sie verabscheuen es als todbringend; vor der Tiefe des Waldes schaudern sie und denken sich dort den Sitz der schrecklichen Göttin, die mit Menschenopfern besänftigt wird.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn dagegen Horaz Tarent den schönsten Erdwinkel nennt und in Tibur sein Leben zu beschliessen wünscht, was für Eigenschaften preist er an beiden Ortschaften? – an der einen, dass sie die edelsten Gattungen Wein und Öl hervorbringe und ein mildes Klima habe, an der anderen den Schatten, die hohe Lage, das fliessende Wasser, die Fruchtbarkeit und die milde Luft, an beiden, dass das unruhige Treiben der politisch bewegten Stadt dorthin nicht reiche. Auch auf ihren Villen suchten und fanden die Römer nicht Umgang mit der Natur, sondern in Gärten und Gebäuden und unter Sklaven den Genuss gesteigerten Luxus und ungestörter Selbstherrschaft. Das Christentum, indem es diese objektive Sinnesweise brach und die Tiefen des Herzens aufschloss, brachte doch die Natur dem Menschen nicht näher, sondern entfremdete sie ihm noch mehr. Einzig mit dem Heil seiner Seele beschäftigt, richtete der Gläubige den entzückten Blick ins Jenseits, und die irdische Welt, deren Untergang er jeden Augenblick erwartete, entschwand ihm als wesenlos, wenn sie ihm nicht gar als Reich und Heimat des Bösen Grauen einflösste. Die Poesie des Mittelalters spricht nur geringes Naturgefühl aus. Die ritterlichen Minnesänger, die von der Kreuzfahrt heimkehrten, hatten oft Wunder erlebt, aber von den Pflanzen und Tieren des Orients, die die Begleiter Alexanders des Grossen in Erstaunen setzten, wussten sie nichts zu berichten. In den höfischen Epopöen, wie in den lyrischen Gedichten, wiederholen sich, was landschaftliche Szenerie betrifft, einige wenige konventionelle Züge: linde Maienlüfte, Vogelschall u. s. w., sie bilden eine blosse Dekoration in abstraktem Stil. Als dann gleichzeitig mit der Wiederherstellung der Wissenschaften die italienische

Malerei aus schüchternen Anfängen zu der herrlichsten Blüte sich entfaltete, da blieb auch sie dem plastischen Geiste der Menschendarstellung getreu und die Landschaft als solche fehlt im Kreise ihrer Gegenstände. Die beiden Poussin und Claude Lorrain phantasieren zwar schon in Gegenden als solchen, aber in der Weise abstrakter Idealität; sie malen die Natur als eine Götterwohnung, als Stätte seligen Daseins, und bevölkern den Vordergrund mit mythologischen Szenen und Figuren. Was diese Künstler erfüllt, ist nicht Sympathie mit dem Naturleben als solchem, sondern die Vorstellung eines Adels der Menschheit und höchsten humanen Genusses, wozu die klassisch stilisierte Landschaft teils die Stätte, teils das Symbol abgibt. Im Gegensatz gegen den entarteten Idealismus hatten die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts ihrerseits, wie die Szenen ihrer Dörfer, Schenken u. s. w., so auch die Flächen und Gebüsche ihres Landes mit Wahrheit und technischer Meisterschaft dargestellt; aber weiter ging ihre Empfindung nicht. Erst mit dem Anbruch der eigentlich sentimentalen Periode, seit Rousseau, Ossian und Werthers Leiden, begann die Landschaftsschwärmerei als allgemeine Stimmung. Ja, die Natur als solche wurde nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, so zu sagen, erst entdeckt, und zwar nach beiden Seiten hin, in ihrem eigenen Reiche als organisch-lebendig und selbsttätig, wie in all dem, was im Menschengeiste und im Völkerleben, in Dichtung und Sage, in Recht, Sprache und Staat Natur, d. h. unbewusste und eingehüllte Vernunft, unmittelbarer Drang und Trieb ist. Jetzt reiste man meilenweit, um von irgend einem hohen Punkte in einer weiten Aussicht zu schwelgen, löste sich in Wehmut auf, wenn der Mond

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Busch und Tal still mit Nebelglanz füllte; Flöte und Waldhorn waren die Lieblingsinstrumente; man schaukelte sich im Kahn auf stillem See, man lag im Grase und folgte mit träumerischem Blick dem Auf- und Abklettern der Käfer an den Halmen, der unbemerkten und doch so zierlichen Pflanzenwelt im kleinen; Jünglinge und Männer wanderten zu Fusse durch Wälder und Gebirge; je einsamer, je weiter von der Kultur der Menschen, um so besser. Die Musik ward die wahre Kunst des Zeitalters; der Genuss an der Landschaft, als Stimmung aussprechend, an der Natur, als der Dämmerung des Geistes, in welcher die beiden Pole des Seins und des Bewusstseins noch nicht aufgebrochen sind und gleichsam die Uridee in schwankender Täuschung zur Erscheinung kommt – wurde ein allgemeiner, innig gepflegter. Was konnte solchen Menschen der Anblick der klassischen Länder gewähren? Freie Natur findet man in Italien, diesem mit hochgetürmten Städten, Flecken und Ortschaften übersäten, von Pfaden und Wegen, Hecken und Mauern durchschnittenen Lande, nur selten. Ist nicht Italien, so fragt schon C. Fundanius bei Varro, fast ganz ein Garten von Fruchtbäumen? Jeder Stein trägt hier die « Spur ordnender Menschenhand ». Selbst da, wo man durch dorniges Gestrüpp sich durchzuarbeiten hat oder über einsame Heiden reitet, ist die Natur nicht sowohl wild als verwildert, nicht jungfräulich, sondern melancholisch. Wenn im Norden der Edelmann « still und wild » im Felde schweift, wenn der holsteinische oder mecklenburgische Bauer oft durch eine Tagesreise von der nächsten Stadt und der Berührung mit der Welt entfernt ist, so hat der italienische Pächter überall ein Kaffeehaus, ein Municipium und den Syndicus in der

Nähe, und nicht die Entfernung, nicht der Druck einförmiger, massenhafter, elementarer Natur beschützt ihn vor mannigfacher Bildung, sondern höchstens die Vormundschaft abergläubischer Pfaffen und der aussaugende Feudalismus.

Indes, die Sentimentalität, d. h. die Auflösung alles naiven Daseins in bewussten Empfindungs-Selbstgenuss, konnte nur eine vorübergehende Vorstufe zu freier Wiederherstellung der objektiven Welt sein. Wer wie Goethe zu Reife und Klarheit durchgedrungen ist oder dahin strebt, der betritt den klassischen Boden mit dem Gefühl der Förderung und stiller, inniger Seligkeit. Auch die grosse Menge sehnt sich wenigstens aus ihrer winterlichen Heimat nach Licht und Wärme, nach dem Glanze blauen Himmels. In der Malerei ist die Landschaft nach Motiven des Südens zwar auf eine Weile zurückgetreten und hat dem reinen Stimmungsbilde Platz gemacht, aber was hätte dieser Zweig der Kunst Schöneres hervorgebracht als Rottmanns italienische Landschaften unter den Arkaden in München, seine griechischen in der neuen Pinakothek? Hier findet man sie wieder, jene Linien der Berge, jene reiche Modellierung des Bodens und der braunen Erde, die luftgefärbten Felsenufer, das klingende Meer, die Meteore des Himmels, die ganze Harmonie und stille Selbstgenügsamkeit der klassischen Gegenden, deren Erinnerung denjenigen, der sie genossen und verstanden, nicht verlässt und häufig für die relativen Reize der nordischen Natur unempfänglich macht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ERNST CURTIUS

Chorographische Aufrisse aus Griechenland.

*

Lykaion.

Von Lykosura steigt Pausanias wieder zum Heiligtume der Despoina hinunter und wendet sich nun von seinem früheren Standpunkte aus, das Gesicht gegen Osten gewandt, zur Linken nach dem Ziele seiner nächsten Wanderung, dem Lykaion, welches sich als des Landes heiliger Gipfel, als der arkadische Olympos im Norden erhebt. Der Name wurde wie Kyllene in verschiedener Ausdehnung gebraucht. Nach der weiteren Bedeutung lag Lykosura selbst schon im Lykaion, doch bezeichnete man gewöhnlicher damit den 4371 Fuss hohen Gipfelberg, welcher jetzt Diaphorti genannt wird. Es war den alten Arkadern der ganze Berg ein Heiligtum. Mit seinem in den Wolken ruhenden und Wolken sammelnden Haupte, mit seinen überall wirtbaren, mit Speiseeichen und nährenden Pflanzen bedeckten Abhängen, mit den zahllosen Quellen, welche nach allen Seiten seinem mächtigen Fusse entströmen, war er das herrlichste Bild unzerstörbarer und gedeihlicher Naturkraft und daher nach dem pelasgischen Glauben ein Bild des Zeus selbst, der seinen reichen Segen unablässig auf die Lande triefen lässt und die Wohnungen der Menschen um sich sammelt. – Besonders wasserreich ist der östliche und südöstliche Abhang, wo die zur Neda, zum Gastritzi und die nördlich zu dem Karitena gegenüber mündenden Bache abfliessenden Quellen nahe zusammentreffen. An diesen Abhängen oberhalb Dorf Karyaes ist die Gegend Kretea zu suchen, wo die drei Nymphen Neda, Theisoa und Hagno das Zeuskind genährt haben sollten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von den drei Quellen der Kretea entsprang Hagno dem Gipfel am nächsten; sie war die eigentliche lykäische Quelle. Zu ihr führte der Weg am Flussbette des Karyatiko aufwärts. Das an Nussbäumen reiche Karyaes bleibt zur Linken, der spitze Felskegel mit dem mittelalterlichen Schlosse Boverku (in dessen Ruinen sich auch Säulentrümmer finden) zur Rechten. Man geht durch eine Art Felsentor hindurch und gelangt von dort, rechts gewandt, über einen Bergrücken in einer halben Stunde in einen geräumigen Talkessel, der von den höchsten Gipfeln des Gebirges eingeschlossen wird. Nordwestlich erhebt sich der Stephani, nach neueren Messungen der höchste Punkt des Lykaion, südlich der H. Elias oder Diaphorti, den wegen seiner freieren Lage die alten wie die neuen Griechen als den eigentlichen Gipfel betrachten. Die Talsenkung zwischen diesen Berggipfeln nennen die Anwohner wegen der Ruinen Kastraki oder wegen zweier grossen Steintröge Skaphidia.
Hart unter dem Gipfel entspringt zur Linken der hinabführenden Schlucht eine Quelle, von allen Zuflüssen des Karyatiko die höchste. Ich zweifle nicht, dass diese Gipfelquelle die Hagno ist, bei welcher der Zeuspriester nach anhaltender Dürre einen Regenzauber übte, indem er nach herkömmlichen Opfern und Gebeten einen Eichenzweig in das Quellwasser hielt, bis aus der nur leise berührten Quelle sich ein feuchter Dunst entwickelte und allmählich zur Freude der Landbewohner das Haupt des Berges mit Regenwolken umzog.
In der Nähe der Quelle, unmittelbar unter dem Altargipfel, war der heilige Bezirk des lykäischen Zeus, ein unnahbares Adyton, der Mittelpunkt uralter Zaubersagen. Wer den Fuss über seine Grenzen gesetzt hatte, musste noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

desselben Jahres sterben, und der Jäger, welcher ein Wild verfolgte, sah plötzlich mit Schaudern den Schatten desselben erbleichen und bebte zurück vor der unheimlichen Stätte. Der Umkreis derselben war ein Asyl. König Pleistoanax wohnte neunzehn Jahre, so lange die Anklage seiner Mitbürger auf ihm lastete, als Schützling des Gottes in einem an die Mauer des Heiligtums angebauten Hause. Von einer baulichen Einrichtung und künstlerischen Ausstattung des Heiligtums wird nichts überliefert. Zeus lebte und webte als Naturgeist gestaltlos auf seiner heiligen Berghöhe.

*

Lakonien.

An den grünen Eurotasufern stehen baumhohe Oleander und dichte Platanengruppen; die Niederungen dienen als Maisfelder. Gegen das Gebirge erstreckt sich weithin ein üppiges Baumland; die Dörfer liegen mit ihren Äckern ganz versteckt zwischen Citronen-, Orangen-, Feigen-, Öl- und Maulbeerpflanzungen, durchströmt von zahlreichen Gebirgsbächen, welche in Kanälen gleicher Richtung dem Eurotas zufliessen, der den Fuss der östlichen Hügel bespült; dazu der erhabene Gegensatz des in wilder Grösse emporragenden Taygetos, dessen Schneekuppen man durch das Laub der Bäume hindurch schimmern sieht – nur der Blick auf das Meer scheint zur vollendeten Schönheit des Ganzen zu fehlen.

Selten ist mit der Schönheit einer Landschaft der Vorteil der Sicherheit in dem Grade verbunden, wie bei dem Mittellande Lakoniens. Das unwegsame Hochgebirge gestattet nur in einzelnen Pässen den Zugang zu dem versteckten Tieftale. Von Norden führt längs des Eurotas die Strasse

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von Leondari durch eine Reihe leicht zu schliessender Talengen nach Sparta; es ist der Zugang von Südarkadien und Stenyklaros. Den zweiten Zugang bietet das langgezogene Tal des Oinus, welcher mit den Eurotasquellen das rauhe Bergland Skiritis, die Mark gegen Tegeatis, einschliesst. In diesem Tale treffen die Strassen von Tegea und Argos zusammen, oberhalb des Engpasses zwischen Olympos und Ossa, welchen Selasia, der Vorposten Spartas, verteidigte. Das sind die beiden einzigen, natürlichen Öffnungen des Eurotas-Tals. Ausserdem führen nur hohe Gebirgspässe über den Taygetos in die Ebene; sie war andringenden Feinden schwer zugänglich und den eingedrungenen, welche die Pässe im Rücken hatten, ein gefährlicher Aufenthalt. Deshalb blieb sie, nachdem sie von den Doriern besetzt worden war, trotz der fast unaufhörlichen Fehden, sechs Jahrhunderte von jedem Einfalle verschont; deshalb war der Schrecken so gross und allgemein, als die spartanischen Frauen zum ersten Male die Wachtfeuer feindlicher Truppen erblickten; deshalb der eilige Rückzug auch der siegreichen Heere, welche in dem Eurotas-Tale abgeschnitten zu werden fürchteten, deshalb endlich der Spartaner trotzige Abgeschlossenheit, auch nachdem der geringe Überrest derselben durch Landverlust und Niederlagen auf das tiefste gedemütigt worden war.

Neben der Sicherheit und Stärke, welche das Eurotas-Tal seinen Bewohnern gewährte, gab es durch seine eigentümliche Natur die Möglichkeit einer hartnäckigen Abwehr aller äusseren Einflüsse. Das Tal scheint dazu geschaffen, einen Volksstamm in unvermischter Reinheit zu bewahren, um so mehr, da es reich genug ist, um allen Bedürfnissen eines einfachen Lebens zu genügen. Es gibt auch in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dieser Beziehung keinen entschiedeneren Gegensatz, als den zwischen Athen und Sparta; hier ein in sich abgeschlossenes, selbstgenugsames Binnenland mit einem durch Hochgebirge rings begrenzten Gesichtskreise, dort ein offenes und durch eigene Notdurft auf auswärtigen Verkehr hingewiesenes, in die Inselwelt begehrlich vorgestrecktes Küstenland.

*

Naxos.

Zwei parallele Gebirgsketten des Festlandes setzen sich in gleicher Richtung im Meere fort und bilden eine doppelte langgestreckte Inselreihe. Euböa, selbst ein losgerissenes Küstengebirge des mittleren Griechenlandes, wird durch Andros, Tenos, Mykonos fortgesetzt; die überfluteten Täler werden zu trennenden Meeresstrassen. Attikas Gebirge dagegen tauchen in den Inseln Keos, Kythnos, Seriphos, Siphnos wieder auf, während ein östlich abzweigender Gebirgsarm Syros, Paros und Naxos bildet. Diese drei Reihen schliessen sich zu einer Gruppe von Inseln zusammen, denen sich südlich eine losere Reihe merkwürdiger Klippen und Inseln anschliesst – Melos und Santorin sind die wichtigsten darunter – welche dem Zuge vulkanischer Herde, der Hellas quer durchschneidet, angehören.

Ein erhabner Anblick, wenn man dies Meer durchschifft! So weit das Auge reicht, ragen hohe Bergformen scharf und edel gezeichnet in unvergleichlicher Formenfülle über den Meeresspiegel hervor und treten zu immer wechselnden Gruppen zusammen; duftiger Farbenschimmer liegt bei jedem Stande der Sonne über Meer und Küste ausgegossen; Schiffe und offene Barken eilen friedlich von Insel zu Insel, von menschenfreundlichen Delphinen begleitet; an

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jedem Tage, bei jedem Winde ist ein gastlicher Hafen dich aufzunehmen bereit; ohne Karte und Kompass steuert der Schiffer, und wo er anlegt, rufen ihm bekannte Stimmen entgegen; jede Insel trägt die Fussstapfen ihrer Götter und Helden, die alten Gesänge tauchen auf in deiner Seele, Homer wird dir lebendig und des Odysseus Abenteuer vernimmst du mit feuriger Seele, wenn die Woge desselben Meeres, das er durchirrte, um den Kiel deines Schiffes aufrauscht.

Doch täusche man sich nicht; es sind keine Eilande mit lieblich grünem Ufersaume; keine Hochwälder mit eingestreuten Dörfern winken von den Bergen. Die Höhen der Cykladen sind seit undenklicher Zeit entwaldet, Regengüsse haben die haltlose Erde hinabgespült, der nimmer müde Wellenschlag jedes Vorland fortgerissen; so starren uns wie verzaubert jene kahlen Felsberge an, welche schon Platon dem Gerippe eines abgezehrten Körpers vergleicht. Doch diese starre Aussenseite schreckt den nicht zurück, welcher im Süden gelernt hat eine höhere Naturschönheit anzuerkennen, als jenen idyllischen Reiz des frischen Grünes und wogender Saatfelder; um so reiner tritt ihm der klare und hohe Ernst der Form entgegen und das Zauberspiel des Sonnenlichtes. Auch verbirgt sich auf den grösseren Inseln hinter jenen starren Steinmauern ein reiches und blühendes Naturleben; um jede Quelle hebt sich hochstämmiger Lorbeer, wölben sich Myrtenbüsche und hellblühende Oleanderlauben und begleiten die Wasseradern traulich bis zum Strande; an den vor Meerstürmen geschützteren Abhängen liegen wohlhabende Dörfer auf cypressenreichen Terrassen, Wein und Öl gedeiht überall, Feigen in unzähligen Gattungen und alle Hesperidenfrüchte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

selbst die Datteln reift die Sonne der südlicheren Inseln. Das Meer mildert die Hitze wie die Kälte, die gleichmässige Witterung hält den Körper gesund, und weil die Wassermasse der See nicht gross und zusammenhängend genug ist einen ozeanischen Wolkenhimmel zu bilden, so ist die Luft heiter und bis auf die wenigen Regenmonate tiefblau der Himmel wie im sonnigen Attika.

Nach allen Seiten abgerundet, ohne tiefere Einschnitte steigt Naxos in massenhafter Erhebung aus dem Meere und hebt ihren breiten Gipfelberg stolz über alle Cykladen. Durch Umfang und Festigkeit zum Haupte der Schwesterinseln bestimmt, ist sie durch mannigfaltigen Segen der Natur nicht minder ausgezeichnet. Klein-Sizilien hiess sie bei den Alten wegen der Fülle an Korn, Wein und Öl; auch heute noch ist Naxos ein Paradies im Vergleiche mit den umliegenden Inseln. Seine Gärten blühen in morgenländischer Pracht, voll von Cedern, Granatbäumen, Mandeln, Orangen und allen edlen Früchten, welche die Naxioten bei Südwind brechen, in ihre Schiffe laden und in rascher Fahrt nach Konstantinopel bringen, um der Reichen Tische damit zu schmücken. Immergrün sind die edlen Waldungen, die der Herbst mit mildem Regen anfrischt, und ehe man des Winters gewahr wird, verkünden die Orangendüfte, welche die Luft erfüllen, und die bunten Anemonen, die den Boden färben, dass der Frühling wieder da sei, und die Bienen schwärmen wieder um die mit duftigen Kräutern dicht bewachsenen Höhen. Reichen Fischfang gibt das Meer, die Berge hegen trefflichen Marmor, an der Südküste beutet man die einträglichen Schmirgelbrüche aus; vor allem aber ist Naxos durch seinen köstlichen Wein berühmt, dessen schönste Gattung, der Aperanthische Wein,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hell wie Wasser der Quelle, aber voll Feuer und Geist, mit Recht noch heute den Namen des Nektar führt. Auf dem über dreitausend Fuss hohen Berge Zia in der Mitte von Naxos sieht man zweiundzwanzig Inseln zu seinen Füssen liegen und in der östlichen Ferne die Bergmassen Asiens in blassen Linien aufsteigen. Eine an Grösse, Festigkeit und Ergiebigkeit so hervorragende Insel musste sich auch eine geschichtliche Bedeutung vor den Nachbarinseln erwerben und darum sehen wir auch, dass, so oft die Cykladen frei von auswärtigen überwältigenden Einflüssen sich entwickeln konnten, Naxos als die natürliche Führerin und Gebieterin vorantrat.

HEINRICH NISSEN

Uritalische Landschaftsformation.

Das antike Italien trug ein anderes landschaftliches Gesicht zur Schau als das heutige. Wir wollen versuchen die Unterschiede kurz nachzuweisen. Der ästhetische Charakter eines Landes wird durch vier Hauptfaktoren bedingt: durch das Relief des Bodens, durch die Beleuchtung, durch die Vegetation und endlich durch den menschlichen Anbau. Was zunächst den ersten betrifft, so versteigt einseitige Schwärmerei sich wohl zu der Behauptung, dass die Bergformen des Südens schöner modelliert, durch höheren Adel vor den nordischen ausgezeichnet seien, ohne zu bedenken dass die gleichen Felsarten weder an geographische Längen noch Breiten gebunden sind, sondern auf der ganzen Erde wiederkehrend überall auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die gleichen Bergformen hervorbringen müssen. Die Majestät der Gebirge hängt von ihrer Erhebung ab. Die Alpen und die Küste Norwegens führen uns die Erhabenheit der Natur vor Augen, die wir am Mittelmeer vermissen. Statt dessen ist eine vollendete Anmut hier ausgebreitet. Die bewegte geologische Vergangenheit, der Kampf des Festen und Flüssigen, die Vulkane mit ihrer feinen Liniengebung – alles hat zusammen gewirkt um an der tyrrhenischen Seite Italiens einen Reichtum an Umrissen zu vereinigen, der schwerlich irgendwo übertroffen wird. Es fehlt ja auch nicht an schönen Bildern an der Adria, aber diese verblassen neben der überwältigenden Fülle, die in buntem Wechsel von den Seealpen bis zur Südspitze Bruttiums ununterbrochen fortläuft. Gelegentlich ist angemerkt worden, wie in bekannten Landschaftsbildern einzelne bedeutsame Züge sich verändert haben; aber wenn von dem allgemeinen Charakter die Rede ist, kommen derartige Kleinigkeiten selbstverständlich nicht in Betracht. Das nämliche gilt von der Farbe, in welcher der eigentliche Zauber des Südens ruht. Die Sonnenstrahlen fallen unter steilerem Winkel, daher mit gesteigerter Kraft ein. Die Gegensätze des Lebens, die sich unter hohen Breiten vermengen, Tag und Nacht sind scharf geschieden: dort blendender Glanz, hier schwarzes Dunkel, ein berauschendes Farbenspiel beim Übergang von einem zum anderen. Die höhere Erwärmung bewirkt die grössere Reinheit der Luft. Ohne Trübung vermag dieselbe mehr verdunstetes Wasser aufzunehmen und schwebend zu erhalten als diesseit der Alpen. – Unter den heutigen Reisenden wird gern darüber gestritten, ob der Himmel Italiens blauer sei als der unsrige und wo die tiefe Bläue desselben beginne. Sicher

ist, dass das Mittelmeer in einer Pracht leuchtet, von der man an den Ufern der Nord- und Ostsee keine Vorstellung gewinnt: purpurn heisst es bei Homer und vereinigt in der Tat alles was es an Farbenglanz gibt, in sich. Sicher ist auch, dass der Mond mit ganz anderer Kraft die Dunkelheit erhellt als bei uns, dass das Weben der Nacht machtvoller die Sinne bestrickt. Klar und bestimmt, reich und anmutig wölbte sich der Himmel über dem Süden, befähigte den Menschen das Geheimnis sinnlicher Schönheit leichter zu erfassen.

Wir schauen Berg und Hügel, Land und Meer in denselben Umrissen, in demselben Licht wie die Alten und erhalten doch andere Eindrücke; denn solche werden vor allem durch das Pflanzenkleid beeinflusst. Dem heutigen Italien gibt der Mangel an Wald sein landschaftliches Gepräge. Dass dessen Zerstörung einen unberechenbaren wirtschaftlichen Schaden verursacht hat, unterliegt keinem Zweifel: ebensowenig dass das Land durch sie an Reiz eingebüsst hat. Unter diesem blendenden Licht, bei diesen grellen weissen grauen gelben Farben lechzt das Auge nach Grün. Schwerlich würden die griechischen Berichterstatter zur Zeit des Augustus mit solchem Entzücken von der Waldfrische Italiens reden, wenn ihre Blicke auf den wüsten brennenden Berglehnen geruht hätten, die der Apennin gegenwärtig darbeut. Ein Weidmann wie Polybios wird vermutlich mit grösserem Behagen durch die Forsten des Po-Lands geritten sein, als der heutige Reisende die eintönigen Reis- und Weizenfelder durchmisst. Vollends die öden Steppen der Halbinsel müssen seit jener Vergangenheit, da die Buche sich in den Wellen der tyrrhenischen See spiegelte, ebensoviel verloren haben wie das Alter gegen-

über der blühenden Jugend. Die Stelle des Waldes nehmen jetzt einzelne Bäume und Baumgruppen ein. Sie gehören vorwiegend der immergrünen Flora an und verleihen mit ihren starren Formen, ihrer düstern schwärzlichen Farbe der Landschaft einen architektonischen Ausdruck. Auch hier vermag ich der Ansicht nicht beizupflichten, welche für Pinie, Cypresse und wie diese niedrigen Kulturbäume sonst noch heissen, eine höhere Stufe der Entwicklung in Anspruch nehmen will als für die freien Söhne unserer Wälder. Sehr wahr bemerkt Fischer, dass die ganze immergrüne Vegetation «durchaus jene lebensvolle Frische Mittel-Europas entbehrt, an der sich derjenige immer und immer wieder erquickt, der lange Zeit im südlichen Mittelmeergebiet gelebt hat». Es ist leicht verständlich, warum die Alten die tropischen Fremdlinge um ihre Tempel und Villen anpflanzten; denn dieselben trotzen dem Winterschlaf und gewähren gerade in winterlicher Jahreszeit den höchsten Genuss. Im übrigen war die alte Naturreligion zeitlich zu wenig entrückt, als dass die Ehrfurcht vor und die Freude an alten Bäumen aus den Gemütern hätte gelöscht sein können. «Wenn Dir» schreibt Seneca «ein dichter Hain von alten das gewöhnliche Mass überragenden Bäumen aufstösst und der Schatten der in einander verschlungenen Zweige den Anblick des Himmels verdeckt, dann gibt der schlanke Baumwuchs und die Heimlichkeit des Ortes und die Freude an dem dichten ununterbrochenen Schattendunkel im offenen Felde die Bürgschaft von der Gegenwart der Gottheit.» Es hat recht lange gedauert – bis zur Ausbreitung des Christentums –, bevor die Tempelhaine im Flachland der Habsucht der Anlieger sämtlich zur Beute fielen. Von der religiösen Verehrung abgesehen, hat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch der Wald das ästhetische Gefühl der Alten angeregt und befriedigt. Die Schilderungen der Dichter deuten darauf hin, wenn es z. B. bei Vergil heisst:

quantus Athos aut quantus Eryx aut ipse coruscis
cum fremit ilicibus quantus gaudetque nivali
vertice se attollens pater Appenninus ad auras.

Der jüngere Plinius beschreibt das obere Tibertal folgendermassen: «Die Gegend ist wunderschön. Stelle Dir ein ungeheures Amphitheater vor, wie es allein die Natur zu bilden vermag: eine weit ausgedehnte Ebene wird von Bergen umgürtet, die Berge sind mit altem Hochwald bekrönt und haben einen reichen Wildstand. An den Abhängen zieht sich Schlagwald hinunter, dazwischen fette Erdhügel (denn Felsen sucht man hier überall vergebens), die dem ebensten Gefilde an Fruchtbarkeit nicht nachstehen und eine gesegnete Ernte wenn auch etwas später zur Reife bringen. Unterhalb erstrecken sich Weinberge rings herum und gewähren weit und breit einen einheitlichen Anblick. Wo sie aufhören, folgen Obstpflanzungen und bilden gleichsam ihren Saum gegen die Ebene. Diese enthält Wiesen und Kornfelder. Riesige Ochsen und die stärksten Pflüge werden allein mit dem Boden fertig. Nimmt man ihn nach der Brache in Angriff, so ist er äusserst zäh und erhebt sich in solchen Schollen, dass neunmal gepflügt werden muss. Die Wiesen prangen im Blumenflor, Klee und Gras sind zart weich und gleichsam ewig jung; denn alles wird von beständigen Bächen genährt. Aber trotz der Wasserfülle ist kein Sumpf da, weil der geneigte Boden das empfangene Wasser, das er nicht aufnehmen kann, an den Tiber abgibt. Dieser schiffbare Fluss strömt mitten durchs Gefilde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und trägt alle Feldfrüchte nach Rom hinab im Winter und Frühling; im Sommer wird er seicht und trocken, gewinnt dann im Herbst neue Kraft. Die Aussicht auf diese Gegend von einer Anhöhe aus gewährt einen grossen Genuss. Man glaubt nämlich nicht eine Landschaft, sondern ein Gemälde von ausserordentlicher Schönheit zu schauen: ein solcher Wechsel, eine solche Zeichnung begegnet dem Auge, wohin es sich wenden mag.» Die Beschreibung traf einst im grossen und ganzen auf viele Täler des inneren Apennin zu. Heutzutage sind die einzelnen Züge deutlich wieder zu erkennen: nur der Hochwald und der Wasserreichtum wird vermisst.

Die Naturempfindung wird durch das persönliche Verhältnis bedingt, in dem der Mensch zur Natur steht. Erst die moderne Wissenschaft hat den inneren Zusammenhang der ganzen Erdoberfläche, die Wechselwirkung aller Teile unter einander aufgedeckt, damit zugleich den Sinn für Hochgebirge und Wüste erschlossen. Der Römer ergötzte sich an schattigen Bäumen, murmelndem Wasser, am Ausblick über das weite Meer oder eine fruchtbare anmutige Gegend. Körperliches Behagen geht ihm mit landschaftlichem Genuss Hand in Hand. Die vielen Äusserungen desselben, welche in Prosa und Poesie auf uns gelangt sind, bekunden sämtlich eine idyllische Stimmung. Solche entsprach auch den damaligen Zuständen Italiens. Durch der Götter Gunst und die Kraft seiner Bewohner erfreute sich dies gesegnete Land drei Jahrhunderte lang einer materiellen Wohlfahrt, welche an diejenige des heutigen England erinnert. Das Leben gehörte der Gegenwart, nicht einer Vergangenheit an, die zwar frei aber daneben auch arm gewesen war. Mochte die Wehmut über den politi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen Umschwung, den Verfall der Sitten, die Zunahme des Luxus den ergreifendsten Ausdruck suchen, der Stolz auf den strahlenden Glanz der Heimat ist den römischen Patrioten darum nicht vergällt worden. Noch vor kurzem war Italien das Land der Geschichte, der Abstand zwischen einer grossen Vergangenheit und einer erbärmlichen Gegenwart empfing den Besucher auf Schritt und Tritt, die elegische Stimmung, die ein Kirchhof hervorruft, bemächtigte sich nur zu oft seines Gemüts. Wenn es der wiedergebornen Nation, wie wir hoffen, gelingt die verödeten Fluren der Halbinsel der Malaria zu entreissen, einen unabhängigen Bauernstand zu schaffen, Schmutz und Verwahrlosung zu beseitigen, dann wird der Charakter des Landes wieder ein einheitlicher werden, wie er im Altertum war. Dem antiken Menschen ging die Empfänglichkeit für eine elegische Landschaft keineswegs ab. Den klassischen Boden, wo die gebildete Welt sie studierte, bot Hellas mit seinen verlassenen Städten und seinen grossen Erinnerungen dar. Wohl liessen sich auch am Golf von Tarent und auf Sizilien, in Sybaris und Kroton, Syrakus und Akragas Betrachtungen über die Wandelbarkeit menschlichen Glücks anstellen. Mit Lust und Eifer suchten die Touristen wechselnde Eindrücke in Italien zu erhaschen, eilten von der überfeinerten Kultur Campaniens in die menschenleeren Waldschluchten Bruttiums und Lucaniens, von da unter den milden Himmel von Tarent um wieder nach der Weltstadt am Tiber zurückzukehren. Aber die Verlassenheit Grossgriechenlands hat so wenig den Gesamtcharakter bestimmen können, wie etwa Eifel und Lüneburger Heide denjenigen unserer Heimat. Erst nachdem die Malaria ihre Herrschaft am tyrrhenischen Meer begründet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hatte, in den Schilderungen des Rutilius und Cassiodor tritt der Verfall als landschaftliches Element in den Vordergrund, den er seitdem behauptet hat. Von der Blüte des Altertums lehrt uns die klassische Einöde Etruriens, Latiums, Lucaniens nur die äusseren Umrisse kennen. Um solche zu beleben, müssen wir auf diejenigen Teile des Landes zurückgreifen, welche der Gegenwart angehören, Frische und Kraft des Nordens bewahrt haben. In Piemont und der Lombardei umweht uns weit mehr der landschaftliche Hauch Altitaliens als unter den Ruinen der römischen Campagna.

HEINRICH NISSEN

Pflanzendecke der italischen Erdoberfläche.

Unter den Ländern der Alten Welt nimmt Italien seiner Lage nach die Mitte ein. Durch seinen Bau, seine wagerechte und senkrechte Gliederung, sein Klima erscheint es berufen die Gegensätze von Morgen- und Abendland in sich auszugleichen, den Kultursegen des Orients an Europa zu übermitteln. Dieser weltgeschichtliche Beruf findet in der Vegetation den deutlichsten Ausdruck. Das Leben der Pflanze wird durch den Boden bedingt, der sie ernährt, durch die Wärme und Feuchtigkeit der Luft, von denen ihr Gedeihen abhängt. Sie besitzt aber auch die Fähigkeit, ausserhalb ihrer ursprünglichen Heimat neuen Verhältnissen bis zu einem gewissen Grad sich anzupassen. Die Verbreitung und Wanderung der Pflanzen, teils durch unbewusste Naturkräfte teils durch den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Willen des Menschen veranlasst, füllt einen der anziehendsten und lehrreichsten Abschnitte allgemeiner Geschichte aus: durch sie ist nicht nur der landschaftliche Charakter weiter Erdräume umgestaltet, sondern die Grundlage gesitteten Daseins überhaupt erst geschaffen worden. Italien gehört von Hause aus jenem grossen Waldgebiet an, das sich über Europa und Sibirien bis an den Stillen Ozean hin erstreckt. Allmählich im Laufe der Jahrtausende hat es sich davon abgesondert: um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. steht das Po-Land erst im Begriff die Wald- und Weidewirtschaft mit geregeltem Ackerbau zu vertauschen; um den Beginn unserer Zeitrechnung hat Ligurien, dessen Flora heutigen Tages mit derjenigen der subtropischen Zone übereinstimmt, sein altes Pflanzenkleid noch nicht abgelegt. Von den ersten Äusserungen geschichtlichen Lebens bis zur Gegenwart hinunter sehen wir die Vegetation in beständiger Umbildung begriffen, die eingebornen Kinder der Flur durch fremde Einwanderer eingeengt und verdrängt. Wie die heutige Flora ein südliches Gepräge trägt gegenüber der antiken, so hat sich der nämliche Hergang im Laufe der alten Geschichte wiederholt und nachhaltig in die Entwickelung derselben eingegriffen. Als die Hellenen die sizilischen und italischen Gestade sich aneigneten, haben sie die Gewächse einer fortgeschrittenen Bodennutzung hier eingeführt. Den blutigen Spuren der Legionen folgten Gärtner und Winzer im Norden nach. Die syrischen Sklaven haben freilich Knechtessinn in den Gauen verbreitet, wo einst trotzige Bauern auf freiem Erbe gesessen, aber auch in ihrer stillen duldsamen Weise schätzenswerte Fertigkeiten, den Boden und die Pflanze zu behandeln gelehrt. Durch unscheinbare

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verborgene Arbeit, auf die selten ein Strahl der Überlieferung fällt, ist das Aussehen Europas umgewandelt, sein rauher nordischer Charakter gemildert und veredelt worden. Bei jeder Betrachtung dieses denkwürdigen Vorgangs werden die Blicke unwillkürlich nach Italien gelenkt: nicht nur weil es während der thalassischen Weltepoche den Vorrang vor den übrigen Ländern behauptet, sondern daneben auch weil es sie alle an Aneignungsvermögen übertrifft. Der letztere Umstand ist schon im Altertum bemerkt worden. Ein kundiger Beobachter fügt nach Anführung einiger Fälle von gelungener Akklimatisation den Satz hinzu: his tamen exemplis nimirum admonemur curae mortalium obsequentissimam esse Italiam, quae paene totius orbis fruges adhibito studio colonorum ferre didicerit – (immerhin weisen uns diese Beispiele energisch darauf hin, dass Italien die menschliche Sorgfalt ausserordentlich lohnt, indem es unter entsprechend angepasster Pflege die Produkte fast der gesamten Welt hervorzubringen gelernt hat). Einer historischen Darstellung ziemt es vor allen Dingen die Beziehungen der Vegetation zum Menschenleben, ihre Wandlungen in alter und neuer Zeit hervorzuheben. Indem wir daran gehen den Siegeszug der Kultur zu schildern, sei daran erinnert, dass derselbe dem Lande nicht ausschliesslichen Nutzen gebracht, vielmehr auch unheilbaren Schaden zugefügt hat. Die Mahnung wird um so berechtigter sein, als diese der allgemeinen Erfahrung entsprechende Tatsache in der glanzvollen Behandlung, welche Victor Hehn dem Gegenstand gewidmet hat, durchaus verdunkelt wird. Wir huldigen keineswegs der trüben Lehre, welche die Kultur ihr eigenes Leichentuch weben lässt, welche die Verödung und Verarmung so vieler

einst blühender Reiche am Mittelmeer auf Aussaugung und Erschöpfung ihres Bodens zurückführen will. Italien ist noch so fruchtbar wie es nur je gewesen, im Umkreis des Mittelmeers verrät die Natur nicht die Schwäche des Alters. Aber niemand kann sie mit offenen Augen betrachten, ohne die tiefen Wunden gewahr zu werden, die des Menschen Unverstand und Raubgier ihr geschlagen.

JAKOB PH. FALLMERAYER

Die Lage Jerusalems.

Kommt man vom Landungsplatz in Jafa durch enge Krummgässchen erst auf die Höhe des amphitheatralisch von der Stadt und ihrer Citadelle bedeckten Stumpfkegels hinauf, so entfaltet sich plötzlich und wie im Zauberschlag eine breite, wellig hinfliessende, links und rechts mit dem Himmelsbogen in einander rinnende, im Osten aber durch eine, geradlinig von Nord nach Süd streichende Hügelkette geschlossene Feldebene vor dem überraschten Blick. Soll man noch besonders sagen, dass diese östliche Hügelkette nichts anderes, als der «breite Gebirgsrücken» von Palästina, die Feldebene selbst aber das vielgepriesene Saron des Hohenliedes ist, jene Blumen-Aue des jüdischen Lyrikers, noch heute Sitz üppiger Fruchtbarkeit und Saatenlust? Im Halbbogen um die Stadt Jafa schlingt sich von Meer zu Meer ein breiter Gürtel immergrüner Pomeranzengärten, und vom schattenvollen Dikkicht dieser Pomeranzengärten bis zum Fuss der vorgenannten Hügelkette geht es bald flach, bald sanftwellig am

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lieblichen Ramleh und seinen Kaktuszäunen wohl fünf gute Reitstunden auf der wasserreichen blühenden Aue fort. Diese fettgrasige Humusebene, dieses Lilienfeld des hebräischen Anakreon, ist in seiner Ausdehnung vom alten Philistäerlande bis zum weissen Vorgebirg des Antilibanon nicht überall von gleicher Breite und wird zwölf Stunden nördlich von Jafa sogar durch den niedrigen, schmal und busig herausspringenden Karmel flüchtig unterbrochen. Dieser Nebenumstand, dieses kleine, von Jafa aus nicht einmal recht bemerkbare Intermezzo enthebt jedoch den Leser nicht von der Notwendigkeit, diese Humusebene, dieses Feld Saron, diesen breiten Küstenraum als charakteristischen Palästinalandschafts-Pinselstrich der Phantasie einzuprägen.

Der Strandebene und ihrem Meere im Westen des «Gebirgsrückens» oder der Hügelkette auf ihrer Ostseite entspricht ganz genau die zwar schmale, aber dem Mittelmeer parallel laufende Talfläche des Jordanflusses mit den Seen Hule und Tiberias im Norden und dem Toten Meere im Süden. Liegt nun aber nach den neuesten Bestimmungen der Wasserspiegel des Toten Meeres, in welches der frisch niederrauschende Jordan noch ohne Katarakte stürzt, gegen dreizehnhundert Fuss tiefer als der Wasserspiegel des Mittelmeeres bei Jafa, so fällt notwendig auch der breite Hochlandrücken von Palästina mit seiner Ostseite nicht so sanft ablaufend und blumig wie im Westen gegen Saron, sondern steil, rasch, wild und tief in das nur etwa vier Stunden breite, hoch und kahl eingerandete, glühend-öde Längental hinab, in dessen Mitte, von zwei grünen Kurzholzstreifen eingehüllt, der Jordan vorübereilt. Der Kontrast der beiden Randflächen ist auffallend. Die Westseite

des Zentral-Bergrückens, von Jafa aus über den grünen Schmelz der Ebene hin im Abendschein der Sonne besehen, entzückt das Auge durch wundervolle Milde und Symmetrie; die Ost- oder Jordansseite dagegen mit ihrer Verlassenheit und mit der langen Zeile ihrer hohen traurigen Kalkwände, ihres toten Steingerölles und ihrer zerrissenen Stürze erfüllt das Gemüt des fremden Wanderers mit der trübsten Melancholie. Denkt man sich das Brausen eines flutenaufschwellenden Meersturms plötzlich in seinem Zorn verstummt und das wogende Wellenlabyrinth mit seinen Höhen und Tiefen, seinen Langzügen und Rundungen wie durch Zauberschlag in vollem Schwung versteinert, so wäre es vielleicht der gelungenste Schattenriss des jüdischen Hügellandes. Jedoch findet eine Unterbrechung statt. Ein Querspalt, von der Strandfläche im Westen bis zur dürren Jordans-Aue im Osten mitten durch das Bergland brechend, reisst dieses Hügelland, diesen Gebirgsrücken in zwei ungleiche, für sich bestehende Hälften auseinander. Die kleinere nördliche dieser Hälften, wohin Nazareth, der Taborkegel und die weiland liederlichen Städte am See Genezareth gehören, heisst bei den Abendländern noch heute Galiläa und fällt zwischen benannten Querspalt und den Antilibanon hinein. Die grössere südliche Hälfte aber ist das eigentliche Judäa mit dem Gebirge Ephraim und den beiden Hauptstädten Samaria und Jerusalem. Man denke sich aber unter diesem Querspalt nicht etwa einen wild und schluchtig von hohen Bergen eingeengten Tiefriss, wie z. B. das Tempe-Tal in Thessalien oder wie den wilden Kuntersweg in Tirol. Der Querspalt ist eine flache, fette, durch Grundquellen reichlich getränkte, nur zu Anfang und zu Ende durch tiefe Pass-Engen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geschlossene, in der Mitte aber wenigstens vier Reitstunden breite, flutig, lieblich und niedrig eingerahmte Feldebene, die an Fruchtbarkeit mit der Anemonen-Aue Saron buhlt, wo nicht gar an Fülle und Segen sie noch übertrifft. Im Alten Bunde war es das vielgepriesene Tal Jesreel, bei den Spätern ist es «Feld Esdrelon», war aber für Krieg und tummelnde Reiterscharen von jeher ebenso geeignet und erwünscht, wie für das Sichelspiel des Schnitters und das stille Glück des Idyllenlebens.

Wir schweifen mit unserem Blick über das südliche, hochwelliger aufgeworfene Bergrevier endlich gegen Jerusalem hinauf. Vom Rande der bauchig ausgeschweiften Esdrelon-Ebene, von welcher eben die Rede ging, bis in die Heilige Stadt reitet man über Berg und Tal in etwa zwanzig Stunden Zeit, und wer immer liebliche Hügelformen, schöne Halden und reizende Mulden sehen will, der komme in diese Gegend des alten Judenlandes und er wird noch heute die Tränen und das sehnsuchtsvolle Heimweh der exilierten Zitherspieler «an den Weidenbächen Babylons» begreifen. Und sind auch heute die dunkeln Wälder mit ihrer Schattenkühle bis auf kümmerliche Reste weggefegt, ist auch der Quellenreichtum meistens ausgetrocknet, die Grasmatte versengt und an vielen Stellen selbst die Fruchterde mit Fett und Pflanzenkeim durch den Wettersturm weggeschwemmt, und tritt auch in langen Zügen das verdorrte Gestein, das saft- und nervenlose Knochenwerk des Urbodens zu Tage, so vergesse ich doch nie mehr die schattigen Tiefgründe von Sindschel, die Myrten, die Nussbäume, die Öl- und Feigengärten und das traubenvolle Geranke ihrer zauberisch gerundeten Hügel, nie mehr die Baumwipfel der Silo-Höhe, wie sie gewiegt in schwellen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Morgenluft den unten vorüberziehenden Fremdling grüssten, nie mehr die reizende Samaria-Kuppe und ihre mattgrünen Tinten; am wenigsten aber dich, Sanir-Mulde, deine Safranblüte, deine Melancholie und deinen Asphodill. Nirgend ward es mir so deutlich wie hier, dass die Urschöne einer Landschaft ganz zu verwischen Neid, Torheit und Zerstörungswut der Menschen selbst im Bunde mit den zürnenden Elementen unvermögend sind. Was und wieviel aber diese finsteren Mächte in vereinter Kraft vermögen, haben sie an Jerusalem und seinem Weichbilde kund getan. Landschaftsreize, wie sie vom Sänger des Hohenliedes und von den alten Propheten bis Flavius Josephus herab gepriesen werden, die hainbekränzten Höhen, Lustgärten mit dunkelroter Granatenblüte, von Buschwerk eingeranktes Rebgelände, unter Laubdickicht versteckte Meierhöfe, frischen Quellensprudel, oder den noch zu König Ezechias Zeiten mitten durch die Heilige Stadt rauschenden perennen Wasserbach sucht natürlich heute niemand mehr in Jerusalem. Leicht ist es aber dennoch nicht, ein treues Sommerbild der Steindürre, der Verlassenheit und Öde dieser einst so wonnevollen Stadt zu malen. Sichem (Nabolus), die schmutzigste – aber zweitgrösste und verhältnismässig wohlgebauteste Stadt Palästinas mit ihren hohen Steingebäuden und schiefergrauen Dachkuppeln, liegt in einem quellenreichen, üppig grünen, mit Gärten angefüllten Hochtale, und die luftigen Berggipfel der Nachbarschaft sollen eine Höhe von dritthalbtausend Fuss über dem Wasserspiegel des Mittelmeeres erreichen, nebenher aber doch das Tal-Niveau um kaum achthundert Fuss überbieten, so dass zwei merkwürdige Städte des Erdbodens, Sichem in Palästina und Derwischabad im

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bojerlande, verwandt an Frömmigkeit und konservativem Sinn, auch ungefähr von gleicher Bodenerhöhung über dem Mittelmeere sind. Sagt man nun, der luftige, von der Stadt Jerusalem durch eine rasch abfallende enge Tiefschlucht getrennte Höhenzug, den man in Europa den Ölberg nennt, sei gerade ebenso hoch wie die kahlen Berggipfel von Sichem und nur um etwa hundertundfünfzig Fuss höher als die sanftanlaufende, Jerusalem tragende Hügelschwellung Zion, so müsste der Leser deutlich genug erkennen, dass die Heilige Stadt beinahe zweitausendundvierhundert Fuss über dem Wasserspiegel des Mittelmeeres liege, und dass man folglich von allen vier Weltgegenden, wie die Schrift sagt, nach Jerusalem «hinaufgehen» müsse. – Jerusalem – das ist das Hauptmerkmal – liegt wie auf einem flächig und breit von der Nordseite herabfliessenden, links und rechts durch Schluchten eingeengten, südlich aber in rascher Terrainsenkung tief abfallenden Promontorium, das aber in seinem Innern doch keine zusammenhängende und flächige Einheit bildet, sondern gleich am nördlichen Eingange der Stadt selbst wieder in zwei parallel laufende, durch die nur matt eingedrückte Talmulde «Tyropöon» getrennte Höhenzüge auseinander geht. Der westlichere dieser beiden, erst in der Stadt selbst auftauchenden Höhenzüge ist der schön gewölbte und breitleibig hingestreckte eigentliche alte Zion; der östlichere dagegen ist dem Doppelhöcker eines baktrischen Lastkameles gleich und wird von den Europäern mit den beiden alten Benennungen Bezetha und Moriah belegt. Der Moriahhöcker, als der südlichere unmittelbar über der Tiefschlucht hängend und von unten herauf besehen gleichsam in der Luft schwebend, trägt noch heute das furchtbare Quadrat-

gemäuer der von Cypressen, Ölbäumen und Celtis australis dünnbeschatteten Salomonischen Tempelfläche mit dem Prachtbau der Omar-Moschee und ihrer lasur- und goldstrahlenden Herrlichkeit. Denkt man sich diese beiden Stadthöhenzüge, Zion und Bezetha-Moriah, samt der Mulde dazwischen mit Gebäuden überdeckt, von den Aussenschluchten des Promontoriums dagegen die westliche - Hinnom genannt - verhältnismässig sanft und flach ablaufend, die östliche - das Tal Josaphat - steil, wild und tief eingebrochen, beide aber dicht unter der hohen Südfronte des Promontoriums in einander rinnend und dann nach kurzer Gartenlust als grausenvolle Wildbachschlucht in öden Steilwindungen zum Felsenkloster St. Saba und von dort durch noch traurigere Steintäler, im ganzen wohl neun Stunden, fort zum Toten Meer hinabstürzend, so hätte man gewissermassen die ersten und notwendigsten Striche eines Lichtbildes vom heutigen Jerusalem.

Der Eindruck, wenn man vom Toten Meer und von St. Saba heraufreitend plötzlich aus der tief eingerahmten Engschlucht hinaufblickt und hoch oben über den Steilrand von Zion und Moriah einsam und fahl im hellen Morgenschein ein Segment der Mauerzinnen von Jerusalem vorüberstreichen sieht, ist von unbeschreiblicher Feierlichkeit und Melancholie. Das Tal Josaphat, wo doch am Ende der Zeiten so Grosses geschehen und das ganze menschliche Geschlecht leibhaftig zusammenkommen soll, ist höchstens eine Viertelstunde lang, ist eigentlich nichts als ein wilder Riss, eine Tiefschlucht, zwischen dem doppelhöckerigen Langzug Bezetha-Moriah und dem Ölberge so schmal eingekeilt, dass sie länger fort kaum für ein trokkenes Wildbachbett und für einen Wanderpfad Raum

gewährt. Vom Stadttore herab bis zur Josaphat-Talsohle, wo sie das Grab der Maria zeigen, sind es im geflügelten Schritt freilich nur etwa fünf Minuten Zeit; dagegen braucht man wohl mehr als das Dreifache, um auf der anderen Seite, an Gethsemane vorüber, langsam aufsteigend den Kamm des Ölbergs zu erreichen. Im Grunde genommen aber ist selbst dieser vielgepriesene Ölberg mit seinen drei Kammhügelschwellungen auch nur ein mit dem stadttragenden Promontorium gleichzeitig und parallel von der Nordfläche auslaufender, die Zionshöhe um weniger als zweihundert Fuss überragender Langzug, der sich nach dem natürlichen Bodengestaltungsplan offenbar als äusserster Grabenwall um ganz Jerusalem kerben sollte, aber gerade der Tempel-Area gegenüber mit seiner wundervollen und breitangehäuften Rundkuppe rasch in eine liebliche Einsattelung niederstürzt und den Reitweg aus dem Tale Josaphat gen Bethania und Jericho offen legt. Der Ölberg, wenn die Eingebornen Sinn für Freude hätten, wäre noch heute die Lustpartie von Jerusalem, wie er es in weit höherem Masse ohne Zweifel auch schon im Altertum gewesen ist. Bäume und Schatten mit dem fetten weichen Grase der früheren Zeit findet man freilich nicht mehr und der Kidronbach unten in der Josaphatschlucht ist schon lange ausgetrocknet; aber allen Verwüstungen zum Trotz ist die Oberfläche des Ölbergs beinahe überall noch mit Fruchterde überdeckt, und ergetzen sogar einzelne Gruppen von Öl- und Feigenbäumen mit strauchartig wuchernden Weinreben, besonders auf der Ostseite, den müden Blick. Von der Nordfläche ausgehend bis zum Dorf auf der grossen Kuppe streicht der ganzen Länge nach ein Reitweg über den Ölberg-Kamm, und auf diesem

Reitwege sieht der Wanderer jenseits der Josaphat-Schlucht in ihrer vollen Ausdehnung mit all ihren Kuppeln, Zinnen und Ruinen die sich gegen den Ölberg abdachende Heilige Stadt im schönsten Licht, während ihm auf der anderen Seite tief unten von seiner ausgebrannten menschenleeren Aue der Jordan mit einem Segment des Toten Meeres entgegenblitzt. Hier ist das schönste Panorama, und nur wenige Tage des Aufenthalts vergingen, ohne dass ich angefächelt von lauen Lüften über diese Höhe wandelte und in reichen Zügen die Herrlichkeit der wundervollen Szenerie genoss. Welche Pracht des alten Jerusalems von diesem Punkte aus besehen! Hier weinte Er über die Hartnäckige und über ihr kommendes Geschick. Und wahrhaft, noch heute möchte man Tränen vergiessen, wenn man für Greuel und Ruinen noch Tränen hätte. «Muss ich nicht sterben» dachte ich mitten im Freudentaumel bei mir selbst und stieg traurig zum verlassenen Gemäuer herab, auf welchem neulich Meister Halbreiter seine Fernsicht von Jerusalem gezeichnet hat. Eben weil sich die Stadt ostwärts gegen den Ölberg neigt, ist ihr Anblick von Westen her für den von Jafa heraufreitenden Fremdling unvorteilhaft und ohne Reiz. Man sieht nur die am öden Hinnomsrand hinstreichende Festungsmauer und weiss nicht, was hinter ihr verborgen ist. Dagegen braucht es keine lange Erklärung, um zu begreifen, dass eine Erweiterung der Stadt über den ursprünglichen Zionsplan hinaus nur gegen die Nordfläche hin denkbar ist, dass aber auch der Feind jedesmal nur von dieser Seite her Jerusalem bedrohen kann, und dass folglich auch die Verteidigungswerke ihre meiste Stärke nach dieser Richtung hin zu entfalten haben. Ebenso wird, wenn man sich Jerusalem

in seiner Vollpracht zur Zeit des Königs Herodes denkt, das Gedränge, der Markt, der Luxus, die Gartenlust, überhaupt der Brennpunkt des bürgerlichen Verkehrs und des städtischen Lebens vorzüglich auf dieser Fläche zu suchen sein.

LUDWIG PASSARGE

Kurische Nehrung.

Ich machte mich auf und ging längs dem Haff, bald am Strande, bald auf der steilen Uferhöhe, nach Norden zu, der Dünenwelt entgegen, in die ich schon vom Dampfboot aus einen Blick geworfen hatte. Die Eichen und Kiefern des Waldes, den man als einen Urwald wohl bezeichnen kann, zeigen die schönsten Formen, so dass ich mir das Entzücken eines Malers denken darf, der hierher käme, um zu studieren. – Am Strande haben Arbeiter Erdhütten aufgebaut und kochen ihr Frühstück; dicht dabei im Haff liegen die Bagger, auf welchen sie beschäftigt sind, um den Boden aus der Tiefe zu holen, der bedeutende Quantitäten von Bernstein enthält.

Ich ging weiter durch das dichte Wacholdergebüsch des Waldes; ich wusste, was ich zu erwarten hatte, und doch, da ich nun an die letzte Waldecke kam, der Wald nach links zurücktrat, einen bewaldeten Cirkus, die Grekinn, bildend, und mir gerade gegenüber ein ungeheurer Dünenwall sich bis in das Haff zur Rechten niedersenkte, da war mir doch zu Mute, als ob sich mir ein Unerhörtes, Ungesehenes, Ungeahntes vor das Auge stelle; etwas so Erhabenes und Erdrückendes, dass es durch meine Nerven bebte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und ich erschüttert stille stand. Und glaube man nicht, dass es ein zufälliger Eindruck von dieser Grösse war. Ich behaupte, nachdem ich ruhig geworden, dass ich mit diesem Anblicke nichts vergleichen kann, als den des Meeres oder der Alpen.

Man denke sich folgende Szene: Der Urwald bildet zur Linken einen grandiosen Cirkus, dessen steile Wand er bis zu zwei Dritteilen behauptet. Den Grund dieses Cirkus bildet eine Wiesenfläche mit Laubbäumen und Buschwerk von dem bezauberndsten Grün. Das letzte Dritteil des Halbkreises nimmt eine vollkommen kahle, weisslichgelbe Düne ein, die in einer Höhe von fast hundert Fuss, steil abfallend, sich hinlagert wie ein schlafendes, sattes Raubtier, das mit den Tatzen seine zerrissene Beute noch gefasst hält. Weit dehnt sie sich vor bis zu dem Haff, das an ihren Fuss spült und kaum einen Raum lässt für die schmale Strasse. Ich sage, sie komme uns wie ein Raubtier vor, und mit Recht; denn ihre Beute, die sie getötet, das ist der Urwald, den sie Schritt für Schritt vernichtet, mit einer Sicherheit, die so gewiss ist wie das Schicksal. Dreissig Fuss begräbt sie jährlich, und wenn man ihr nicht Einhalt gebietet, so wird einst das schöne Schwarzort auf Karten auch nur als « versandet » bezeichnet werden. Die nächsten Bäume, die sie erfassen wird, sind an ihrer Spitze und schon dicht an ihrem Fusse stehend, zwei alte Kiefern und eine Eiche. Nach einigen Jahren werden nur noch deren höchste Spitzen aus dem Sande ragen und nach einer Reihe anderer Jahre werden sie aus ihrem sandigen Grabe auferstehen, aber zerbröckelnd, vermodert, ein Spiel der Winde, wie die Totenreste, welche der Gräber aus einem alten Grabe auswirft. Es ist mir kaum jemals etwas interessanter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewesen, als dieser Kampf des Waldes mit der Düne. Die glasharten Quarzkörner spielen erst um den Fuss des Baumes, fressen seine Rinde an und bedecken ihn allmählich vollkommen. Die meisten Bäume ertragen diesen Tod aufrecht stehend wie ein Held. Manche sinken, andere brechen unter der ungewohnten Last. Hat doch selbst der Schnee diese Wirkung, wenn er Bäume verschüttet, wie viel mehr also nicht der Dünensand! Keiner aber entgeht dem sicheren Tode. Denn pulsiert das Leben des Baumes auch noch eine Zeit lang, die Rinde wird immer mehr zerfressen, der Splint vertrocknet und mit ihm die Zweige, welche über den Sand ragen. Wir halten sie anfangs für Buschwerk, aber es ist die Krone des tief vergrabenen Baumes.

Von der Höhe des ersten Hügels, gleich über dem bedrohten Walde, gibt es eine wunderbare Umschau. Nach Norden, bis nach Memel hin erstreckt sich die unübersehbare Sandwüste, begrenzt von den beiden Meeren. Nach Süden sieht man weit über den Schwarzorter Wald, der sich fast eine halbe Meile lang hindehnt, bis dahin, wo sich die Dünen der Nehrung im Horizonte verlieren, wahrscheinlich bis Nidden; ein gewaltiger Anblick.

Über dem Haff zur Linken glänzte die Sonne, so dass die ganze Wasserfläche glitzerte und das Auge geblendet den Anblick kaum ertragen konnte; in weiter Ferne verlor sich die Fläche und man erblickte das jenseitige Ufer des Haffs, flach und ohne hervortretende Punkte. Zur Rechten aber über dem tiefdunkeln Meere standen Gewitterwolken, die allmählich den hellen Himmel bezogen und nun mit der Sonnenhelle im Osten einen Kontrast bildeten, der schärfer gar nicht zu denken. Die Nehrung bildete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gerade die Wetterscheide. Bald wurde sie in tiefsten Schatten gehüllt, bald glänzte der Dünensand grell im Sonnenlichte.

Wieder schien die Sonne auf die Sandfläche, die hier ihre eigentümliche gelblich-weisse Farbe hatte, aber weiter nach der See schimmerte sie rötlich. Denn zum grössten Teile besteht dieser Dünensand zwar aus glashellen Quarzstücken, zum Teil aber auch aus roten Feldspat-Porphyren, und da diese letztern weit grösser sind als die Quarzstücke, so nehmen sie gern die Oberfläche ein und verleihen ihr diese eigentümliche, überraschende Färbung. Wenn ich von einer Fläche spreche, so denke man aber nicht an die Gleichmässigkeit einer Wasserfläche, vielmehr ist dieses Sandmeer durchweg mit einem Wellennetze bedeckt. Gleichen die grössern Erhebungen den Wogen des Meeres, so erinnern die Wellenlinien, welche wieder diese Erhebungen überziehen, an jenes Netzwerk, welches, wie auf einer Melonenschale, den Meereswogen nicht zu fehlen pflegt. Ja ich habe an manchen Stellen sogar wahrgenommen, dass noch ein anderes feineres Netzwerk diese Dünenwellen überzog, so dass man eigentlich ein dreifaches Wellensystem unterscheiden konnte.

Indem ich nach Norden einer Höhe zuschritt, auf der noch eine abgestorbene Kiefer in voller Grösse steht, erschrak ich fast, als ich einmal zufällig zur Linken sah und meinen Schatten erblickte, der sich ganz schwarz und mit den schärfsten Rändern auf dem Sande abzeichnete. Ein schattenloser Schlemihl dürfte sich auf diesen Dünen am allerwenigsten blicken lassen. Ähnliche scharfe Schatten habe ich nur noch auf den Schneefeldern der Alpen gesehen und auf einer ganz stillen, leuchtenden Wasserfläche. –

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von allen Dünenbergen der Kurischen Nehrung kommt keiner an Schönheit und Charakter dem schwarzen Berge gleich. Er steht nicht bloss einsam und majestätisch da wie ein König, er erfreut auch durch die unsagbare Feinheit seiner Linien, die mit nichts besser zu vergleichen, als mit den Formen einer antiken Statue. Der Sand duldet keine scharfen, gebrochenen Linien. Nur wenn er nass ist, kommt es zur Bildung von Spitzen und Kanten, die zuweilen an Felsen erinnern. Indem er überall einfliesst, ausgleicht, vermittelt, sind ihm recht eigentlich die weichen Formen notwendig. Dennoch darf man die Gebilde des Sandes keineswegs einförmig oder charakterlos nennen. Schon das allmähliche Aufsteigen der Dünen auf der Westseite und der plötzliche Absturz im Osten bilden einen stets neuen, überraschenden Gegensatz, eine Klimax und Antiklimax. Ich möchte dieses rhythmische Auf- und Niedersteigen am ehesten mit dem melodischen Leben des Pentameters vergleichen. Meist erscheinen die Flächen monoton, durch nichts unterbrochen, aber beim aufmerksamen Betrachten tritt ein reizendes Wellenspiel vor das Auge, ein oft unmerkliches Auf- und Niederwallen, das der Ausdruck eines feingeistigen inneren Lebens scheint. Was die Maler Modulation nennen, die Unterscheidung von Höhe und Vertiefung, Licht und Schatten, – nicht durch bestimmte Flächen, sondern durch ein oft unmerkliches Abstimmen, Abtönen der Lichter und Schatten, – kann vielleicht nirgends mehr empfunden, gelernt werden, als bei den Dünen. Auch bilden die Flächen nicht immer eine ununterbrochene Ebene. Wie auf der Wasserwelle ein zweites Leben sich entwickelt: die kleinen Wellen und Wellchen, welche sich kräuseln, entstehen und vergehen, so überzieht

oft ein seltsames erstarrtes Wellennetz die öden Flächen und deutet das Leben dieser Welt des Sandes an. Gegenwärtig und doch der Vergangenheit angehörig, ein Resultat des letzten Wehens, das über diese Sandwogen gegangen, erscheint uns dieses erstarrte Leben so grauenvoll wie das Antlitz einer Medusa, so ertötend wie ihr kaltes Lächeln. Der nächste Wind, der aus einer andern Richtung weht, wird diese Wellen auflösen, zerstören, die Körner in alle Winde streuen. Aber bis dahin bleiben sie, fest und unbeweglich, mit dem lebenhöhnenden Ausdruck der marmornen Totenmaske.

Auch an Farben sind diese Bildungen nicht arm. Wohl geht durch diese Sandflur ein einziger Ton, der im Schatten bläulich, in den Mitteltönen graulichgelb, im Sonnenlichte hellgelb, fast goldig erscheint; aber mit jeder leisesten Luft- und Lichtveränderung wandelt sich die Farbe. Während der Sand von jeder Lichteinwirkung so abhängig bleibt wie das Wasser, bewahrt er zugleich sein individuelles Leben, seinen «Lokalton», und erscheint uns darum in einem unbegreiflichen und seltsamen Doppelleben. Ich möchte daher sagen, ich habe bei den Dünen noch niemals eine oder die andere Farbe in gleicher Wiederholung gesehen. Auch bei wochenlangem Aufenthalte und in den verschiedenen Jahreszeiten findet man diese Welt ewig sich wandelnd und immer überraschend neu, wie das ebenso vielgestaltige Meer, das die Griechen ihre Sage vom Proteus erfinden liess. Ich müsste die ganze Skala der Farben-Töne und -Stimmungen erschöpfen, wollte ich eine Vorstellung geben von diesem Leben der Düne, deren Schatten Licht sind, während ihre Lichter oft nur einen Augenreiz hervorrufen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der schwarze Berg trägt nicht bloss alle jene seltsamen Farbenphänomene zur Schau, er stellt auch jene Form dar, welche ich für die den Dünen am meisten charakteristische ansehe. Zwar kommen hier die verschiedensten vor, vom abgeflachten Hügel bis zur Kette und zum monotonen Wall; es herrscht allerdings die Kuppe vor; aber zuweilen bringt es der Sand auch zu Bildungen, zu Spitzen, die ein Alpenbewohner unbedenklich als « Hörner » bezeichnen würde. Zumal dann, wenn wir in der Richtung einer scharfen Kante blicken – und eine solche ist bei allen Sturzdünen vorhanden – verläuft und gipfelt dieselbe schliesslich in einem solchen Horne. Wenn aber ein Dünenberg isoliert auf einer weiten Fläche steht, wie der schwarze Berg, so werden von dem herrschenden Westwinde seine beiden Flanken stärker getroffen und der Sand an ihnen schneller fortgeweht als sein Rücken. Dort dürfen die Körner einfach nur vorwärts eilen, hier aber werden sie erst den ganzen Rücken hinaufgetrieben, was eine bei weitem grössere Kraft des Windes voraussetzt. Die Flanken müssen sich also schon bei einem schwächeren Winde weiter bewegen, während der Rücken des Berges noch in Ruhe verharrt. Es werden sich also notwendig – immer in der Richtung des herrschenden (West-) Windes – zwei Flügel vorschieben, der Hauptmasse des Berges vorauseilen, ohne sich von ihm loszulösen. Mit dem Hauptkörper zusammen werden sie aber eine cirkusartige Vertiefung bilden, die man am ehesten mit den Sitzreihen eines offenen antiken Theaters vergleichen könnte. Da nun die der Hauptwindesrichtung abgewandte (östliche) Seite eines Dünenberges zur Sturzdüne werden muss, weil die vom Winde über den Gipfel des Berges geführten Sandkörner hier, wo die Kraft

des Windes sofort nachlässt, nur ihrem Gewichte folgend, hinabrieseln, also einen vollkommnen gleichen Abhang bilden, und die beiden vorgeschobenen Flanken sich diesem Absturze unmittelbar anschliessen, so besteht ein solcher Dünencirkus immer aus einer rings steil abfallenden Fläche. Dieses Gesetz der Bildung bleibt dasselbe und immer erkennbar, obwohl der ganze Berg sich in einer dauernden, vorschreitenden Bewegung befindet. Es ist denkbar, dass der eine Flügel sich einmal schneller vorschiebt als der andere, sich wohl gar von der Hauptmasse loslöst und nun auf eigene Hand hastig weiter eilt, – und als einen solchen losgelösten Flügel möchte ich den flachen Dünenhügel ansehen, welcher sich gegenwärtig östlich von dem schwarzen Berge befindet, – in den meisten Fällen wird der ganze Berg aber in geschlossener Ordnung wandern. Ruhig schiebt sich die Masse weiter; und wie gleichmässig dieses geschieht, erkennt man daran, dass der untere Saum des Cirkus eine stete scharfe Grenze gegen den frischen Rasen bildet, über welchen die Düne wandelt. Man glaubt kein Spiel des Windes, sondern ein mathematisch konstruiertes Menschenwerk zu sehen. – Bei vielen dieser Dünenberge hat sich in der Mitte des Cirkus, wahrscheinlich von dem Drucke, welchen der Berg auf den Sandboden ausübt, ein Teich gebildet, von Schilf umkränzt, die gefährlichsten Triebsandstellen bildend, sobald das Wasser verdunstet. In diesen Teichen spiegeln sich die hellen Abhänge und erzeugen ein sonderbares Doppelbild.

Das Schicksal des schwarzen Berges ist unschwer zu erkennen. Er wandert wie alle Sturzdünen, zwar nur langsam, aber er nähert sich mehr und mehr dem Haff, von dem er nur noch wenige hundert Fuss entfernt ist, und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wird sich einst in ihm ertränken, wie die Berge vor ihm, wie die ganze Dünenkette, die dem Untergange geweiht ist. Dann werden auch die Weidenbäume der alten Memeler Strasse wieder zum Vorschein kommen, welche der schwarze Berg begraben, und von denen noch ein paar an seinem südöstlichen Fusse stehen geblieben sind, zwei noch freundlich grünend, der dritte aber vertrocknet und der vierte im Sande vergraben.

Von der anhaltenden Hitze hatte sich über dem lockern Sande eine Kruste gebildet, welche zuweilen von dem Fusse zerbrochen wurde. Auch auf dem Schnee kommt eine solche Kruste vor, als Produkt starker Kälte. Leicht liess sich der schwarze Berg vom Rücken aus ersteigen. Wohl befindet sich der Wanderer nur einhundertundsiebzig Fuss über dem Niveau der See; aber nicht die Dinge an sich bestimmen den Eindruck, sondern die Vorstellung von ihnen, und der Fremde wird sich mit eigentümlichen Empfindungen vergegenwärtigen, dass diese Masse, darauf er steht, aus unzähligen Sandkörnern, also aus Individuen besteht, welche aus dem Meere aufgetaucht, weiter gewandert, sich aneinander geschlossen und endlich diesen Berg gebildet haben. Ein jedes dieser Körner ist eine Stunde lang gewandert, hat Flügel gehabt, ist von der Luft davongetragen und nach kurzem Leben zu Boden gefallen und von den nachfolgenden Genossen begraben worden. So ruht es Jahre lang, erst dicht unter der Oberfläche, dann weiter, tief im Schosse des Berges. Aber wie die Jahre verrinnen, nähert es sich mehr und mehr seiner Auferstehung auf der andern Seite des Berges. Es fällt die Hülle. Der Wind stürzt in den Berg. Wieder das kurze Traumleben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

An dieses Schicksal eines Sandkornes wird der Wanderer gemahnt, wenn er auf der Gipfelkante steht und den Blick rings um sich schweifen lässt. Dort ein Meer, hier das andere. Ein reiches Fruchtland ringsum bedroht von Unholden, die in dem glühenden Nebelduft verschleiert, verschwommen daliegen. Die nächste Nähe wird zur Ferne.

ALEXANDER VON WARSBERG

Livato.

So ungünstig mir der Eindruck der Insel von der See aus geworden, so kahl und nackt und melancholisch mir auch das Bild des engen Hafens und der erdrükkend nahe stehenden Gebirge erschien, mahnend an die Aussicht von Desenzano auf den Gardasee: so viel Freude gab mir die Fahrt durch den weiteren Bezirk von Livato.
Wir fuhren in leichtem Gefährte zuerst landeinwärts in die Tiefe der Bucht von Argostoli auf ebener Strasse, dann die Schneide des Isthmus empor, der dort zwischen dem Hafen und dem Meere liegt. Rechts sind linde Hügel, vor ihnen fruchtbare Ebenen. Alles voll Reben, Korinthen, wolligem Ölbaum, lichten weissen Ortschaften, ein Bild des leibhaftig gewordenen Gottessegens, nicht unähnlich dem von Korfu. Links lässt man knapp über der letzten Uferausrundung der Hafenbucht die cyklopischen Mauern der Akropolis von Krane und kommt einem Kegel, einem Pyramidenberge näher; man könnte ihn beinahe als einen Obelisken schildern, so steil und spitz ist er, auf dessen nicht niedrigem Gipfel die Ruinen der Feste San

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Giorgio, oder, wie die Venezianer das grosse Schloss nannten, das auch ihre Residenzstadt in sich schloss, die Ruinen von San Marco türmen. Das ist ein kecker, malerischer Schmuck der Landschaft, dessen blosses Ansehen schon den Charakter von Zeiten begreiflich macht, da auch die Stadt Korfu sich mit dem engen Raume ihres zweifach gekrönten Festungsberges begnügen musste. Manchmal erzählt ein Bild mehr als ganze Bände von Chroniken, und man kopiert dann an solchen Orten mit dem Pinsel nicht nur die Landschaft, sondern auch die Geschichte.

Hinter dem Schlosse von San Giorgio, auch mit immer schöner werdenden Linien, steht die Wand des Monte Nero, dieses höchsten Berges aller dieser Inseln, der als Änos dem Zeus einen weitberühmten Beinamen durch die ganze antike Welt gegeben hatte und dessen Opferfeuer vom Peloponnes wie von Akarnanien aus begierig von den Augen der Gläubigen gesucht und andächtig gesehen wurden. Der heutige italienische Schiffer, selbst Kapitäne von grossen Dampfern haben in diesen Meeren noch etwas von der ehemals durch das ganze Altertum verbreiteten Achtung für diesen heiligen Berg bewahrt. Seinen Gipfel will man noch mit Opferknochen durchsäet gefunden haben. Den Zeuskult des Berges beweisen auch Münzen der Insel, die, hier geprägt, den Kopf des Göttervaters von Lorbeeren umschlungen und auf der Kehrseite einen Tannenzapfen der besonderen Baumart zeigen, welche dem Monte Nero seine dunkle Farbe, seinen schwärzlichen Namen gibt und ihm in der ganzen Welt allein eigentümlich ist.

Die nächste Umgebung der Strasse ist mit ungeheueren Stauden der Agave gestachelt. Aber auch schmückende Blütenstengel ragten daraus in Menge. Sie wuchern hier

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch üppiger als auf Korfu. Der Süden spricht sich in nichts kräftiger aus als in seinem Unkraute. Und keine seiner Hieroglyphen ist mehr in die Augen stechend als diese der Agave, des Cactusgewürms und der Palmen. Palmen und Cactus sah ich indessen hier weniger als auf Korfu. Steineichen hingegen zäunen dicht die Wege ein und der Sparti, der gelbe Ginster, grünt hier höher und trägt jetzt schon mehr Blumen. Eine gelbe Kamille, auf das schärfste duftend, die in Korfu nicht ist oder wenigstens noch nicht dort blüht, deckt hier eben den Boden in einer Fülle, wie bei uns das Gänseblümchen die Wiesen weiss verkleidet.

Von der Höhe der Hügel, welche die Strasse gemächlich ersteigt, erschliesst sich ein endlos weiter Blick auf die freie See. Im Süden links, nun durch andere Beleuchtung deutlicher sichtbar, erschien das runde Gebirge von Zante ganz nahe. Seine abgebrochenen Ufer waren tief eingeschattet, lichtrot wo die Sonne ihre Kanten traf.

Der schönste Blick ist von Metaxata, einem Dorfe, das in einem kleinen Hause Lord Byron beherbergte. Das Haus steht heute malerisch in braunen Ruinen, als sei seitdem keiner würdig befunden worden, es wieder zu bewohnen. So verfallen in Attika die Tempel und auf Troja die Gräber, und der englische Dichter, der Griechenland so sehr liebte, teilt billigerweise mit den griechischen Göttern und Helden schon dasselbe Geschick. Es ist aber das vermorschte Häuschen einstweilen nur in einem langen Prozesse befangen. Er indes wird nicht fehlen, wie dort die Zeit, das Alter, das Unwetter und, mehr als alle diese Ungunst der Natur, die Barbarei der Menschen getan, es gründlich zu Grunde zu richten. Keine Scheiben füllen schon jetzt mehr die Fenster. Der Hof ist offen und wüste. Eine hinfällige Freitreppe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

steigt zum ersten Stockwerke hinauf. Auf der Türschwelle oben, zwischen den grauen Mauersteinen heraus keimte ein Kamillenstrauch, Anthemis tinctoria. So pflanzen Menschen Blumen auf Gräber. Hier tat es zum Danke, weil er sie so heiss geliebt und unsterblich besungen, die zufällig waltende Natur. Das ist Versöhnung und Ausgleich, den die Menschen weigerten, und wenn man diese unwillkürliche und doch so sinnvolle Gabe des Himmels sieht, die ein treues Andenken wenigstens der Weltseele ausspricht, dann trägt man manches Leiden der Gegenwart leichter. Sie zeigt, dass es eine jenseitige und dann unsterbliche Belohnung gibt, und mich machte dieser Blumenstrauss auf der Schwelle von Byrons Wohnstube, wo er so viel gedichtet und geschrieben, gläubig an den schönen Grundgedanken der Metamorphosen des Ovid, dass auch alles menschlich Geborene, wenn es dichterisch schön und edel ist, unverwelklich weiter lebt, nur in einer leichten Verwandlung der Natur.

Der Monte Nero fällt mit einem weit hinaus gezogenen, dann steil abgeschnittenen Kap in die See. Ein Inselchen, ein Fels, schiffsähnlich wie das versteinerte des Odysseus vor den Küsten von Korfu, ankert in der Bucht. Auch hier ein Kloster darauf. Dass die Insel die des Zeus heisst, lässt mich glauben, dass der heutige Bau nur die Überlieferung eines altgriechischen Gotteshauses fortpflanze, denn auch die Gottheiten vererben und beerben sich.

Üppig grün bewachsen, voll Garten- und Weinpflanzungen, Öl- und Feigenbäumen wellt der Hügel neben der Strasse und unter den Dörfern zur Küste hinab. Höher hinauf krönen ab und zu mächtige Pinien den Kamm des Gebirges oder einzelne vorstehende Uferaussprünge.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Immer fassen Aloen und Agaven zwischen Steineichen wuchernd in wildester Verkrümmung die Hänge und Wände neben der Strasse ein. Sie stürzen sich förmlich herab und leben doch noch weiter. Unten in einer Giessbachschlucht, welche die Strasse auf einer Brücke überspannt, geht es wie in einem Drachenzwinger zu. Man glaubt mächtige stachlige Ungeheuerleiber sich regen und Ungetüme die aufgesperrten Rachen mit drohenden Zähnen hinaufrecken zu sehen.

Die Sonne dieses schönen Tages sank, da ich mich auf der Strasse, die dem Meere immer näher gleitet, nun mit dem Gesichte gegen die nördliche Einbuchtung des Golfes von Livadien wendete. Man umkreist auf diesem Wege die ganze Halbinsel von Livato, wie sie trennend zwischen dem grösseren Golfe von Livadien und dem kleineren Hafen von Argostoli liegt. In ihrer Mitte stehen felsige Hügel. Links, jenseits des Golfes, hatte ich jetzt leise gehoben die Höhen von Luxuri, des Dulichionischen Halbinsellandes; vor mir, beinahe flach, den niedrigen Linienzug, der dieses westliche Vorgebirge Kephalloniens an seinen mächtigen Rippenstock des zentralen Inlandes knüpft; diesen selbst, welcher Same, das andere homerische Land, völlig verbirgt, zur Rechten, gewaltig und majestätisch, vielredend und sich auf die Seele legend. Alle diese Umrisse sind lang gezogen, eben und nur in grossen Absätzen niedersteigend, also voll von jenem edlen Schwunge, den man allem südländischen Gebirge anmerkt, wenn man es nur einigermassen von entfernterem Standpunkte überschaut. Denn Ideale bestehen überhaupt nur für die Ferne, alles Nahe ist real.

Die Körper dieses Gebirges waren einig silbergraublau,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kein Detail darauf mehr zu erkennen. Nur Schattenrisse, Farbenkomplexe standen vor mir. Über ihnen, auf dem Horizonte, lag ein blasses absterbendes Rot. Ein paar Federwölkchen nur, heisse Seufzer des erlöschenden Tages, schwebten darin. Die See zu Füssen der Berge in dem stillen Flusse des tiefeingeschnittenen, nur schmalen Golfes war silberhältig. Nicht ein zitternder Lichtstreifen zog mehr durch ihren regungslosen Spiegel. Kein Segel stand darauf, so tief der Golf ist, und so breit und weit das freie Meer erscheint. Nur hart am Ufer, das unter mir lag, glühten noch einige rote Feuerstreifen im Widerschein des Abendhimmels. Es war ein gepenstig traumhaft und ahnungsvolles Licht, zugleich der Nacht sich freuend und den verlorenen Tag bedauernd, die Wehmut bildlich dargestellt. Dort greifen felsig schwarz und zerklüftet, starr und baumlos, lang und flach gestreckt einige Landzungen in die See, den Golf hinaus. Mir fiel das Bild ein, das Rottmann mit schon gesunkenem Tage von dem Golfe von Epidauros in den Griechensaal der Münchner Pinakothek gemalt hat. Nur Agavenstauden, kein anderes Wachstum sonst mehr hier, umstehen diesen einsamen Teil des Weges. Sie waren wie Geistererscheinungen, denn erschrecklichere Gestalten bringt die Gespensterwelt des Südens nicht zu Stande.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ALEXANDER VON WARSBERG

Ithaka.

Man muss sich Ithaka von Norden nach Süden gestreckt, lang aber nur schmal, im Norden noch hochbergiger als im Süden, und in der Mitte beinahe entzweigeschnitten vorstellen durch einen von Osten nach Westen eingreifenden Golf. Die Gebirgsseele des Nordens ist der Neriton, die des Südens der heutige Stephansberg, der ehemalige Neïon. Beide sind dort, wo der Golf die Insel teilen wollte, durch zwei kleinere Kegel, den Adlerberg, Monte Aëtos, und den noch niedrigeren Palaea Moschata an einander gekettet. Der einschneidende Golf wird in seinem letzten Grunde die Bucht von Aëtos, in seiner ganzen Länge der Busen von Molo genannt. An der Nordseite ist er steil und völlig unzugänglich umufert, im Süden greift er mit vielen sehr ausgezackten und verzweigten, für die Schiffahrt äusserst bergsamen kleineren Häfen in das Felsenland der Insel ein. Und an einer dieser gesicherten Seitenbuchten, wo die Schiffe wirklich auch bei dem schlimmsten Winde ohne Anker und Ufertaue ruhen, hat sich die Neustadt Vathy angesiedelt. Um zu ihr von der Westküste und der Uferstelle, wo ich gelandet, zu gelangen, muss man zuerst in den Sattel hinauf, der zwischen dem Monte Aëtos, dem angeblichen Schlossberge des Odysseus, und dem Stephansberge, dem homerischen Neïon, die Brücke bildet.

Steil unter dem Pfade liegt die See. Ölbäume, die in wilder Zerstreuung im Geklüfte des Berges hängen, neigen sich darüber. Sie war tiefblau und wurde es noch mehr durch den Kontrast des lebendigen Grüns.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es nachtete bereits da ich diesen Weg hinaufstieg. Der Schatten des Adlerberges deckte mich mit breitem Flügelschlage. Entzückend war das Bild, welches ich aus diesem kühlen Dunkel schauend noch sonnenverklärt fand. Nicht das Meer und nicht ein Kanal mehr erscheint hierher die Strasse von Viscardo. Es ist ein Alpensee, den man unter sich zu haben wähnt. Am ähnlichsten ist ihm durch Gestaltung des Beckens und der umgürtenden Berge, durch Farbe der Luft und der Flut der Lago Maggiore von Stresa aus gesehen. Der Golf von Same und der kleinere von Pisso-Aëtos, Kephallonia und Ithaka runden und schliessen sich zu einem Wasser und zu einem Lande. Kaum merklich für den, der es nicht schon weiss, bleiben rechts und links die Ausfallspforten nach den Meeren von Korfu und Zante. Den Hintergrund sperren die Gebirge von Kephallonia, mächtig und vielbedeutend, kein Haupt aber sich merklich durch Zackung und andere Eigentümlichkeit aus der Gesellschaft hebend. Es ist auch dadurch, dass dieses verschmolzene Seebild zweier Golfe und Inseln Ähnlichkeit mit den Ufern des Lago Maggiore hat.
Tiefe Schatten lagen in den Schluchten von Kephallonia. Blau war die regierende Farbe, blau die Luft, blauer das Gebirge, aber am blauesten das Meer. Dieser Golf, so gesehen vom dichterischen Boden Ithakas aus, war auch ein Bild im Rottmannschen Stile. In den Pass hinüber, als ich auf der anderen Seite der Insel nach Vathy abstieg, schimmerte sogar zwischen dem Neïon und Aëtos hindurch von Kephallonia her etwas von dem milden Goldlichte, welches Aulis verklärt auf dem Bilde der Münchener Pinakothek. Ich nahm es als Heiligenschein der unsterblichen Grösse Griechenlands, der auch hierher gehört. Weil ihn

noch kein Maler um Ithaka gelegt, schlug ihn nun die Natur selbst darum, so hehr und licht als ihn bisher nur die Dichtkunst ihm gegeben hat.

Kaum über den Pass von San Giorgio, hat man sofort wieder Meer unter sich, das kleine von Ithaka, den westwärts von Osten her lang und schmal wie eine Zunge in das Inselland einspülenden Golf von Aëtos.

Ein milder Widerschein jener Heiligenverklärung lag noch unten ganz im letzten Winkel dieser Bucht, und ein paar schwarze Cypressen und trauerweidenartige Ölbäume neigten sich darüber. Es war Friedhofslicht und Friedhofsstimmung in der Landschaft, und wie Gräber sah ich das Ganze, Gräber des Telemach und der Penelope, und der Neriton selbst erschien mir wie ein Tumulus des Odysseus, ganz Ithaka wie «ein grosses und weit bewundertes Denkmal», aufgeschüttet dem Andenken des Homeros,

Dass es fern erschiene den meer-
durchschiffenden Männern,
Allen, die jetzt mitleben und spät
aufblühn in der Zukunft.

Ein saftiges Tal steigt mit dem Passübergange zwischen dem Aëtos und dem Neïon zum Golfe hinab, voll von Ölwald und Citronen, Quitten, Granaten und Japanischen Mispelgärten, alles rebenumsponnen. Ein kleines weisses Häuschen, nur zwei Fenster breit, vor diesen Gärten, auf dem Saume der Bucht, ist die einzige Wohnung in diesem verzauberten und bezaubernden Meerwinkel. Es lässt sich kein bequemerer Rückzugspunkt für einen Gelehrten oder Dichter denken, der nur studieren und arbeiten will und sich bescheiden kann, weil er den Stoff und die Anregung seines Werkes in sich selber trägt, als diese Klosterzelle des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aëtos. Überhaupt Inseln sind die besten Schreibstuben. Sie geben zugleich den Raum und die Grenze der Bewegung, dass das Auge den Fuss nicht zeitversäumend allzuweit verlocken kann. Denn wir bedürfen bei der Arbeit ebensowohl der Beschränkung als immerwährender Sehnsucht.

CARL VON HÜGEL

Kaschmir.

Das Tal von Kaschmir hat an seiner Südseite sanft aufsteigende Anhöhen; der Abfall des Pir Panjahl ist mit der üppigsten Vegetation bedeckt, und das Auge steigt stufenweise empor, über die herrlichen Formen und Farben der immer höher und höher sich erhebenden Berge, bis zu den tausend Schneekuppen der höchsten Gebirgskette. Auf dieser Seite liegen zwischen den allmählich auslaufenden Hügelreihen grössere und kleinere Täler, in deren Mitte die reinsten Gebirgswasser fliessen, welche höher aufwärts zahllose Wasserfälle bilden. Dies ist die romantische Seite Kaschmirs. Von den offenen, mit einer südlichen Vegetation bedeckten, kleinen Ebenen gelangt der Wanderer bald an die Ufer eines Flüsschens, welches sich sanft durch den tiefen, fruchtbaren Boden schlängelt; je weiter er fortschreitet, je enger wird das Tal; je höher die Berge werden, je näher rücken sie zusammen; dann wird die Pflanzenwelt für den Europäer um so reizender, als sie mehr mit jener seines weit entfernten Vaterlandes verwandt ist. Äpfel-, Pflaumen- und Aprikosen-Bäume, von Reben umschlungen, wachsen hier wild; Ulmen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weiden verbergen die Ufer des Flusses, der sich durch das Rauschen über herabgerollte Steine kund gibt; Weissdorn und Pfaffenköpfchen umgeben weit ausgebreitete Ahorn- und Linden-Bäume oder ungeheure wilde Kastanienstämme, in deren Schatten Lilien und Narzissen, Rittersporn und Eisenhütchen, türkischer Hollunder und Rosen blühen. Weiterhin gegen den Ursprung wird das Flüsschen zur schäumenden Katarakte, die über schwarze Felsen dahin stürzt. Da beginnt die Region des Nadelholzes, vom majestätischen Deodar, der Ceder des Himalaya, übergehend zu Tannen, Fichten und Föhren. Noch höher oben teilt sich das Flüsschen in mehrere Bäche, die durch enge Schluchten fliessen und in beständigen Wasserfällen in weissen Schaum aufgelöst in Abgründe stürzen. Alpenpflanzen beginnen hier unter vom Schnee niedergedrückten Erlen und Birken, mehrere Gattungen Rhododendron und Daphne, und nach diesen, auf einer bereits zwischen dem ewigen Schnee liegenden Ebene, erscheint eine fremde Pflanzenwelt, die sich nur wenig vom Boden erhebt. Auf der Höhe angelangt, wo man bald auf dem mit einer festen Kruste überzogenen Schneefelde fortwandert, bald auf unbedeckten Steinen emporklimmt, und dann vorsichtig mit dem Wanderstabe umhertastet, ob der lockere Schnee keinen Abgrund bedecke, kommt man auf eine der hohen Spitzen, von der sich eine unvergleichliche Aussicht eröffnet. Nach Süden schweift der Blick über den, auf dieser Seite des Pir Panjahls kahlen und Schauder erregenden Abgrund und dann, über mehr als zwanzig Bergreihen und Täler hinweg, nach der Ebene des Panjabs, die mit den glühenden Dünsten des indischen Bodens bedeckt ist. Zur Rechten und Linken sind Schneefelder, und endlos hinter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einander aufsteigende Schneeberge sichtbar; in diesen Richtungen, und wäre es dem Auge vergönnt dreimal so weit zu sehen, als dem menschlichen Blicke in die Ferne zu dringen vergönnt ist, so würde es dennoch nichts als die starrende Region des ewigen Winters in wechselnder Form, und dennoch in toter Einförmigkeit erspähen. Wie reizend ist der Kontrast in nördlicher Richtung nach dem Tale hin. An einem hellen Morgen folgt der Blick den ununterbrochen auslaufenden Bergen in die Tiefe des Tales, welches mit dem hellen Grün der Saaten bedeckt, mit Dörfern und Baumgruppen besäet ist, und von Alleen und Kanälen durchzogen wird; dort strömt die Jilum stolz dahin, deren Ufer mit Städten, Burgen und Palästen geschmückt sind. Jenseits des Tales steigt das Gebirge in kühnen Formen empor, die weisse Farbe des Schnees bringt dem Auge den höchsten Punkt näher, als jeden anderen Teil des Gebirges, die Schneeberge scheinen daher die Ebene wie eine Mauer zu umgeben. Über diesen erheben sich fast an beiden Enden des Tales der Diamal, und die weisse und schwarze Doppel-Pyramide des Mer und Ser, als seien sie das Denkmal der Schöpfung, als Gott Tag und Nacht trennte.

Nach dem Süden des Tales, von dem wir eben sprechen, muss der Zoolog und Botaniker seinen Weg nehmen, um neue Gegenstände zu entdecken, oder bekannte in nie gesehener Pracht zu finden. Hier sind die dichtesten Wälder mit offenen Ebenen untermischt, und der Wanderer durch diesen Teil Kaschmirs findet weder einen durch die Axt gefällten Baum, noch die zahllosen Blumen durch den Fusstritt eines lebendigen Wesens niedergedrückt. Dort herrscht vollkommene Einsamkeit; die Schätze der Vegetation, die Schönheiten der Natur sind verschwenderisch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aufgehäuft, ohne dass ein menschliches Wesen sie geniesst; geräuschlos fliesst der Bach dahin, kein Lüftchen rauscht durch die bewegungslosen Blätter der Bäume, und die tiefe Stille wird nur durch die süssen Töne der blauen Amsel und des Bulbul (der Nachtigall Kaschmirs) unterbrochen. Diese, wie in den Tagen des Paradieses, nahen sich furchtlos dem Menschen, und bilden auf seiner einsamen Wanderung seine treuen Begleiter.

Der tiefe, fruchtbare Boden in diesen Seitentälern ist unbebaut, die grosse Ebene in dem Haupttale selbst, ist seit langer Zeit zur Ernährung der Bevölkerung hinreichend.

Die Nord-Seite des Tales, unter den Gebirgen Tibets, ist von der eben beschriebenen Süd-Seite höchst verschieden; die Berge steigen plötzlich zu einer bedeutenden Höhe empor, und bieten dem Geologen ein weites Feld dar. Nur wenige Bäume wachsen auf dieser Seite, und die Flüsse bilden in ihrem weiten steinigen Bette eine ununterbrochene Katarakte; die Ufer, ebenfalls mit Steingerölle bedeckt, sind vollkommen kahl, kaum ein Grashalm ist zu finden; Steine sind über Steine gehäuft, Felsen über Felsen getürmt, fast ohne alle Vegetation. Das Ersteigen dieser Seite des Gebirges ist höchst beschwerlich; die Felsen bestehen nach kurzem Steigen aus ungeheuren Massen, die an mancher Stelle durch ihre schräge Richtung dem Fusse des Wanderers keinen sichern Tritt gestatten. Von den höchsten Punkten kann man kaum irgend etwas von dem Tale sehen, weil es unter den ersten senkrechten Gebirgsreihen versteckt liegt. Fast nach allen Seiten erblickt man nichts als endlose Schneeberge. Es ist dies eine der traurigsten Aussichten, die ich kenne: kein Baum, kein Vogel, kein lebendes Wesen ist zu sehen; in diesen Höhen herrscht

eine Stille, die ich schauerlich nennen möchte, und der Name Raan, «die Wüste», welchen die Eingebornen dieser Berggegend beigelegt haben, ist höchst passend.
Auf den unter den höchsten Punkten liegenden Anhöhen, dicht unterhalb der Schneelinie, finden sich, bis zu einer Höhe von fast fünfzehntausend Fuss, Saxifraga und Juniperus, etwas tiefer kommen Birken, und dann Fichten und Föhren vor.

LUDWIG STEUB

Südtirol.

Nach dem langen Winter fand ich mich wieder auf einer Blumenterrasse im Etschland, in einem schönen Garten bei Bozen. Hier am Lorbeerbusch träumt Schiller im bleichen Marmor, dort erhebt sich Goethes gebieterisches Haupt, und in der Geissblattlaube ist der verständige Nestor aus Prinz Zerbino aufgemalt wie er im Garten der Poesie mit den Dichtern wortwechselt – alles freundliche Wahrzeichen, dass auch um diese letzte Stadt deutscher Zunge der deutsche Genius ein geistiges Band geschlungen habe, das sie dem grossen Ganzen vereint. Ringsherum wiegen sich im Morgenwinde mannigfaltige Rosen, Georginen und Azaleen, während seltsame Cactusgesträuche, Aloen und andere exotische Gewächse in unbewegter Ruhe prangen. Gegen die Höhe steigen, das liebliche Plateau umfassend, cyklopische Mauern auf, welche Weinlauben, Ölbäume, nebst manchem Belvedere tragen und sich in den grünen Buschwald verlieren, der die ungeheure Porphyrwand weich wie Sammet überkleidet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus den Ritzen dieser Steinlager wachsen wilde Opuntien empor, welche, so ärmlich sie herumkriechen, doch an die blauen Berge erinnern, die ihren Scheitel im ionischen Meere spiegeln. In der Niederung liegen Weingüter, samt und sonders in zierlichen Bogengängen, und aus den Weingütern steht die Stadt auf, im dünnen Morgenflore, mit dem braunen feinen gotischen Pfarrturm, der sein fleissiges Geläute erbauend herüber hallen lässt. Über der Stadt hinaus führt das Tal an der schlängelnden Etsch hin nach Italien, eine schmale Ebene, die sich im engen Einfange senkrechter Felsenmauern hinunterstreckt bis an die Klause von Verona. Man sieht in viel blaues Berggeschiebe, das sich geheimnisvoll in einander drängt. Zur rechten Seite in ziemlicher Nähe schiesst die rote Wand der Mendel auf, und ihr zu Füssen dehnen sich lockend die milden Höhen von Kaltern, voll Dörfer, Höfe, Landsitze und Burgen. Dort drüben, an den Pforten der Weinkammer von Tirol, ragt die stolze Ruine von Sigmundskron, und vom steilen Berghang herab glänzt Hohen-Eppan, die glorreiche Feste, jetzt zwar gebrochen, aber noch immer bedeutsamen Ansehens, fast wie ein galiläisches Bergstädtchen in Merians Bilderbibel. Neben ihr liegen noch andere Burgen, diesseits der Etsch Haselburg und Weinegg, weiter oben Carneid, da wieder eine Feste, dort noch ein paar und wieder ein paar.

Die Stadt ist ohne viele Zierlichkeiten, aber gut gebaut, voll hoher fester Häuser, mehr altertümlich als neumodisch. Die Hauptstrasse, schon in der ersten Anlage auf die Hitze des Sommers berechnet, ist etwas eng und finster ausgefallen, hat aber geräumige Bogengänge, Lauben genannt, unter denen auch in der wärmsten Jahreszeit eine kellerliche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kühle duftet. Fast an allen Häusern sind Erker angebracht, zur lustigen Aussicht Strass' auf und ab. Im Innern dieser Gebäude überraschen die grossen Räume: die weite Hausflur, die mächtigen Stuben und insbesondere die eigentümliche Lichthaube, ein mitten im Hause stehender Hof, oben mit schwebendem Dach überlegt, unten durch sprudelnde Brunnen belebt, eine notwendige Vorratskammer, von wo aus Kühlung und frischer Luftzug in alle Gänge und Gemächer sich ergiesst. Die italienischen Landleute die auf dem Markt sitzen oder unter den Lauben rasten, die italienischen Aufschriften über deutschen Warengewölben, das offene Leben vor den Kaffeehäusern, die zerlumpten Jungen die sich dienstfertig um den ankommenden Fremden drängen, und manches andere erinnert, dass man an den Toren von Welschland steht.

Auch die Fauna erhebt sich mit geilem Schwunge bis zur Erzeugung des Skorpions. Ferner gibt es etwa tötliche Vipern, die man hier zu Lande schlecht und recht Beisswürmer nennt. Im Pflanzenreiche kommt fast alles fort, was in Hesperien wächst. Wer die Süssigkeiten des hiesigen Herbstes gekostet, die wonnevollen Trauben, die feinen Pfirsiche und alles was mit ihnen aus den Gärten kommt, der wird immer mit Sehnsucht daran denken, wie die reisenden Matrosen von Ithaka an die Lotosfrucht. Sehenswert sind auch die Bozner Gärten. Wenn zu den warmen Lüften noch die Kunst des Blumenwärters und der Reichtum gartenfreundlicher Familien kommt, so muss Flora allerdings ihre ganze Pracht entfalten.

Die günstige Lage hat die Stadt schon in frühen Zeiten zu grosser Wohlhabenheit geführt. Gerade hier, in die Landzunge zwischen Etsch und Eisack mündet der befahrenste

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Strassenzug aus Italien nach Deutschland, um sich in zwei Arme zu teilen, von denen der eine über den Brenner nach Bayern, der andere über Finstermünz und den Arlberg nach Schwaben geht. Beide Pässe, die niedersten, die über die Alpen führen, waren von jeher für Römerfahrten, für Heereszüge, für Pilgerschaft und Handelsverkehr stark benützt. Die uralten romanischen Kirchlein in der Stadt und der Umgebung, mit ihren massiven weissen Turmhauben erinnern noch an die lombardischen Zeiten, wo die Stadt auch schon ihre Bedeutung hatte. Uralt sind auch die vier Bozner Messen, die jetzt freilich sehr herabgekommen.

So grossartig schön der Talkessel von Bozen auf allen Seiten ist, so fehlt doch jene angenehme Bequemlichkeit, seine Reize lustwandelnd einzuschlürfen, und jener leichte Zugang, der die Gegend von Meran doppelt anziehend macht. Ausserhalb der Stadt, jenseits der Talferbrücke ist ein kurzes Lustwäldchen, wo an Sonntagen die Jägermusik aufspielt, zu gleicher Zeit ein Sammelplatz der schönen Welt; sonst ist in der Ebene wenig zu finden. Die Weingärten sind nach italienischer Sitte mit hohen Mauern umgeben die den Ausblick hindern, und zwischen diesen Wänden gehen die Wege durch in langweiligster Begleitung. Andrerseits steigen die Porphyrwände allenthalben steil hinan, so dass sie bei der Hitze der guten Jahreszeit nur in früher Morgenstunde und am späten Abend mit erträglichem Schweiss und Herzklopfen zu erklettern sind. Der mildeste solcher Steige etwa zieht zum Kalvarienberge hinauf, wo das Kirchlein zum heiligen Grabe auf mässiger Höhe über dem Eisack liegt; beschwerlicher schon ist das Aufklimmen nach dem alten Schlosse Haselburg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

oder Küepach, das jetzt allmählich zerbröckelt. Von beiden geht eine herrliche Aussicht über die Stadt hin, auf die Weinhügel von Kaltern und die rote Mendel welche darüber aufsteigt, ins Meranertal aufwärts und gegen die blauen Anfänge von Italien abwärts. Auf dieser Seite des Eisacks führt auch ein schmaler Pfad, zwischen Wasser und Berg eng sich hinwindend, nach dem Dörfchen Campill, eine halbe Stunde weit entlegen, wo in der alten Kirche alte Wandmalereien italienischer Schule zu sehen sind, die derselben Zeit angehören wie jene, welche die stille Kirche St. Johann am obern Ende der Stadt ausschmücken.

Noch einen Spaziergang haben wir zu erwähnen, den lieben, einsamen Gang über die Wassermauer, an der Talfer von der grossen Brücke hinauf bis zum Schlosse Klobenstein, jetzt St. Antoni genannt. Die Wassermauern sind in Tirol ein Ding das viel Sorge und viel Geld kostet, feste dicke Wehren gegen die tückischen Wildbäche, die zu einer Zeit so unschuldig vorbeimurmeln, in andern Tagen wieder mit vollem Rasen daherstürmen, menschenfeindlich, zerstörungslustig, fast unbezähmbar. Wie die Meraner ewig mit der Passer kämpfen, so die Stadt Bozen seit sie auf Erden ist, mit der Talfer. Das Bett des Baches liegt um einige Fuss höher als die Grundfläche der Stadt, und wenn jener einmal so viel Wasser aufbrächte um die Dämme zu überfluten, so würde sich ein See durch die Gassen ausbreiten bis hinüber zum Eisack. Man behauptet, dieses Flächenverhältnis habe sich erst mit der Zeit gebildet, indem die Talfer alle Jahre neuen Schutt aus dem Gebirge herauswälze und so ihr Bett fortwährend erhöhe; gleichwohl ist schon einmal vor sechshundert Jahren Graf Meinhard von Tirol auf den Gedanken verfallen, zum Schaden des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bischofs von Trient, der die Stadt inne hatte, die Wassermauer zu durchbrechen und die Talfer in die Strassen von Bozen zu senden; wonach man annehmen möchte dass es wenigstens damals schon so gewesen wie jetzt. Wie dem auch sei, die Erhaltung der Talferdämme liegt seit alten Zeiten verschiedenen Genossenschaften anwohnender Besitzer ob, welche sich nach dem romanischen Worte liga, lega Legen nennen.

Auf der Wassermauer hinauf ist also ein stiller Spaziergang, fern vom Staub der Strassen, und die Aussicht ist offen nach allen Seiten. Herüben wieder Weingärten aus denen die Häuser der Stadt sich erheben, und das Schloss Maretsch, anziehend in altertümlicher Einfachheit, mit getürmter Ringmauer und einem Ziegeldache, gelb und schwarz geschacht; über dem Bache der schlanke, runde Turm der «der gescheibte» heisst und dessen Erbauung in die Zeiten gesetzt wird, als Drusus und Tiberius die Rätier unterjochten. Weiter draussen zeigt sich Gries, die Bozner Vorstadt, mit dem ehemaligen Chorherrenstift welches in römischen Zeiten eine feste Burg gewesen sein soll, nunmehr aber den Benediktinern von Muri übergeben ist. Auch die alte gotische Kirche der Grieser ist zu beachten. Abwärts gegen Süden liegt die Eppaner Hochebene vor Augen mit ihren Burgen und Dörfern. Wer aber über St. Antoni, das eckig, zinnenreich und wehrhaft an dem Damme steht, weiter aufwärts geht, gelangt zum Schlosse Rendelstein und dann auf schattigem Wege, an roten Felsen hin die das frischeste Grün überlaubt, nach Runkelstein zum alten Schlosse, das in unsrer Zeit wieder berühmt worden ist wegen seiner aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Malereien, über die wir übrigens, da sie schon von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

andern oft besprochen worden sind, nur bemerken wollen, dass sie die Geschichte von Tristan und Isolde und Darstellungen aus dem Sagenkreise König Artus bieten. Die Burg steht auf schroffem Felsen über der Talfer, in einer einsamen, von hohen Wänden überragten Heimlichkeit, die schauerlich wäre wenn nicht alles in der Runde, Gras und Baum und Stein so lebhafte Farben trüge, wenn nicht der Blick in das turm- und häuserreiche Stadtgebiet die Nähe der Menschen zeigte. Innerhalb findet man ein halbwohnliches Haus das den Bauleuten zum Aufenthalte dient, und ferner sind noch etliche Kammern erhalten, dieselben nämlich in denen besagte Schildereien aufgemalt. Sonst klaffen die braunen Mauern in grässlichen Breschen und langen Rissen von oben bis unten, gleichwohl mehr malerisch als schreckhaft, da überall und allenthalben Gewächs und Laub, Schlingpflanzen und Efeu darüber hinwachsen und aus den hohlen Fenstern neugierige Nussbäume schauen.

Es ist bezaubernd aus der Burg hinaus in das warme Tal und aufwärts ins zerrissene Talferbett zu spähen, dort die Glückseligkeit des südlichen Himmels, hier der wilde Runst eines Bergbachs und die verfallenden Zeugen vergangener Jahrhunderte. Dieser Winkel samt seinen Zugängen ist so stark besetzt mit Festen als wäre es um die Bewachung eines unermesslichen Horts zu tun gewesen. Maretsch, Klobenstein, Rendelstein, Runkelstein haben wir schon genannt; schauen wir nun gegen Sarntal zu, so steht unten am Gries der Talfer das graue Schlösschen Ried und weiter hinten an der Felswand die schöne Ruine von Langeck, über dem Bache aber in schwindelnder Höhe, scharf abstechend vom blauen Himmel, erscheinen die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weissen Mauern von Ravenstein, mit überlegenem Stolze herunterblickend vom erhabenen Söller, obgleich sich an den Namen keine ritterliche Erinnerung knüpft, derowegen es der Mühe wert wäre so vornehm darein zu schauen.

ANTON VON PROKESCH OSTEN

Orientalische Studien und Entwürfe.

*

Wadi-Halfa.

Die günstigste Stelle die Katarakten zu überblicken, ist ein in den Strom senkrecht abstürzender Fels, am linken Ufer eine deutsche Meile ober Wadi-Halfa gelegen. Es zeichnet sich derselbe für das Auge so aus, dass, wer an Ort und Stelle, nicht zweifeln kann, welchen man meine. Gewiss ist er eben derjenige, den Belzoni Ebschir nennt. Welch ein Ausblick von dieser Höhe! Die Natur, als wisse sie ungesehen zu bleiben, putzt sich nicht einmal wie zu Philä mit Schrecklichem auf, sondern sie legt ihre nackte Hässlichkeit aus. Zwischen wundersam gestalteten, unendlich mannigfaltigen, schwarzglänzenden, spitzen und schneidenden Klippen, wälzt der Nil, abwechselnd von einer halben bis zu einer ganzen Stunde breit, seine trüben, empörten Wasser hindurch. Felsen stürzen vom linken Ufer tief ab. Am rechten ahmt das Land das Bild der Klippen nach, und es wird für das Auge schwer zu erraten, wo das Gebiet des Stromes endet, und dasjenige der Wüste beginnt.

Im Nord, auf wenige hundert Schritte von dem Felsen, ragt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein ähnlicher auf, wie deren häufig solche, Kronen gleich, auf den Sandhügeln der Wüste liegen. Eine weite braunfärbige Sandebene folgt, aus der sich ein paar Klippen wie Male heben, und steigt sanft zu den Höhen am Gesichtkreise auf. Im Nordost steht ein hoher Hügel am Nil, mit einer alten Warte zu oberst. Der Strom, einem blauen, friedlichen See vergleichbar, scheint zu kommen, nicht zu gehen. Er schmiegt sich um den Fuss des letzterwähnten Hügels, und zieht Farbenkreise um drei freundliche, mit Bäumen beschattete Inseln. Als dünner Streifen begleitet Wadi-Halfa mit seinen Dattelpalmen das andere Ufer. Dann folgt wieder Sandebene, einfärbig, endlos. Von Nordost bis Südost bei Ost durchzackt die Linie des Gesichtkreises Gebirge, das drei hohe Spitzen hebt. Wo sich dasselbe verflächt, taucht ein entfernteres auf und hebt sich merklicher in Südsüdost. In Süd bis 10 Grad West zeigt sich ein ähnlicher Gebirgzug. In Süd 30 Grad West aber stehen, hoch in den reinen Äther gehoben, zwei mächtige Berge, sechs bis acht Stunden entlegen, der eine stufenförmig, der andere dreizackig. Das Blau dieser Berge belebt die ganze südliche Hälfte. Im Südwesten ist ein anderer, näherer Felskegel; das Schwarz der Gegend unterjocht denselben. Dort schliessen sich die Klippen des Nil an die Felswand, welche das linke Ufer begleitet. Diese Klippen bilden ein Meer. Alle Farben des Bildes spielen ins Schwarze, selbst die froheren, z. B. das Blau des Stromes und der Gebirge und das Grün der Sajal und Santbäume, die sich hie und da auf den Klippen eingenistet haben. Von Südost bis West ist schwarz die allgemeine Farbe. Der Rest ist rotbraun, ins Dunkle geschattet.

*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fünfzig Meilen von der Küste entfernt, sahen wir schon ein paar Falken uns entgegenkommen, wovon wir einen fingen. Viel früher hatten wir kleineres Gevögel, Schwalben, Stelzen u.s.w. begegnet. Die armen Tierchen setzten sich ganz ermüdet auf das Tauwerk, und die Matrosen erhaschten sie mit den Händen. Am 4. Oktober mit Tagesanbruch gewahrten wir einige Barken aus dem Nil, Schebecken zu drei Masten, und bald darauf kamen wir in den Bereich der Ausströmung, die sich durch die Trübe des Meeres ankündiget. Endlich, um Mittag, zeigte sich Land, in zitternder, abgebrochener, gelber Linie zwischen Wellen und Himmel. Ein Turm stieg nach und nach empor – ein Fort – eine Reihe von Dattelpalmen – ein anderer runder gleich hoher Sandhügel: es war die Küste von Abukir. Wir legten rechts um. Schon zeigte sich die Säule des Pompejus, – schon verkündigte ein Wald von Masten Alexandria; aber die Sonne ging unter, wir waren zu nahe der Küste und doch zu ferne, um den Hafen zu erreichen und mussten ins Weite.

Am 5. Oktober, kaum dass der Tag angebrochen war, kam uns mit vollen Segeln ein ägyptisches Geschwader zu sechzehn Kriegsschiffen entgegen. Wir erkannten die Flagge Moharem-Bey's, des Gouverneurs von Alexandria und Schwiegers des Vizekönigs, und wechselten die üblichen Grüsse. Es hielt die Richtung nach Cypern. – Mehr und mehr hob sich Alexandria aus der See mit breiten hohen Gebäuden aus Stein, festen Schlössern an mehreren Punkten, dem Hügel mit Fort Cafarelli im Hintergrunde, Häfen zu beiden Seiten von Schiffen gefüllt, – Dattelpalmen zu Wäldchen vereinigt, welche die einfärbige Haltung der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Landschaft wohltätig unterbrechen; dies alles endlich durch die Pompejussäule überragt.

Weisser Sand zu Dünen gehäuft, als Vor- und Hintergrund, als Unterlage der ganzen Landschaft; hinausgeflüchtet auf eine schmale Zunge, von der Wüste gedrängt, von der See bedroht und gegen beide mit Mauern sich wehrend, in engen, schmutzigen, doch meist geraden Gassen und an geräumigen Plätzen weissangekalkte hohe Gebäude aus Stein, in fränkischem bald und bald im maurischen Stile, mit zwei bis drei fensterbreiten Vorsprüngen (Mohgrabihs) aus geschnitztem Holze und Gitterwerk mit Terrassen gedeckt, auf welchen die ganze Hauswirtschaft ausgelegt ist und über die ein Gestelle sich hebt, das man «die schöne Aussicht» zu nennen pflegt; – unansehnliche Moscheen mit niederen, geneigten und buckligen Minarets; – Holzhütten und Zelte als Bazar; – hie und da eine Granitsäule, eine Isisstatur, eine Hieroglyphentafel, ein Mithraskopf; – hie und da eine Palme mit schwerem Dattelsegen: dies alles, umfangen mit doppelten Mauern, plumpen Türmen, französischen Forts auf hochragendem Sandschutt, ummauerten Dattelgärten, und eingeklammert zwischen der unendlichen See, dem schiffebesäeten Hafen, dem Kanal Machmudieh und dem bleichen Spiegel des Sees Mareotis: das ist Alexandria.

In diesem Raume treibt sich, im ununterbrochenen Gewühl, Gesindel herum der lumpigsten Art, neben welchem der Pöbel zu Smyrna und Konstantinopel zu einer Gesellschaft guten Tones wird; der Neger, bald stark und gross, bald klein und schwächlich, in Lumpen dürftig gehüllt; der Soldat, in rotem festanliegenden Dienstkleide und mit verrosteten Waffen; der Araber, dunkelbraun, in hässlicher

Vertrocknung, eine nackte, wandelnde Mumie; der Beduine mit schwarzem, glühenden Auge, edlen Formen und sicherem Schritte, das gehobene Haupt in ein Stück Sackleinwand malerisch gehüllt, alle seine Habe mit sich und überall zu Hause; der Türke in hellfarbigem Kleide, weniger reich und prangend als in Asien und Europa, aber, wie dort auch hier, kräftig, stolz, unverrückbar aus der Ruhe des Anstandes; der Grieche, im Anzuge reicher, in den Formen vertraulicher, glatt und stets bei der Hand; der Barbareske, mit trotzigen Zügen und starkem Körper, rauh, gewaltsam wie die Tiere der Wüste, aber stattlichen Ansehens in seinem weissen Schiffermantel; der Mann des Pascha im roten Kleide, mit prächtigen Waffen und breitem Turbane; der Franke in Mamelukentracht, übersehen oder geduldet im Volke, ausgezeichnet vom Pascha, wenn in dessen Dienste; der Europäer endlich, in unbeschränkter Freiheit in bezug auf Sitten, Kleidung, Lebensweise und Geschäfte.

Vor Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ist Gedränge in allen Strassen. Dann eilt, wer ein Dach hat, nach Hause, denn er fürchtet die Feuchtigkeit des Abends und der Nacht. Der Beduine und der Bewohner der Dörfer verlässt die Stadt und legt sich in den Sand; die Tore werden geschlossen; vieles arme Volk sucht sich in den Strassen und auf den Plätzen irgend eine trockene Stelle aus, um zu ruhen.

Was das Gedränge des Tages vermehrt, ist die grosse Zahl von Trag- und Saumtieren, die unablässig ab- und zukommen. An allen Toren, auf allen Plätzen stehen die Eseltreiber mit gesattelten Tieren zum Gebrauche jedermanns; um ein Geringes reitet man von einem Ende der Stadt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zum anderen, während der Treiber neben dem Esel einherläuft; der Fremde zeigt sich kaum ausser seinem Hause, so wird er von einigen Zwanzig solcher Kerle angefallen, die ihm ihren Esel aufdringen wollen; dabei kommt es häufig zu Schlägen unter den Treibern, der Lärm ist ungeheuer, legt sich aber in dem Augenblicke, als der Fremde sich in den Sattel schwingt. Wer nicht zu Esel oder zu Pferde sitzt, wird verachtet.

In langen Zügen, mit grossen Schläuchen an der Seite, ziehen die Kamele durch die Stadt. Sie bringen Trinkwasser vom Nil, denn es gibt keine brauchbaren Brunnen in Alexandria. Hinter diesen Karawanen jagen die Sperlinge und das andere Gevögel einher, hängen sich an die Schläuche und fangen die Tropfen im Falle, die aus den Fugen dringen. Alles Trinkwasser wird gekauft, durch Steine oder sonst gesichtert und in Krügen aus thebaischer Erde aufgesetzt, welche es durchlassen und zu einer angenehmen Frische bringen.

Ein wolkenloser, matter Himmel wölbt sich über Alexandria. Grau in Grau ist die Landschaft gearbeitet. Nicht so viel Grün, als man mit der Fläche einer Hand bedecken könnte, schmückt den Boden; die Sodagewächse und wenigen Gesträuche tragen von Natur dieselbe Farbe; die Dattelpalmen hat der Staub der Wüste der allgemeinen Farbe unterworfen. Einige Europäer drangen dem Sande Gärten auf, die, von Mauern verteidigt, die Einförmigkeit nicht brechen.

Von der Höhe der Terrassen ergetzt sich das Auge am Getriebe der Stadt und des Hafens – und an den beiden Meeren, der See und der Wüste, auf denen Wind und Licht fortwährend Bewegung und Scherze erzeugen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das kleine Dörfchen Salamine liegt artig von Wein und Feld umgeben und man vergisst über dessen holder Olivenbeschattung fast die Enge und den Schmutz seiner Strassen. Nun senkt man sich nach dem Hafen hinab, der noch eine Viertelstunde entfernt liegt. Über Grundmauern schreitest du weg – an fünf tiefen steinumränderten Brunnen vorüber, die mitten im Felde nah an einander stehen, und an vielen behauenen Blöcken, alten bestandenen Baues verlassene Zeugen. Links endet sich das Gestade in eine Wiesenspitze – rechts zieht es höher und kahler nach der Kynosura hinaus – zwischen beiden verflächt es sich sanft. Fünf Barken lagen im Hafen, der einst die griechischen Flotten umschirmte; – Schweigen in Luft und Erd und See, Unbeweglichkeit, Tod. – Der Schiffer forderte einen so auffallend niederen Lohn, da ich nach dem Piräus hinüber zu fahren begehrte, dass ich mich geschämt haben würde, ihm nicht das Fünffache zu geben. Wir ruderten hart an der Kynosura hin und da bemerkte ich einen Tumulus auf einem kleinen Hügel an der innern Hafenwand. Er ist mit Mauer umgeben und wahrscheinlich ein Mal der ältesten Zeit; Wiesengrund liegt hinter demselben, dann steigt sanft aber steinicht, von niederem Gebüsche bedeckt, die früher genannte Wand auf.

Zwischen den niederen, armen Hügeln des heutigen Salamine und dem vormals gewiss reichen Gestade des sanftaufsteigenden Aigialeus, den Waldgehege von unterst bis zur Spitze deckt, stand die griechische Flotte; hinter sich die Ausfahrt gegen Eleusis, scheinbar durch die Pharmakusen geschlossen, – und die nackten schroffen Höhen von Salamis, die mit dem Vorgebirge brechen, das dieser Insel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegenüber liegt – im fernsten Hintergrunde aber die dreifach sich überragenden finstern Berge von Eleusis.
Die Meerenge gleicht einem grossen, ruhigen Strome, von etwa einer halben Stunde Breite. Am Ausgange des Aigialeus tritt eine Klippe vor, worauf ein Turm steht – dann folgen bis in das Innere des Phoronischen Hafens schöne Olivenfelder und bebaute Abhänge, die sich mit der Ebene von Athen verbinden. Diese wird noch durch die flachhinstreichenden Uferhöhen geborgen.
Wir hörten das Meer rauschen und gewaltig an den von der Natur ihm gesetzten Damm schlagen – und waren mitten auf unbewegtem Spiegel. Das dauerte bis wir die Spitze des Trophäenvorgebirges umfuhren. Dieses, niedrig und schmal, verliert sich in die See mit zerfressenen Klippen, die tirynthischen Mauern gleichen. Am äussersten Vorsprung, wo der Fels sich wieder etwas mehr aufwirft, mag das Mal gestanden haben, dessen die Welt nicht bedarf, obwohl Griechenland seiner bedürfte.
Das Meer rauschte und schlug an die Felsen, als erzähle es dem Wanderer die ungeheure Sage. Sanft schwingt sich die Höhe von Munichia hin, acht Tumuli auf ihrem umwühlten nackten Rücken – sie birgt noch das Vorgebirge Kolias. Nebel hüllt das Sunische Kap, und kaum dass man um die Riffe gelangt, steht Psytalia wie ein Dom mitten in der Meerenge, schroff aufsteigend und fast überall von gleicher Höhe, so dass drei Schwingungen der Höhenlinie eben merkbar werden. Ganz schwaches Gebüsch deckt dieses berühmte Eiland, das die ganze Meerenge, wie Vido die Einfahrt nach Korfu beherrscht. Die Perser taten daher ganz wohl, es zu besetzen, aber sie taten schlecht, es nicht besser zu verteidigen. Aristides setzte in kleinen Schiffen nach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Insel über und tötete alle Feinde bis auf einige der Vornehmsten; darunter befanden sich auch die drei Söhne der Schwester des persischen Königs, Sandauce, welche später einem Orakel zufolge dem Bacchus Oerestus geopfert wurden. Aristides hielt die Insel besetzt und fing alle feindlichen Schiffe auf, welche dahin verschlagen wurden, während er den eigenen einen sicheren Halt bereitete. «Es scheint,» sagt Plutarch, «dass sich in dieser Gegend die Schiffe am meisten gedrängt haben, und dass auch in der nachherigen Schlacht dort das heftigste Gefecht gewesen sei; denn ein Siegeszeichen wurde dort errichtet.» – Die Schlacht fing also mit der Wegnahme der Insel an. Nach allen Seiten steil, wäre dieselbe heutzutage, wenn jemals diese Länder wieder auflebten, der Schlüssel der Enge.

An der südlichen Einfahrt des Phoron liegen ganz kleine Klippen, die kaum über das Wasser schauen. Von der Kynosura nach diesen hin dürfte die Linie der Perser sich aufgestellt haben – und es ist sonderbar genug, dass keinem Reisenden es auffiel, dass durch die Gestaltung des Schlachtraums die schwächeren Griechen eine stärkere Fronte als die Perser haben mussten – während diese zu ihrem Nachteile an unnützer und schädlicher Tiefe jenen so sehr überlegen waren.

Auch Psytalia hat an der Ostnordostseite ein paar abgesonderte Riffe vorstehen. Von diesen lenkte ich nach den sanften, mit Wiesen und Weiden bedeckten Höhen, die im Norden den Piräus umschliessen, und diesen folgend, wandte ich mich nach der südlichen, nicht minder sanften Wand der Halbinsel von Munichia und fuhr endlich in den Piräus ein, den Triumphzug des Alkibiades im Herzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

NACHWORT

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

WAS AUF DEN VORSTEHENDEN SEITEN GESAMmelt und geordnet ist, scheint eines Nachwortes nicht zu bedürfen, und bedarf, in einem gewissen Sinne, seiner nicht. Man hat und übersieht eine durch mehr als hundert Jahr von Deutschen angeschaute und anschaulich gemachte, in kleinen und grossen und grossartigen Darstellungen aufgebaute Erd- und Länderwelt, und kann ganz nach eigener Art und Neigung in ihr wählen und reisen: wählen nach Subjekten, reisen je nach den zusagenden Objekten. Wem hier ein älterer Ton zu nüchtern, ein neuerer strenger zu trocken erscheint, der wird, indem er vor ihm flieht, einem entgegengesetzten Leser begegnen, den es aus dem zu blumigen und reichen ins recht genau und fein entworfene zieht. Blosse Neugier kommt allenfalls auf ihre Kosten, sehnsüchtige Anschauungswünsche, erdgebundene und beschränkte, schlüpfen in ein entfesseltes Flügelkleid, Wissbegierde sieht sich ins tiefe und gegründete gezogen, Lerneifer wird gelehrt, einzeln gewahrtes zu grösseren Anschauungen zu verbinden, der Kenner, der Gelehrte, der eines Führers leicht enträt, sieht gleichwol auf einen Griff die Summe dessen vor sich, was sonst verstreut, unzugänglich, vergessen liegt, und auch ihm nicht leicht als ein Ganzes vor dem Innern. Ein Ganzes aber ist es, und worin oder warum es das ist, ein Ganzes und nicht ein loser Haufen trockener Staub, – ein Ganzes, als geistiger Körper in Relation zu einem ersten andern Ganzen und einem zweiten andern Ganzen, – dem Ganzen der deutschen Nation und dem Ganzen der Erde, – danach könnte gefragt, darauf sollte geantwortet werden, schon darum, weil die Vorstufen zu solchen Fragen und Antworten im höheren Leser schon Stationen seiner Lektüre selber sind,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und weil es zwischen diesem höheren Leser und uns zur lebendigen Gewohnheit geworden ist, diese Stationen gesellig und gesprächig zu machen. Ja, in dieser hohen Geselligkeit und Gesprächigkeit der Sammlungen, die wir vorlegen, liegt ein Teil ihres Charakters und Wertes verbürgt. Sie sind nicht objektiv, wie man sagt, oder Aufreihungen von Objekten, ohne Zeit, ohne Stil, ohne Willen, und im Grunde ohne Anlass; Anlass und Zeit, Willen und Stil sind an ihnen unablässig im Stillen am Werke, sie sind ein Teil von ihnen. Wir übergeben der Nation, da wir als Söhne des neunzehnten Jahrhunderts an die Mächte der Persönlichkeit glauben, niemals Gegenstände gegenständlich, sondern immer und immer nur Bilder der Gegenstände bildlich, nur Formen, die der Gegenstand beim Durchgange durch den organischen Geist sich umwandelnd empfangen hat, und übergeben damit, in immer neuen Abwandlungen und Anwendungen, immer neue Bilder dieses organischen Geistes selber. Darum können diese Sammlungen sich nicht vorgenommen haben, mit irgend welchen sonst bestehenden zu concurrieren, und sie sind vielmehr mit ihnen überhaupt nicht zu vergleichen. Darum sind sie den einen so willkommen, den andern so sehr im Wege, und stehen in der Welt des deutschen Geistes überall da, wo die Losungen von links und rechts das allerwirklichste, das am wenigsten literaturmässige, den allerernstesten Kampf meinen; und darum werden sie, mit diesen Notizen, aus denen der Freund das heisse und liebende, der Feind nur das kalte und schneidende heraushört, auf dem Wege der einen bleiben, den andern immer im Wege.

Wenn aber in diesem Falle ein besonderer Grund zur

Erörterung des vorgelegten Ganzen einlädt, so ist es der erste Bestandteil seines binomischen Titels. Es ist am Ende keine Galerie von Landschaftsbildern schlechthin. Es ist der Deutsche in der Länderwelt der Erde, der Deutsche in der Landschaft, und es ist darum ein nur innerhalb der deutschen geistigen Geschichte und Charakterwelt, nur deutsch mögliches Buch. Ein Engländer in der Landschaft, ein Franzose, ein Italiener, ein Holländer, ein Russe in der Landschaft ist ihm von keiner Seite ausserhalb unserer Grenzen her zur Seite zu stellen. Wol haben die grossen altseefahrenden Nationen der atlantischen und Mittelmeerwelt vor dem zusammengepressten Bewohner Binneneuropas einen ungemeinen Vorsprung in Entdeckung und Bereisung fremder Länder. Von Marco Polo zu Hakluyt und Cook und Maupertuis reichen Reiseliteraturen, gegen die durch lange Zeit nichts deutsches aufzubieten ist; selbst grosse Leistungen wie die Darstellung Japans durch Engelbert Kämpfer, dann die Arabiens durch Carsten Niebuhr stehen vereinzelt. Und wol hat das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, das naturforschende und naturdarstellende, das in Bernardin de St. Pierre die erste dichterische zugleich und physiognomisch schlagende Darstellung der Tropenwelt gegeben hat, auch eine andere wichtige Facette mit dem allseitig geschliffenen Kristall dieses unseres Ganzen gemeinsam, und hat die Kosmographie der Renaissance, von Italien ausgegangen, in die deutsche kosmographische Literatur der Polyhistoren und Büchermenschen erst eingemündet. Aber was will das gegen die Fülle besagen, die wir haben zusammenbringen und vorlegen können? Was haben die alten Reiseliteraturen der beglücktern Völker zur Begründung plastischer Erdansicht,

naturwissenschaftlicher Durcharbeitung der Voraussetzungen zu geographischer Begriffsbildung, zu geistiger Geographie, zur Zusammendenkung von Struktur des anorganischen und Decke des organischen Stoffes, und zu all dem unzähligen beigetragen, worin dies Buch, das zwar auch Reisestücke enthält, zwar auch unvergessliche Tropenbilder, aber daneben die Seiten Goethes und Heinses, Träume neben Vesten, Gedichte neben erhabenen Verallgemeinerungen, – worin also es allerdings den ganzen Kreis der Schöpfung ausschreitet?

Die Reisen, aus denen hier Stücke gezogen sind, streben alle von Erlebnissen zur Darstellung; die üppigen Darstellungen die hier gegeben werden, haben weder sich selber noch die Auflösung ins Übergefühl der Idylle zum Zwecke. Sie alle, so körperlich und greifbar sie die sinnliche Decke und Hülle des Erdgeheimnisses aus Lichtern und Schatten aufbauen, haben es dennoch immer mit dem Geheimnisse selber zu tun, in allen seinen dem Menschengeiste zugänglichen Formen, vom verhüllten und enthüllbaren, annäherungsweise mehr und mehr auswickelbaren Geheimnisse der Natur selber und des Menschen, das heisst der Geschichte, bis zum ewig Verhüllten der Gottheit selber. In ihnen allen erscheint der Reisende oder der Erforscher nirgends, wie der Engländer überall, als ein zwischen Abfahrt und Rückkunft etwa unterwegs befindlicher, der im Berichte der Feder schon den kommenden mündlichen Bericht vorkostet, schon an die Verwendung und Ausnützung des mitgebrachten und eingeheimsten denkt, zwischen Daheim und Fremde naive und praktische Vergleiche zieht, der sich, als Glied einer Gesellschaft, nur vorübergehend, zu genau umschriebenen Zwecken, aus ihr gelöst hat; der

Deutsche ist überall zu Haus und nicht zu Haus, ist zu Haus wo er eben steht. Die Welt geht in ihn ein, indes er in die Welt aufgeht. Er ist der alte Wanderer seiner Geschichte, der Gast auf Erden. Der eigener Schiffahrt fast ganz Beraubte macht sich auf seinen Sohlen zum Kinde aller Breiten. Der eigener länderverknüpfender und besiedelnder Politik fast ganz Enterbte überblickt nach Teilung der Erde aus den nur ihm eigenen Höhen des Geistes eine kosmisch tellurische Verhältniswelt, die auf keinen Karavellen und Briggs der seefahrenden Eroberer zu erschiffen war. Der Arme und Verarmte, dem es nicht zum Zehrpfennig, geschweige zum Reisegelde langen will, ergreift aus der Bücherstube heraus die Welt durch Begründung erobernder Wissenschaften. Das nie zur Ruhe gekommene Kind der Völkerwanderungen bricht durch seine unzeitigen Grenzen immer wieder in die Welt hinaus und sucht sich Reiche, sieht sie, wie sie keiner vor ihm sah, und schreibt seine Gesichte, prüft das von andern Völkern geschriebene an den siegreichen Massstäben seines neuen kritischen Vermögens, des Ertrages seiner erzwungenen kummervollen Gelehrsamkeit, streicht aus und zeichnet neu. Der Nachfahr Dürers liegt über die Kleinwelt der Natur gebeugt mit dem mikroskopierenden Liebesblicke des versonnenen Naturwesens selber, indes neben ihm ein Bruder, Walt neben Vult, mit dem makroskopierenden des Welterforschers in See sticht. Das Schauspiel des Ganzen, wie es sich zwischen 1770 und 1870 abgespielt hat, ist kaum zu ahnen, nicht zu beschreiben.

Auch wäre eine solche Beschreibung am Faden der wenigen hunderte von Druckseiten unserer Sammlung in nichts sinnlich zu machen; sie ist nach anderen Gesichts-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

punkten als denen einer systematischen Vollständigkeit ausgewählt worden: durchweg hatte man einen mittlern Begriff der Lesbarkeit und als seinen Träger den allgemeinen Leser vor Augen. Die deutschen Kosmographen seit Sebastian Münster haben Latein geschrieben, Latein noch der Erforscher Japans, Latein der grosse historische Geograph, von dem die wissenschaftliche Landeskunde Italiens beginnt, der Holste Klüver, ein blutarmer wissenschaftlicher Wanderer, vor dessen durchleuchtendem nordischem Geschichtsblick und erbarmungslosen Wahrheitssinne die italienischen Renaissancefabeln und Fälschungen auf chorographischem Gebiete zerrannen und Altitalien wiedererstand – und Latein noch sein Nachfolger Zasius, und ein Deutsch, das noch keines ist, die beiden grossen friesischen Erkunder Arabiens, Carsten Niebuhr und Jasper Seetzen: dass die historische Geographie und aufnehmende Landeskunde in Deutschland so viel älter ist als die Schule Carl Ritters, kann aus dem Buche nicht erhellen. Seine Grenze liegt, ein wenig täuschend aber unverschiebbar, an der Grenze der klassischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Dadurch gewinnt es Vorteile und Nachteile zugleich des gehäuften, ja erstickten Massenausbruchs fast gleichzeitiger paralleler Erdbetrachtung grössten Stiles auf jedem Felde menschlichen Leistens und Gewahrens. Kaum dass es gelungen ist, einige wenige nur liebliche und noch geschichtsstille Bilder vor die in Drang berstenden Pforten des Gigantenjahrhunderts zu legen, die stilvoll vernünftige Nüchternheit von Sulzers nützlicher Betrachtung Nizzas, die Gartenlandschaften Hirschfelds, die Gessnerschen Seiten – ehe in Goethes nach allen Winden ausfahrendem Sturm und Heinses prachtvollem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Triumphgesange sich vorverkündigt, was werden soll, das durch Rousseau befreite pathetisch und kosmisch gewordene Naturgefühl im deutschen Genius seiner leeren und vapiden rein emphatischen Elemente entkleidet und im Auge des einzigen grossen Zeichnervolkes der Erde zu Stil und Präcision erkühlt wird, ohne darum seines glühenden Hauches zu entraten. Dies ist Renaissance und Neues Jahrhundert in unlöslicher Verschlingung auf den Schwellen eben dieses Jahrhunderts und durfte nicht getrennt werden. Und auch im folgenden ist absichtlich in seinen geschichtlichen Verschlingungen dargeboten, was zu vereinzeln und einzeln neben einander zu stellen schon Abstraktion wäre, aber für den Überblick eine notwendige ist.

Von den fünf wesentlichen Möglichkeiten des menschlichen Verhaltens zur toten und lebenden Erde, dem sinnlich empfindenden und darstellenden zur Landschaft, dem geologisch geognostischen zur Struktur, dem naturwissenschaftlich aufnehmenden, das all ihre Züge in Kosmos vereinigt, dem geographischen im strengen Sinne, das die gewordene, die werdende und die durch Menschen gewandelte, Menschen wandelnde durchdringt, dem historisch geographischen schliesslich, das die Landeskunde zur Länder- und Nationenkunde entwickelt – von ihnen allen, die durch das deutsche Jahrhundert, das neunzehnte, teils ihre wissenschaftliche Geburt teils ihre wesentlichste Entfaltung erfahren haben, wird man mit einer einzigen Ausnahme keine vermissen oder auch nur unscheinbar vertreten finden. Sie zerfallen dem ordnenden Blicke in zwei grössere Hälften oder Gruppen, je nachdem sie mehr den Menschen auf der Erde oder die Erde unter dem Menschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Auge haben, aber die beiden mächtigen Deutschen, aus deren Händen die Nachfahren Pflichten und Wegweisungen erfahren haben, Herder hier und Georg Forster dort, der Begründer der historischen Anschauungsweise des Irdischen und daher der Vater des Jahrhunderts und der Romantik, – und der Lehrer Alexander von Humboldts, sind absichtlich zwischen Nebeln und Helle mehr angedeutet als gezeigt. Vollkommen dagegen, soweit es in den Grenzen eines solchen Buches vernünftiger Weise erwartet werden kann, hat gezeigt werden können, wie in nicht ganz einem Jahrzehnte mächtiger Ernstwerdung Goethe aus dem Dufte der Schwärmerei zur Plastik der weil erkannt verehrten, weil begriffen ergriffenen und ergreifenden Natur emportritt, und wie in der Analyse des Naturgefühls durch Wilhelm, der auf grossen Fuss gesetzten Erforschung und Beschreibung der Natur durch Alexander von Humboldt das halbgöttliche Brüderpaar die Erde betritt, auf der seine Spuren nicht verlöschen können. Aber wenn vor allem Alexander sowohl in seinen gewaltigen theoretischen Synthesen wie in seinen von vollem humanem Pinsel glänzenden Gemälden dargestellt, und wenn er in einem gegebenen Lebensmomente, den Chimborazo besteigend, fast als die leibhaftig gewordene naturwissenschaftliche Encyclopädie in actu hat gezeigt werden können, Meteorologe und Geologe, Botaniker und Oreograph und Geograph, mit versagendem Atem und blutflüssigen Augen noch stoischer Beobachter und lieblicher Beschreiber des grössten und kleinsten, bis zum Augenblicke des Nec Ultra – die Lücke unserer Sammlung klafft dort, wo man gewünscht hätte, den entscheidenden deutschen Anteil an der Darstellung der Erde aus der Struktur heraus,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die eigentliche Begründung der geologischen Geographie durch Deutschland, klassisch und lesbar zu machen.
Dies ist leider kein Zufall, sondern unter dieser Lücke verbirgt sich eine tiefere in der bisherigen Aufhellung und Darstellung der deutschen Geistesgeschichte. Die deutsche Geologie des neunzehnten Jahrhunderts, tief durchwachsen mit der gleichlaufenden Poesie und durch Novalis untrennbar mit ihr vereinigt, ist an die alten Hütten und Bergschulen, vor allem an Freiberg gebunden, und hier an der Gestalt Werners, des gründenden Lehrers Humboldts wie Leopold von Buchs, unaufgeklärt: ebenso wie später die J. C. Ritters: von welchen beiden weder Werke noch Nachlässe kenntlich vorliegen oder erforscht wären. Uns liegen in Buchs Schriften die berühmten Seiten vor, in denen er von dem Theoriegebäude Werners Urlaub nimmt, aber sie allein, ohne den grossen Lehrer abgedruckt, hätten nichts erhellt. Der Geologe, den Alexander von Humboldt für den grössten des Jahrhunderts erklärt hat, steht in unserer Sammlung fast nur als lichtvoller und zeigemächtiger Darsteller der sichtbaren Erde da, nicht als der ins Geheimnis ihrer Falten aufgenommene Erkunder ihres Werdens, auf dessen Erkenntnissen noch so viel von der heutigen Wissenschaft ruht: und wie gern hätten wir, das Angenehme diesmal der harten Wahrheit und Grösse opfernd, dem Leser einige seiner steinernsten Steinseiten zugemutet, wenn ihnen ein Vorspiel nach hinten, Folge nach vorn zu geben gewesen wäre!
So hat sich die Sammlung statt in die Tiefe der Erdrinde mehr in die des Menschenherzens hinunterlassen müssen. Zwar dem äussersten Gegenbilde zur Möglichkeit des Geologen, dem fassungslosen Landschaftstraume Jean

Pauls hat sie sich versagt: diese virtuosen Gebilde ohne Körper und ohne wahren Daseinsgrund, deren phantastisches Füllhorn dem Dichter in die Hand gegeben war, um es willkürlich zu verspielen und zu verschwenden, muss man an ihren eigenen Stellen suchen, wo die bestimmte Lebensluft ihrer Erzählungswelten sie schützend umgibt. Und ebenso sollte sich verstehen, dass alles ausgeschaltet worden ist, was die heilige Natur und die fromme und geheimnisvolle Erde nur zu einem Vorwande nimmt um die eigene Gefallsucht und Rührwitzigkeit an den Mann zu bringen, gleichgiltig ob es sich dabei um sternisierende Reisende oder um Heinrich Heines Reisebilder handelte. Aber es ist freilich einer der heimlichen Grundsätze unserer Sammlungen, immer auf den schwebenden Punkt des geschichtlichen Lebens abzuzielen, an dem die Unterschiede zwischen Dichtung und Forschung verfliessen. Die grosse deutsche Erdschilderung bis zu Humboldt hat aus den reichen Darstellungsmitteln mit vollen Händen geschöpft, die in der frisch zu Tage liegenden noch halbdichterischen klassischen Prosa des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt worden waren, in Goethe lag die ganze Entwickelung der Möglichkeiten vom Werther über die Schweizerbriefe zur Abhandlung über den Granit und die geologische Skizze des Kammerberges bei Eger vor, ja, wenn man es recht verstehen will, bis zur völligen Enthaltsamkeit der Italienischen Reise in allen Stücken der Landschaftsschilderung. Der Begriff der Natur hatte sich nicht sowol, zwischen eine deutsche Poesie und eine deutsche Forschung, in Schwärmerei und Analyse rein aufgeteilt, als vielmehr sich innerhalb der deutschen Poesie und des nationalen Geistes selber verwandelt. Ein Epigramm

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethes zeichnet den Umschwung: «Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren; Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!» Das Göttliche in ihr hatte zwar der stürmische Pantheismus ebenso gemeint wie der neue kühl leidenschaftliche Formensinn, der neue Jägerblick des Naturphysiognomikers, der Sammeltrieb des Geognosten und Oryktognosten, der Träumertrieb der kosmogonischen Spekulation. Aber der neue Drang ermannte sich, vom Schauer vor dem göttlichen Geheimnis, zum Ringen um die göttlichen Gesetze; er hatte schon mitten im knappen Festhalten des Reisetagebuches sich hart an Methodenfragen der beschreibenden Naturwissenschaft befunden; und nun war er Forschung und Analyse geworden ehe er sichs versah. Es ist unmöglich den Übergang festzulegen, denn alles worin der Geist sich hüllt ist ungenähter Rock. Die neue dichterische Generation aber, die erste des neuen Jahrhunderts, die Romantische, steht zu der wissenschaftlichen Naturbetrachtung, die ihr vorausgeht und die sie umgibt, im gleichen Verhältnis wie Humboldt zur klassischen Poesie. Nicht umsonst steigt die Romantik Hardenbergs aus Hütten und Bergwerken und Werners und Ritters Aula auf, und hält sich seine ganze Generation in Fühlung mit der neuen «Natur», nicht wol mehr der utopischen von Rousseaus Schrei, oder der wütend empfindsamen der pathetischen Generation von 1770, vielmehr der noch namenlosen, die sich über eine schwankende «Physik» und eine embryonische «Chymie» zur philosophisch angeschauten umzugestalten trachtet, inzwischen aber schon Methoden ausbildet, misst und wägt, beobachtet und Beobachtungen sammelt und verzeichnet mitten in der Zauberluft

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stürmischer Spekulation. Die romantische Schilderung der Erde bei den Dichtern der Epoche ist nicht verschwebend, sondern in diesen Schulen bewusst stimmungsfeindlich, genau und treffsicher geworden. Wer «stimmungsvolle» Landschaftsbilder sucht, muss bis zu Storm warten und zu Stifter, das heisst bis zur Ausfaltung der Literatur in Gemeinformen, die ausserhalb der Grenzen unserer Sammlung liegen, weil ihre Betrachtung und, unter Umständen, Auswahl selbständig gehalten werden muss, nicht angegliedert werden kann.

Es hat zu den herrlichen Ahnungen der Romantik gehört, die Poesie als eine σοφία unter den Geistermächten zu erblicken, die ihren eigenen Schlüssel zu allem verborgenen Wahrhaftigen besitzen, und sie hat immer von neuem Mittel gesucht, um auf die einfachste Weise jenes Wesen der Dinge auszudrücken, in dem es unmöglich wird, schön von wahr zu unterscheiden. Unter allen gegen sie herrschenden gedankenlosen Vorurteilen, Solcher hauptsächlich die die Quellen nicht kennen und die Bücher nicht lesen könnten, ist das ungründlichste das von ihrer Verschwommenheit und Verstiegenheit. Der Prosastil der ganzen dichtenden Romantik ist trocken, genau, so ungefärbt dass er farblos wirken kann, wesentlich und sachlich. Die Wirkungen die er hervorbringt, werden nur durch die strenge und dringende Consequenz der Anschauung hervorgebracht, nicht durch die Palette. Der Versuch, die Ahnung tönend zu machen, bleibt ganz auf die concentrierte innerliche Spannung beschränkt. Sie alle sind nicht was irgend jemand leichte Lektüre nennen könnte. Wie denn auch? da all dieser gepresste Trieb schon von der nachdrängenden ans Licht verlangenden Wissenschaft, die

er in sich enthält und durch Poesie zurückhält, vom Holze gestossen wird, wie der Kirschenflor in einem sommerheissen Frühling von der Ungeduld des ausbrechenden Grün.

Aus diesen Gründen also ist die Poesie und die Wissenschaft der grossen Romantik hier zusammengewoben worden, wenn auch mit sparsamem Faden und durchaus nicht mit Richtung auf Prunkstücke. Sie würden blass gewirkt haben in der gewaltigen Luft Carl Ritters, der mit Proben und Nachgeschlechtern wie billig den Kern des Buches ausmacht, und den der Glücksfund der Montblanc-Darstellung – an entlegener Stelle gedruckt und in die Schriften nicht aufgenommen – gestattet hat, fast aus nächster Nähe am Werke zu sehen, im analytischen Schälen, im synthetischen Wiederzusammenfügen, in Gesamtanschauungen und Einzelahnungen, fast den unvergleichlichen Lehrer, sicher den unvergleichlichen Darsteller, das grosse Herz, den dichterischen Mann. Der Kenner weiss, dass hier aus Alexander von Humboldts und Herders Mandate, im Zusammenstrome der neuen gebieterischen Natur-Allwissenschaften und der auf Wiederherstellung des Menschen dringenden Geschichte, die moderne Geographie entstanden ist, die es vorher so wenig gegeben hat, ausserhalb Ritters so wenig irgendwo gibt wie eine klassische Philologie vor und ausserhalb Lachmanns und eine historische Jurisprudenz vor und ausser dem «Rechte des Besitzes». Der Leser, der diese schönen Stücke liest, wird, wenn er von ihnen zu Humboldt rückwärts, zu den gelehrten und klassisch sprechenden Offizieren Preussens vorwärts blättert, zu Roon und Moltke, Ritters Schülern, mit einem Griffe des Auges umfassen, was wir gewesen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sind, als wir die Welt fast von jedem unserer grossen Stühle ein neues Wissen lehrten. Er wird neben Ritter Humboldtisches und Herdersches in anderen Strömen weiterfliessen sehen, die Pflanzengeographie der grossen Botaniker, die ausgebildete Naturphysiognomik der Tropenreisenden sich ausbreiten sehen, die historische Landeskunde ihre durchdachten Umrisse entwerfen, und wird sich schliesslich mit Österreichern und Bayern, den alten Ostwanderern Germaniens, im Oriente befinden, mit Norddeutschen immer wieder in der Welt der Antike, dort in Herders, hier in Ritters Spuren, dort mit Fallmerayer ins Unendliche gezogen, hier mit Curtius und Nissen im Endlichen einer verklärten Fassung festgehalten, die ihr Gefühl zu höchster Gewissenhaftigkeit bescheidet, den Blick zu höchstem Überblicke erzieht.

Die Auswahl ist hier keine ganz zufällige gewesen, und durfte es nicht sein. Das neunzehnte Jahrhundert ist das erste deutsche grosser Reisen und sieht als erstes den reisenden Beschreiber unter den typischen Gestalten unserer Literatur. Aber wenn die wissenschaftliche Weltreise in der Furche von Alexander von Humboldts Entdeckerkiele die ins Auge fallendste ist – Martius und Siebold, Abich und Junghuhn vertreten sie meisterhaft – die wichtigste ist sie nicht entfernt; die geographische Rekonstruktion der antiken Welt wird durch die Eröffnung Neugriechenlands nicht nur praktisch möglich und geboten, sie wird durch die gleichzeitige Höchstbereitschaft der sich gründenden Sachphilologie, in Friedrich August Boeckh und Friedrich Gottlieb Welcker, zugleich die erste Aufgabe, an der die neuen Methoden Ritters erprobt und musterhaft angewandt werden konnten. Darum haben wir es für ein Glück

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und einen schönen Vorteil halten können, von den strengen Landschafts-Schematen und -Baurissen Otfried Müllers und Curtius' an zu Welckers wunderschönen attischen Tagebüchern, diesen rührend hohen Bildern des Wirklichkeit werdenden deutschen Ideals, zu dem Hymnus auf Naxos, zu Nissens herben und so stilvoll weitausblickenden Zusammenfassungen neben denen Hehns, das ganze grosse antike Abenteuer des deutschen neunzehnten Jahrhunderts, in dies Buch der Landschaften hineinzugestalten. Und an diese schliesst sich eine verwandte Auswahl. Reise und Zeitung, die beiden Kinder des Jahrhunderts, stehen von Anfang an und stehen bis auf den heutigen Tag in einer besonderen Verschwisterung, an der keine Auswahl vorbeigehen dürfte, um so weniger, wenn diese Verzweigung, wie es hier der Fall ist, aus einer örtlich fest eingewachsenen Wurzel entspringt. Das höhere deutsche Zeitungswesen literarischer und schöngeformter Richtung, das « Feuilleton », wie man es nennt, ist eine österreichische Schöpfung, an die besonderen Stufen der Gesellschaft und Geselligkeit der Bildung und des Gespräches gebunden, die Österreich von den dreissiger Jahren an erreicht und am Ende des Jahrhunderts klassisch krönt. Wir haben die Gelegenheit ergriffen, mit Hammers und vor allem Prokeschs hauchdünnen und auf die feinsten Farbschatten des Wortes abgetönten Skizzen zu zeigen, wie lange sich heimlich der Stil vorbereitet hatte, den wir so spät erst von Ludwig Speidel zu bewundern gelernt haben. Er ist mit Alexander von Warsberg in der Gefahr, virtuos zu werden, in Fallmerayer, der wie Ludwig Steub durchaus in diesen Zusammenhang gehört, in der Gefahr, von der Gewalt der Sprachorgel und der übermütigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meisterschaft aller ihrer Stimmen ins Masslose abgelenkt zu werden. Aber es ist ein Stil, eine Art, nur mit sich selber zu vergleichen, unverkennbar. Und es ist der letzte, den auf diesem Gebiete Deutschland selbständig ausgearbeitet hat. Darüber hinaus gehen hätte geheissen alle Form brechen. Harry Kesslers Notizen über Mexiko, Karl Försters, des Gärtners, Beschreibung Corsicas muss sich der Leser selber ins Buch legen. Wir sind durch unsere Stilgrenzen gebunden.

Diesen Bemerkungen haben wir nur noch den Dank an diejenigen beizufügen, durch deren Hilfsbereitschaft und mitarbeitendes Verständnis die Sammlung technisch überhaupt erst möglich geworden ist, vor allen den Herren Beamten der Staatsbibliothek zu München, die nicht müde geworden sind, uns und den unsern im Laufe der Zeit die etwa zweitausend Bände auf den Tisch zu legen, die allerdings haben gelesen, durchblättert, angeprobt werden müssen um die fünfhundert Seiten dieses Buches endgiltig zu gewinnen. Wenn der Leser diese fünfhundert Seiten als eine Einheit im Sinne der Geschichte des deutschen Geistes empfindet – und wir hoffen das –, wenn er – und wir sind dessen sicher – durch die Empfindung und das innere Erlebnis dieser Einheit sich einen Teil jenes grösseren Ganzen erarbeitet, das mit Recht das Jahrhundert des deutschen Geistes genannt worden ist, so tritt er in eine schwebende Geistergemeinschaft, eine organische mit denjenigen aus deren zu Tage liegender und aus deren sich bescheiden verbergender Arbeit entstanden ist, was an diesem Buche eine Restitution verlorener deutscher Geistergrösse ist. Sie allein zu bewirken konnte ein einziger Arbeiter nicht ausreichen; auch wäre es in einem tieferen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und zarteren Sinne kaum wünschbar gewesen; was vielen, einem Geschlechte, schuldig und ohne Schuld, abhanden kam, nur viele können es schliesslich wieder einbringen, ein Geschlecht; nicht dass dies Buch es wäre oder hinter sich enthielte: genug wenn es dazu beiträgt es zu bilden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

BIOGRAPHISCH-BIBLIOGRAPHISCHER INDEX

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ABICH, Wilhelm Hermann, geb. 1806 zu Berlin, gest. 1886 in Wien. Professor der Mineralogie und Geologie in Dorpat, Mitglied der k. Akademie in St. Petersburg, k. russischer Staatsrat. Reisen in Italien (1833–1834), im Kaukasus, in der Krim und in Persien (1844 und 1858–1876). «Geologische Forschungen in den Kaukasischen Ländern» (1878 und 1882).

Der Ararat. (Reise 1844.) Druck: Aus Kaukasischen Ländern. Reisebriefe von Hermann Abich. Herausgegeben von dessen Witwe. Bd. 1. Briefe aus den Jahren 1842–1853 an seine Eltern und Geschwister. Wien 1896. S. 89 ff.

*

BRENTANO, Bettina

Rheinlandschaft. (Niederschrift 1808.) Druck: (Bettina von Arnim) Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Th. 1. Berlin 1835. S. 235 ff.

*

BUCH, Leopold von, geb. 1774 zu Stolpe bei Angermünde, gest. 1853 in Berlin. Geologe, Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin. Reisen in Italien (1798–1799 und 1805), in der Schweiz und der Auvergne (1800–1803), in Norwegen und Lappland (1806–1808), nach den kanarischen Inseln (1815), nach Schottland (1817). «Gesammelte Schriften» (Berlin 1867 ff.).

Der Pic von Teneriffa. (Reise 1815.) Druck: Gesammelte Schriften. Bd. III. Berlin 1877. Physikalische Beschreibung der Canarischen Inseln. S. 425 ff.

Die Auvergne. (Niederschrift 1802.) Druck: Ges. Schr. Bd. 1. Berlin 1867. Mineralogische Briefe aus Auvergne. S. 483 ff.

Der Montdor. (Niederschrift 1802.) Druck: ebd. S. 500 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

CARUS, Carl Gustav, geb. 1789 zu Leipzig, gest. 1869 in Dresden. Arzt und Naturphilosoph, seit 1862 Präsident der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher. Reisen in Frankreich und England. «Psyche» (1846).

Paris. Druck: Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835 von Dr. C. G. Carus. Th. 1. Leipzig 1836. S. 101 ff.

*

CURTIUS, Ernst, geb. 1814 zu Lübeck, gest. 1896 in Berlin. 1836–1841 in Griechenland, seit 1856 an der Göttinger Universität alte Geschichte lehrend, seit 1868 als Professor für klassische Archäologie in Berlin, Mitglied der kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. «Peloponnesos» (1851 ff.), «Griechische Geschichte» (1857–1861).

Boden und Klima von Athen. (Rede 1877.) Druck: Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge von Ernst Curtius. Bd. II. Berlin 1882. S. 26 ff.

Chorographische Aufrisse aus Griechenland:

Lykaion. (Reise 1840.) Druck: Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel. Bd. I. Gotha 1851. S. 299 ff.

Lakonien. Druck: ebenda Bd. II. Gotha 1852. S. 217 ff.

Naxos. Druck: Naxos. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 21. Februar 1846 gehalten von Ernst Curtius. Berlin 1846. S. 4 ff.

*

DROSTE-HÜLSHOFF, Annette von

Lieblingsblick. (Niederschrift 1835.) Druck: Forschungen und Funde. Bd. II. Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Herausgegeben und erläutert von Hermann Cardauns. Münster i. W. 1909. S. 84 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FALLMERAYER, Jakob Philipp, geb. 1790 zu Tschötsch bei Brixen, gest. 1861 in München. Historiker und Publizist, Mitglied der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Reisen in der Levante und in Griechenland (1831–1834, 1840–1842, 1847). «Geschichte der Halbinsel Morea» (1830–1836), «Fragmente aus dem Orient» (1845), «Gesammelte Werke» (Leipzig 1861 ff.).

Tempe. (Reise 1840–1842.) Druck: Fragmente aus dem Orient. Bd. II. Stuttgart und Tübingen 1845. S. 205 ff.

Die Lage Jerusalems. (Reise 1847.) Druck: Neue Fragmente aus dem Orient. Leipzig 1861. S. 119 ff.

*

FORSTER, Johann George Adam, geb. 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, gest. 1794 in Paris. Naturforscher, zuletzt Gesandter des rheinisch-deutschen Konvents in Paris. Begleitete seinen Vater Johann Reinhold Forster auf der zweiten Weltreise Cooks 1772–1775 und beschrieb sie (1779–1780). Reise mit Alexander von Humboldt an den Niederrhein und nach Belgien, Holland und England (1790). «Sämmtliche Schriften» (Leipzig 1843).

Amsterdam. Druck: Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Junius 1790 von George Forster. Th. II. Neue Auflage. Berlin 1804. S. 419 ff.

Der Kölner Dom. Druck: Ansichten vom Niederrhein etc. Th. I. Neue Auflage. Berlin 1800. S. 66 ff.

Das Rheintal. Druck: ebenda S. 3 ff.

Tahiti. Druck: Johann Reinhold Forster's .... Reise um die Welt, während den Jahren 1772 bis 1775. Beschrieben und herausgegeben von dessen Sohn und Reisegefährten George Forster. Bd. I. Berlin 1778. S. 192 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

GESSNER, Salomon

Die Gegend im Grase. Erstdruck: 1756. – Sämmtliche Werke. Th. III. Wien 1789. S. 115 ff.

*

GOETHE

Aus Werther. Erstdruck: 1774. – Werke, Sophienausgabe. 19. Bd. Weimar 1899. S. 7 ff.

Schweiz. (Reise 1779.) Druck: ebenda S. 223 ff.

Der Granit. (Niederschrift 1794.) Druck: Werke, Sophienausgabe. Abth. II. Naturwissenschaftliche Schriften. 9. Bd. Weimar 1892. S. 171 ff.

*

GREGOROVIUS, Ferdinand, geb. 1821 zu Neidenburg in Ostpreussen, gest. 1891 in München. Geschichtsschreiber, Ehrenbürger Roms. 1852 in Corsica, später alle Teile Italiens bereisend; 1880 und 1882 in Griechenland und im Orient. «Wanderjahre in Italien» (1856–1877), «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter» (1859–1872), «Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter» (1889).

Attische Landschaft. (Niederschrift 1880.) Druck: Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur von Ferdinand Gregorovius. Bd. I. Leipzig 1887. S. 129 ff.

*

GRIMM, Jacob

Italien. (Vorgelesen in der kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1844.) Druck: Kleinere Schriften. Bd. I. Berlin 1864. Italienische und Scandinavische Eindrücke. S. 58 ff.

*

HAMMER-PURGSTALL, Joseph Freiherr von, geb. 1774 zu Graz, gest. 1856 in Wien. Begründer der deutschen Orien-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

talistik, erster Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften. 1799 und 1802–1806 in Konstantinopel, 1801 in Ägypten. «Geschichte des Osmanischen Reiches» (1827–1834) und andere Geschichtswerke, Übersetzungen orientalischer Schriften, Reiseschilderungen.

Rhodos. Druck: Topographische Ansichten gesammelt auf einer Reise in die Levante von Joseph von Hammer. Wien 1811. S. 61 ff.

Vorgelände von Brussa. Druck: Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos und von da zurück über Nicäa und Nicomedien von Joseph von Hammer. Pesth 1818. S. 3 ff.

*

HEHN, Victor, geb. 1813 zu Dorpat, gest. 1890 in Berlin. Sprachforscher und Kulturhistoriker, seit 1856 Oberbibliothekar an der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg, später wirkl. Staatsrat. Verschiedene Reisen in Italien, Frankreich und Belgien. «Italien. Ansichten und Streiflichter» (1864), «Kulturpflanzen und Haustiere» (1869).

Italische Landschaft. (Reise 1839–1840.) Druck: Italien. Ansichten und Streiflichter. Zweite stark vermehrte Auflage. Berlin 1879. S. 44 ff.

*

HEINSE, Wilhelm

Der Rigi. (Reise 1780.) Druck: Sämmtliche Werke. Bd. x. Briefe. Bd. II. Von der italienischen Reise bis zum Tode. Leipzig 1910. S. 22 ff.

Tivoli. (Reise 1782.) Druck: ebenda S. 165 ff.

Rom. (Reise 1780–1783, Niederschrift 1785.) Druck: Sämmtliche Werke. Bd. IV. Leipzig 1902. S. 164 ff.

*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

HERDER

Das Meer. Druck: Sämmtliche Werke. Herausgegeben von B. Suphan. Bd. IV. Berlin 1878. «Journal meiner Reise im Jahr 1769». S. 350 ff.

*

HIRSCHFELD, Christian Cay ‹Cajus› Lorenz, geb. 1742 zu Nüchel bei Eutin, gest. 1792 in Kiel. Professor der Philosophie in Kiel. «Theorie der Gartenkunst» ‹1779–1785›.

Der Heeschenberg. Druck: Theorie der Gartenkunst. Bd. II. Leipzig 1780. S. 137 ff.

Blumen in der Landschaft. Druck: ebenda S. 76 ff.

*

HÜGEL, Carl Alexander Anselm Freiherr von, geb. 1796 zu Regensburg, gest. 1870 in Brüssel. Österreichischer Staatsmann und Naturforscher. 1830–1835 Reise nach Indien und Kaschmir. «Kaschmir» ‹1840–1842›, «Der Stille Ozean» ‹1860›.

Kaschmir. ‹Reise 1835.› Druck: Kaschmir und das Reich der Siek. In vier Bänden. Bd. II. Stuttgart 1840. S. 177 ff.

*

HUMBOLDT, Alexander von

Der Chimborazo: Besteigung. ‹Reise 1802.› Druck: Kleinere Schriften. Bd. I. Stuttgart und Tübingen 1853. Über einen Versuch den Gipfel des Chimborazo zu ersteigen. S. 137 ff.

Über Steppen und Wüsten. ‹Reise 1799–1804.› Druck: Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen. Von Alexander v. Humboldt. Bd. I. Dritte verbesserte u. vermehrte Ausgabe. Stuttgart u. Tübingen 1849. S. 1 ff.

Fälle des Orinoko. ‹Reise 1799–1804.› Druck: ebenda S. 268 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Chimborazo: Beschreibung. ‹Reise 1802.› Druck: Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente americanischer Völker von Alexander von Humboldt. 2. Heft. Tübingen 1810. S. 67 ff.

*

HUMBOLDT, Wilhelm von

Die französische Nutzlandschaft. ‹Reise 1801.› Druck: Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Bd. II. Von der Vermählung bis zu Humboldts Scheiden aus Rom 1791–1808. Berlin 1907. S. 82 ff.

Übergang in die Pyrenäen. ‹Reise 1801.› Druck: ebenda S. 85 ff.

Der Monserrat. ‹Reise 1799–1800.› Erstdruck: 1803. – Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander von Humboldt. Berlin 1909. S. 129 ff.

St. Jean de Luz. ‹Reise 1799–1800.› Druck: Werke. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Bd. III. Berlin 1904. S. 114 ff.

*

IMMERMANN, Karl

Augenblicksbilder: Worms, Heidelberg, Die Sächsische Schweiz, Ahr und Lahn ‹1832›, Wetzlar ‹1832›. Druck: Schriften. Bd. II. Düsseldorf 1835. S. 68–580 passim.

*

JUNGHUHN, Franz Wilhelm, geb. 1809 zu Mansfeld, gest. 1864 in Lembang. Geograph und Naturforscher. Bereiste 1835–1848 Java und Sumatra. «Topographische und Naturwissenschaftliche Reisen durch Java» ‹1845›, «Java. Seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart» ‹deutsch 1852–1854›.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Javanische Dorfwälder. Druck: Java. Seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart. Nach der zweiten, verbesserten Auflage des Holländischen Originals, ins Deutsche übertragen v. J. K. Hasskarl. Bd. 1. Leipzig 1852. S. 177 ff.

*

KLEIST, Heinrich von

Würzburg. ‹Niederschrift 1800.› Druck: Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben v. Erich Schmidt. Bd. v. Briefe. Leipzig ‹o. J.› S. 144 ff.

*

LICHTENSTEIN, Martin Heinrich Karl, geb. 1780 zu Hamburg, gest. 1857 auf einer Seereise, in Kiel beerdigt. Professor der Zoologie in Berlin, Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin. 1803–1806 in der Capkolonie. «Reisen im südlichen Africa» ‹1811›.

Die Karroo. Druck: Reisen im südlichen Africa in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806. Th. 1. Berlin 1811. S. 195 ff.

*

MARTIUS, Carl Friedrich Philipp von, geb. 1794 zu Erlangen, gest. 1868 in München. Professor der Botanik in München, Mitglied der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bereiste mit dem Zoologen Spix in den Jahren 1817–1820 Brasilien. «Reise in Brasilien» ‹1823–1831›.

Brasilianischer Urwaldtag. Druck: Reise in Brasilien in den Jahren 1817 bis 1820 gemacht von weiland Dr. Joh. Bapt. von Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius. Dritter und letzter Theil, bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. F. P. von Martius. München 1831. S. 889 ff.

Physiognomie des Pflanzenreiches in Brasilien. ‹Rede 1824.› Druck: Festreden der baierischen Akademie 1822–1825.

*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

MOLTKE, Helmuth Karl Bernhard Graf von, geb. 1800 zu Parchim, gest. 1891 in Berlin. Preussischer Generalfeldmarschall. Bereiste 1835–1839 als einer der preussischen Reorganisatoren der türkischen Armee die Türkei; später Reisen in Italien, Spanien und Frankreich. «Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei, 1828 und 1829» (1845), «Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten» (Berlin 1891–1893).

Thrakisch Troische Engen und Ufer. Druck: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Bd. VIII. Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, aus den Jahren 1835–1839. Berlin 1893. S. 44–80 passim.

*

MORITZ, Karl Philipp, geb. 1757 zu Hameln, gest. 1793 in Berlin. Professor der Altertumskunde an der Berliner Kunstakademie, Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin. Reisen in Italien 1786–1788. «Über die bildende Nachahmung des Schönen» (1788), «Anton Reiser. Ein psychologischer Roman» (1785–1790), «Reisen eines Deutschen in Italien» (1792–1793).

Villa Borghese. Druck: Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786–1788. In Briefen. Th. II. Berlin 1792. S. 222 ff.

*

MÜLLER, Karl Otfried, geb. 1797 zu Brieg, gest. 1840 in Athen. Seit 1819 Professor der Philologie in Göttingen. Reiste 1839 über Italien nach Griechenland. «Geschichten hellenischer Stämme und Städte» (1820–1824), «Handbuch der Archäologie der Kunst» (1830).

Schema des Peloponnes. Druck: Geschichten hellenischer Stämme und Städte. Zweite, nach den Papieren des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verfassers berichtigte und vermehrte Ausgabe, von F.W. Schneidewin. Bd. II. Die Dorier, erste Abtheilung. Breslau 1844. S. 68 ff.

*

NISSEN, Heinrich, geb. 1839 zu Hadersleben, gest. 1912 in Bonn. Bereiste Italien 1863–1866. Professor der alten Geschichte in Marburg, Göttingen, Strassburg und Bonn. «Italische Landeskunde» (1883–1902).

Uritalische Landschaftsformation. Druck: Italische Landeskunde. Bd. I. Land und Leute. Berlin 1883. S. 460 ff.

Pflanzendecke der italischen Erdoberfläche. Druck: ebd. S. 419 ff.

*

NOVALIS

Zauberlandschaft. (Niederschrift um 1799.) Druck: Novalis Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses von Ernst Heilborn. Th. I. Berlin 1901. Heinrich von Ofterdingen. S. 6 ff.

*

PALLAS, Peter Simon, geb. 1741 zu Berlin, dort 1811 gestorben. Naturforscher und Ethnologe. Bereiste im Auftrag der Kaiserin Katharina und der Petersburger Akademie in den Jahren 1768–1774 Sibirien; zweite Reise nach Südrussland und in die Krim 1793–1794. «Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches» (1771–1776).

Die Krim. (Reise 1794.) Druck: P.S. Pallas, Physikalisch-topographisches Gemälde von Taurien. Ein Auszug aus dem Tagebuche der vom Verfasser im Jahre 1794 gemachten Reise. Neue Ausgabe. Leipzig 1806. S. 66 ff.

*

PASSARGE, Ludwig, geb. 1825 zu Wolittnick in Ostpreus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sen, gest. 1912 in Lindenfels im Odenwald. Jurist und Schilderer seiner Heimat. «Aus dem Weichseldelta» (1857).

Kurische Nehrung. Druck: Aus baltischen Landen. Studien und Bilder von Louis Passarge. Glogau 1878. S. 148 ff.

*

POEPPIG, Eduard Friedrich, geb. 1798 zu Plauen, gest. 1868 in Wahren bei Leipzig. Seit 1833 Professor der Zoologie in Leipzig. Reisen in Südamerika 1827–1832. Botanische und zoologische Werke.

Kamm der Anden. Erstdruck: Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827–1832 von Eduard Poeppig. Bd. II. Leipzig 1836. S. 244 ff.

*

PROKESCH, Anton, später Graf von Prokesch Osten, geb. 1795 zu Graz, gest. 1876 in Wien. Österreichischer Militär, Diplomat und Geschichtsschreiber, 1848 Feldmarschalllieutenant, Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften, zuletzt Botschafter in Konstantinopel. Bereiste als Diplomat und Beobachter des griechischen Freiheitskampfes 1823–1830 Griechenland und die Levante. «Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient» (1836–1837).

Orientalische Studien und Entwürfe:

Wadi-Halfa. (Reise 1827.) Druck: Das Land zwischen den Katarakten des Nil. Mit einer Karte, astronomisch bestimmt und aufgenommen im Jahre 1827 von A. Prokesch Ritter von Osten. Wien 1831. S. 15 ff.

Alexandria. Druck: Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien. Von Anton von Prokesch. Bd. I. Wien 1829. S. 2 ff.

Salamis. Druck: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus dem Orient. Aus Jul. Schnellers Nachlass herausgegeben von Dr. Ernst Münch. Bd. II. Stuttgart 1836. S. 367 ff.

*

RICHTER, Adrian Ludwig, geb. 1803 zu Dresden, gestorben dort 1884. Maler und Lehrer an der Dresdener Kunstakademie. In Frankreich 1820, in Rom 1823–1826.

Olevano. ‹Reise 1824.› Druck: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers von Ludwig Richter. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen. Herausgegeben von Heinrich Richter. 3. Auflage. Frankfurt a. M. 1886. S. 162 ff.

*

RITTER, Carl, geb. 1779 zu Quedlinburg, gest. 1859 in Berlin. Professor der Erdkunde in Berlin, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Reisen in der Schweiz, in Italien, England, Schottland, Irland, Griechenland und den Balkanländern. «Europa. Ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde» ‹1804›, «Die Erdkunde im Verhältniss zur Natur und zur Geschichte des Menschen» ‹1. Auflage 1817›.

Die Formen und Stellungen der gesonderten Hoch- und Tiefländer Asiens. Druck: Die Erdkunde im Verhältniss zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physicalischen und historischen Wissenschaften. Th. II. Zweites Buch. Asien Bd. I. Zweite stark vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. Berlin 1832. S. 62 ff.

Der Montblanc: Aufbau des Massivs. Druck: Geographisch-historisch-topographische Beschreibung zu K. W. Kummer's Stereorama oder Relief des Montblanc-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebirges und dessen nächster Umgebung, von C. Ritter. Berlin 1824. S. 1 ff. und S. 37 ff.

Der Montblanc: Besteigung des Montanvert und des Eismeers. Druck: ebenda S. 42 ff.

*

RITTER, Karl, geb. 1800 zu Lungwitz bei Dresden. Blumenzüchter und Hortolog; Gartendirektor des Grafen Ludwig Szechenyi in Ungarn. Unternahm, von Kaiser Franz I. beauftragt, 1819–1822 eine naturhistorische Reise nach Hayti. «Hayti» (1836).

Hayti. Druck: Naturhistorische Reise nach der westindischen Insel Hayti. Stuttgart 1836. S. 174 ff.

*

ROON, Albrecht Theodor Emil von, geb. 1803 zu Pleushagen bei Kolberg, gest. 1879 in Berlin. Preussischer Kriegsminister und Generalfeldmarschall. « Militairische Länderbeschreibung von Europa» (1837).

Militärische Ansicht Spaniens. Druck: Die iberische Halbinsel, eine Monographie aus dem Gesichtspunkte des Militairs, von A. v. Roon. Erste Abtheilung. Das Kriegstheater zwischen dem Ebro und den Pyrenäen. Berlin 1839. S. 49 ff.

*

SCHINKEL, Karl Friedrich, geb. 1781 zu Neuruppin, gest. 1841 in Berlin. Maler und Baumeister. 1803–1805 und 1824 in Italien, 1826 in Frankreich, England und Schottland.

Triest. (Reise 1803.) Druck: Aus Schinkel's Nachlass. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen. Mitgeteilt von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Bd. I. Berlin 1862. S. 5 ff.

*

SCHOPENHAUER, Johanna, geb. 1766 zu Danzig, gest.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1838 in Jena. Die Mutter Arthur Schopenhauers. Bereiste mit ihrem Gatten 1787 England, dann 1803–1804 Frankreich, Belgien, Holland, England und Österreich. «Reisen nach England, Schottland und Frankreich» (1813–1816).

Das englische Landhaus. (Reise 1803–1804.) Druck: Sämmtliche Schriften. Bd. XV. Leipzig 1834. S. 122 ff.

*

SEETZEN, Ulrich Jasper, geb. 1767 zu Sophiengroden, Kirchspiel Middoge in der Herrschaft Jever, 1811 auf der Reise zwischen Moccha und Sanaa (in Südarabien) tot aufgefunden. Arzt und Forscher, Mitglied der naturforschenden Gesellschaften in Berlin und Jena. Reisen in Westdeutschland und Holland 1791–1793. Forschungsreise 1802–1811 in Syrien, Palästina, Ägypten und Arabien. Seine geretteten Tagebücher wurden 1854 ff. herausgegeben.

Besteigung des Horeb. (Reise 1807.) Druck: Ulrich Jasper Seetzen's Reisen durch Syrien, Palästina, Phönicien, die Transjordan-Länder, Arabia Petraea und Unter-Aegypten. Herausgegeben und commentirt von Prof. Dr. Fr. Kruse in Verbindung mit Prof. Dr. Hinrichs, Dr. G. Fr. Hermann Müller und mehreren andern Gelehrten. Bd. III. Berlin 1855. S. 67 ff.

*

SIEBOLD, Philipp Franz von, geb. 1796 zu Würzburg, gest. 1866 in München. Begleitete 1826 als Arzt eine holländische Handelsmission nach Japan und wurde dessen wissenschaftlicher Erschliesser, zugleich aber der Erwecker europäischer Wissenschaft auf japanischem Boden. 1830 nach Holland zurückgekehrt, besuchte er 1859 Japan noch einmal. «Nippon» (1852) und zahlreiche naturkundliche Werke über das japanische Inselland.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Japanische Pflanzengeographie. ‹Reise 1826.› Druck: Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan. Bd. II. S. 78 ff.

*

STEUB, Ludwig, geb. 1812 zu Aichach in Oberbayern, gest. 1888 in München. Jurist und Schilderer Tirols, der Alpenländer und Altbayerns. 1834–1836 in Griechenland. «Bilder aus Griechenland» ‹1841›.

Südtirol. ‹Reise 1844.› Druck: Drei Sommer in Tirol von Ludwig Steub. München 1846. S. 370 ff.

*

STIFTER

Waldburg. Erstdruck: 1844. – Sämmtliche Werke. Bd. I. Studien. Herausgegeben von August Sauer. ‹Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Bd. XI.› Prag 1904. S. 211 ff.

Wien. ‹Niederschrift 1844.› Druck: Vermischte Schriften. Herausgegeben von Johannes Aprent. Bd. II. Pest 1870. S. 12 ff.

*

STOLBERG, Friedrich Leopold Graf von

Abstieg nach Italien. ‹Reise 1791–1792.› Druck: Fr. L. Graf von Stolberg. Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. Bd. I. Königsberg und Leipzig 1794. S. 265 ff.

*

SULZER, Johann Georg, geb. 1720 zu Winterthur, gest. 1779 in Berlin. Seit 1750 Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, und Professor der Mathematik an der Berliner Ritterakademie. Reise nach Frankreich und Italien 1775–1776. «Allgemeine Theorie der schönen Künste» ‹1771–1774›.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nizza. Druck: Johann George Sulzers Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reise und Rückreise. Leipzig 1780. S. 177 ff.

*

TIECK

Landschafts-Vision. (Niederschrift 1833.) Druck: Ludwig Tieck's gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. Fünftes Bändchen. Breslau 1838. Eine Sommerreise. S. 38 ff.

*

WARSBERG, Alexander Freiherr von, geb. 1836 zu Saarburg bei Trier, gest. 1889 in Venedig, wo er als österreichischer Generalkonsul zuletzt im Amt war. Zahlreiche Reisen in Griechenland, Syrien, Ägypten. «Odysseeische Landschaften» (1878), «Homerische Landschaften» (1884).

Livato. Druck: Odysseeische Landschaften. Bd. III. Das Reich des Odysseus. Wien 1879. S. 75 ff.

Ithaka. Druck: ebenda S. 135 ff.

*

WELCKER, Friedrich Gottlieb, geb. 1784 zu Grünberg in Hessen, gest. 1868 in Bonn. Als Erzieher der Kinder Wilhelm von Humboldts 1806 in Rom, 1809 Professor der griechischen Literatur und Archäologie in Giessen, seit 1819 in Bonn. 1841–1843 Reisen in Italien, Griechenland und Kleinasien. «Griechische Götterlehre» (1857–1862), «Alte Denkmäler» (1849–1864), «Kleine Schriften» (1844–1867).

Hellenische Umrisse: Mykenae, Pylos, Arkadia. (Reise 1842.) Druck: Tagebuch einer Griechischen Reise von F. G. Welcker. Bd. I. S. 177 ff.; S. 235 ff.

*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

INHALT

Johann G. Sulzer: Nizza ..... Seite 6
Karl Philipp Moritz: Villa Borghese 10
C. C. L. Hirschfeld: Der Heeschenberg 14
Gessner: Die Gegend im Grase 22
Goethe: Aus Werther 25
C. C. L. Hirschfeld: Blumen in der Landschaft 29
Herder: Das Meer 36
Goethe: Schweiz 40
Friedrich Leopold von Stolberg: Abstieg nach Italien . 49
Heinse: Der Rigi 55
Heinse: Tivoli 59
Heinse: Rom 63
Johanna Schopenhauer: Das englische Landhaus 65
Georg Forster: Amsterdam 70
Georg Forster: Der Kölner Dom 73
Georg Forster: Das Rheintal 75
Wilhelm von Humboldt: Die französische Nutzlandschaft 78
Wilhelm von Humboldt: Übergang in die Pyrenäen . 80
Wilhelm von Humboldt: Der Monserrat 87
Georg Forster: Tahiti 89
Wilhelm von Humboldt: St. Jean de Luz 95
Peter Simon Pallas: Die Krim 98
Ulrich Jasper Seetzen: Besteigung des Horeb 102
Alexander von Humboldt: Der Chimborazo . Besteigung 109
Heinrich Lichtenstein: Die Karroo 117
Alexander von Humboldt: Über Steppen und Wüsten 122
Goethe: Der Granit 137

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alexander von Humboldt: Fälle des Orinoko .. Seite 141
Leopold von Buch: Der Pic von Teneriffa 149
Alexander von Humboldt: Der Chimborazo. Beschreibung 161
Carl Ritter: Die Formen und Stellungen der gesonderten Hoch- und Tiefländer Asiens 167
Carl Ritter: Der Montblanc. Aufbau des Massivs 181
Carl Ritter: Der Montblanc. Besteigung des Montanvert und des Eismeers 201
Leopold von Buch: Die Auvergne 214
Leopold von Buch: Der Montdor 220
Karl Ritter: Hayti 227
Carl von Martius: Brasilianischer Urwaldtag 234
Eduard Poeppig: Kamm der Anden 239
Franz Junghuhn: Javanische Dorfwälder 243
Carl von Martius: Physiognomie des Pflanzenreiches in Brasilien 247
Hermann Abich: Der Ararat 264
Philipp Franz von Siebold: Japanische Pflanzengeographie 272
Joseph von Hammer-Purgstall: Rhodos 277
Joseph von Hammer-Purgstall: Vorgelände von Brussa 281
Heinrich von Kleist: Würzburg 286
Immermann: Augenblicksbilder (Worms, Heidelberg, Die Sächsische Schweiz, Ahr und Lahn, Wetzlar).. 290
Schinkel: Triest 300
Ludwig Richter: Olevano 304
Annette von Droste-Hülshoff: Lieblingsblick 306
Bettina Brentano: Rheinlandschaft 309
Tieck: Landschafts-Vision 320
Novalis: Zauberlandschaft 325

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stifter: Waldburg ..... Seite 330
Jacob Grimm: Italien 333
Friedrich Gottlieb Welcker: Hellenische Umrisse (Mykenae, Pylos, Arkadia) 337
Karl Otfried Müller: Schema des Peloponnes 345
Moltke: Thrakisch Troische Engen und Ufer (Die Dardanellen, Alexandria Troas, Smyrna) 349
Roon: Militärische Ansicht Spaniens 357
Carl Gustav Carus: Paris 363
Stifter: Wien 371
Ernst Curtius: Boden und Klima von Athen 377
Jakob Ph. Fallmerayer: Tempe 388
Ferdinand Gregorovius: Attische Landschaft 395
Victor Hehn: Italische Landschaft 403
Ernst Curtius: Chorographische Aufrisse aus Griechenland (Lykaion, Lakonien, Naxos) 418
Heinrich Nissen: Uritalische Landschaftsformation .. 425
Heinrich Nissen: Pflanzendecke der italischen Erdoberfläche 432
Jakob Ph. Fallmerayer: Die Lage Jerusalems 435
Ludwig Passarge: Kurische Nehrung 444
Alexander von Warsberg: Livato 453
Alexander von Warsberg: Ithaka 459
Carl von Hügel: Kaschmir 462
Ludwig Steub: Südtirol 466
Anton von Prokesch Osten: Orientalische Studien und Entwürfe (Wadi-Halfa, Alexandria, Salamis) 473

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VERLAG DER BREMER PRESSE · MÜNCHEN · 1927
Gesetzt in der Werkstatt des Verlages, gedruckt von Meisenbach Riffarth & Co., München, auf Zanders Alfa Papier.
Den Titel und die Initialen hat Anna Simons gezeichnet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

EA

50.-

K.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

GHP : 11CJV2433

<17+>04518TCS925134NO

GHP: 11 CJV2433

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
11

DER DEUTSCHE IN DER LANDSCHAFT

CJV
2433
1·9·2·7